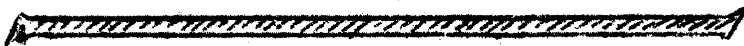
# Das Unterrichtswerk der Deutschen Lebenskunde





BAND 2

DER RUF DER AHNEN

von

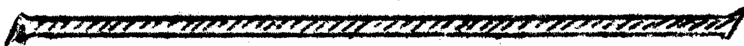
F. DIEPOLD

1953

LEBENSKUNDE-VERLAG DIEPOLD

HAMBURG 20

# Das Unterrichtswerk der Deutschen Lebenskunde





B A N D 2

D E R R U F D E R A H N E N

v o n

F. D I E P O L D

1953

LEBENSKUNDE-VERLAG DIEPOLD

HAMBURG 20

S o

m a h n e n

d i e   A h n e n :

Wertvoll und wichtig ist auch unser Volkstum.

Es birgt ein tiefes Geheimnis.

Halte ihm darum die Treue

und liebe seine Vergangenheit!

Denn hier sind ewige Quellen:

Sie spenden dir Kräfte.

Die Besten unseres Blutes seien dir Vorbild!

Lebe ihnen nach, schlicht und wahrhaftig!



Titelzeichnung: Alfred Schwenn. Notdruck: Diepold

Berichtigung zur Seite 31, viertletzter Abschnitt: Die Gnitaheide ist nach Ulrich von Motz, Siegfried=Armin im Weserbergland westlich von Bad Salzuflen zu suchen. Darum muß es dort heißen:

Im Weserbecken angekommen,...

# G E R M A N I S C H E   G Ö T T E R S A G E N

## Das Weltbild der Germanen

Die Urheimat unserer Ahnen, der Germanen, war in grauer Vorzeit der südliche Teil von Schweden und Norwegen, das dänische Gebiet und Norddeutschland; von hier aus breiteten sie sich nach Osten, Süden und Westen aus.

Hier führten sie, umrauscht von gewaltigen Eichenwäldern, mit ihren Sippen als Bauern, Jäger und Fischer ihr Leben. An der Küste trieben sie auch Seefahrt.

Rauhe Berge und unzugängliche Sümpfe trennten sie von der übrigen Welt. So schufen sie sich, von fremden Einflüssen unberührt, aus ihren Erfahrungen und Erlebnissen mit der Natur ein eigenes Weltbild, das ihrer Art entsprach.

Noch fehlten ihnen die Erkenntnisse für Ursache und Wirkung des Naturgeschehens. Aber staunend und ehrfürchtig standen sie vor den Gewalten der sie umgebenden, sie ernährenden und zugleich bedrohenden Natur. In allen Dingen verehrten sie das heilige Geheimnis des Lebens und schufen sich Wesen, die das Naturgeschehen versinnbildlichten und das Weltall beseelten. Ihre innige Naturverbundenheit brachte ihr Leben in Einklang mit den Naturgesetzen, deren Ordnung sie als Schutz und Zuflucht erkannten. So bildeten sie eine Einheit mit der Natur und erahnten in allen Dingen das Göttliche.

Sie suchten Antwort auf die ewige Frage der Menschheit nach dem Sinn und Ursprung des Lebens und deuteten sie in immer neuen Gleichnissen und Bildern. In langen Zeiträumen wurden hieraus Mythen und Sagen gestaltet, die von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurden. Vor sechs- bis siebenhundert Jahren sind dann endlich im fernen Island diese alten Lieder über die Götter und Helden unserer Vorfahren aufgezeichnet worden. Das Buch, in dem sie gesammelt wurden, heißt "Edda". Aus ihm spricht noch heute zu uns die Stimme der Ahnen.

Lucie Evard

## Die Sage vom Ursprung des Alls

"Ich heische Gehör von den heilgen Geschlechtern.
von Heimdalls Kindern, den hohen und niedern;
Walvater wünscht es, so will ich erzählen
der Vorzeit Geschichten aus frühster Erinnrung."

(Edda)

Im Urbeginn der Zeiten, noch bevor Welt und Leben entstanden waren, gab es nichts, als einen gähnenden, von Finsternis erfüllten Abgrund. - Aus ihm wuchs im Norden ein gewaltiges Gletschergebirge hervor, das eisige, öde Nebelreich Niflheim. Im Süden aber wurde die Finsternis von blendendem Feuerschein durchbrochen. Hier flammte Muspelheim, das Feuerreich, auf. Aus ihm sprühte, gleich einem Sternenmeer, ein Funkenregen empor und rieselte in den Abgrund. - Da begannen von der Hitze, die Muspelheim ausstrahlte, auf Niflheim die Gletscher zu schmelzen, und als gewaltige Eis-

ströme stürzten sie brausend in die gähnende Tiefe. Im Abgrund aber mischten sich Feuer und Wasser,und die Wasser brüllten und tosten,der Wind heulte und zischender Dampf stieg auf.

Da reckte sich aus dem Toben der Naturgewalten ein lebendes Wesen auf,mächtig,roh und ungeschlacht,doch wie ein Mann anzusehen: Ymir,der Tosende,der Brüller,war geworden,von dem das Geschlecht der Reifriesen stammt. Aus seinen Armen und Beinen aber entsprangen seine Nachkommen,die mit ihm im Abgrund brüllten und tobten.

Und weiter zehrte das Feuer an den Gletschern Niflheims,bis aus den wogenden Nebeln über ihnen ein Gehörn emporragte. Dann trat aus dem tauenden Eise Andunla,die Ernährerin der Welt,die heilige Himmelskuh,hervor. Aus ihren strotzenden Eutern ergossen sich vier Milchströme,die auch Ymir und sein Geschlecht ernährten.

Hungrig leckte die Kuh an Eisblöcken,die salzig waren: Da bildete sich das H_aupt eines Mannes, und schließlich trat ein ganzer Körper aus dem Eise hervor. Buri war es,der Erbauer,der erste der Götter. Er war wohlgestaltet,groß und stark und schön von Angesicht. - Sein Sohn Börr stieg aus der Öde der Gletscherwelt hernieder in den brüllenden Abgrund und vermählte sich mit Bestla,der Riesentochter. Da entstand aus Götterkraft und Riesenstärke O d i n ,der mächtigste der Asen,der die Herrschaft der Götter begründete.

Mit seinen Brüdern Wili und We tötete er Ymir,und in seinem Blut,das den gähnenden Abgrund füllte,ertränkte er das Geschlecht der Reifriesen. Nur einem von ihnen,Bergelmir,gelang es,mit seinem Weibe zu entkommen:Er wurde der Stammvater des jungen Riesengeschlechts.

Aus Ymirs Leibe schuf der ordnende Wille der Asen die Welt: Aus seinem Fleische wurde die Erde,sein Gebein zum Gebirge und aus dem Blute das Meer. Aus dem hohlen Schädel entstand das Himmelsgewölbe und aus dem Hirn die Wetterwolken. Das Funkenheer, welches von Muspelheim sprühte,bestimmten die Asen,am Himmel seine geordneten Bahnen zu ziehen, und nun strahlte das Licht,das bisher ziellos durch den Weltenraum gestoben war,beruhigt vom Himmel. Rings um die Küsten der Erde,die eine runde Scheibe ist, brandete das Weltmeer. Dorthin,an den Rand der Welt,bannten die Götter das Geschlecht der Riesen.

Inmitten der Erde lag M i d g a r d ,ein leerer Raum,in dem nur Zwerge lebten,die aus dem Fleische Ymirs hervorquollen. Dort standen zwei Bäume am Rande des Meeres,eine Ulme und eine Esche. Aus ihnen schufen die Götter das erste Menschenpaar,den Mann Ask und das Weib Embla,deren Geschlecht fortan in Midgard lebte.

Aus den Tiefen der Erde aber wächst die Esche Y g d r a s i l, der heilige Weltenbaum,empor,ein gewaltiger Stamm,dessen Wipfel sich über die ganze Welt bis über die Wolken erstreckt und das Himmelsgewölbe stützt. In ihrem Schutze ruht das All. Hier,unter ihrem Wipfel,bauten sich die Asen ihren Wohnsitz,das herrliche A s g a r d . Hoch droben liegt es,im strahlenden Himmelsblau, auf dem Idafeld. Im Nebelgewölk,auf dem Dache der hohen Halle von Odins Wohnsitz,weidet Heidrun,die heilige Himmelsziege,und nascht vom Laube der Esche.

Drei Wurzeln halten den Weltenbaum aufrecht. Die erste dringt bis zum Reiche der Asen; die zweite geht zu den Reifriesen,dorthin,wo einst der gähnende Abgrund war; und die dritte reicht bis nach Niflheim. Hier befindet sich der brodelnde Kessel,an dessen

Rand der Drache Nidhögg, der Neidwurm, hockt und gierig die Wurzel benagt und das Leben der heiligen Esche bedroht. Unter dem brodelnden Kessel aber liegen so viele Schlangen, daß niemand sie zu zählen vermag.

Unter der zweiten Wurzel rauscht ein Brunnen, in dessen Wassern Weisheit und Verstand verborgen sind. An seinem Rande sitzt der weise Mimir und trinkt jeden Morgen von den klaren Wassern.

Die dritte Wurzel, welche nach Asgard dringt, führt zu dem Brunnen Urda, dessen Wasser so heilig sind, daß alle Dinge, die in diesen Born kommen, so weiß und rein werden wie das Häutchen der Eierschale. Dort sitzen am Stamme der Weltenesche die drei Nornen Urd, Werdandi und Skuld. Aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft spinnen sie die Zeit, werfen die Runen und bestimmen der Menschheit Los. Die Wasser des Urdborns bilden einen kleinen See: auf diesem kreisen zwei Schwäne, die Jugend und das Alter. (Siehe die Zeichnung auf Seite 103 im ersten Band der "Lebenskunde".)

Am Urdborn ist der Götter vornehmster und heiligster Aufenthalt. Täglich reiten sie von Asgard dort hin, über Bifröst, die auch Asenbrücke heißt und sich als schimmernder Bogen von Asgard zur Erde herniederschwingt. - Hier ist die Gerichtsstätte der Asen. Dann gellt hoch oben aus dem Gezweig des heiligen Baumes der Schrei des göttlichen Adlers, und vergeblich sucht das neugierige Eichhörnchen, das am Stamme der Esche ruhelos auf und nieder läuft, zwischen ihm und dem Drachen Nidhögg Streit zu stiften.

Vier Hirsche bedrohen weiter das Leben der Esche Ygdrasil: Sie springen durch sein Gezweig und äsen die Knospen von den heiligen Zweigen. Aber die Nornen wachen und sprengen täglich den Weltenbaum mit den Wassern des Urdborns, sodaß seine Zweige niemals verdorren können.

Lucie Evard

## Odin

Odin, auch Allvater genannt, ist der älteste und höchste der Asen, der über alle Dinge herrscht. Ihm dienen und folgen die anderen Götter wie die Kinder ihrem Vater. Odin sorgt für die Welt, die sein Wille hervorbrachte und welcher ständig Vernichtung droht. Denn im brausenden Meer, im prasselnden Feuer, im Sturm der Lüfte und in den dunklen Tiefen der Erde hausen zerstörende Gewalten, Ungeheuer und Unholde. Die Thursen sind es, die alles hassen, was geordnet ist und fest besteht. Haßvoll trachten sie darnach, der Asen Gewalt und ihre Welt zu zerstören. Auch unter der Menschen Geschlecht, das sich ständig vermehrt, sind viele nicht besser als sie.

Da gilt es denn, wachsam zu sein und die Pläne der Zerstörer zu durchschauen. So steigt Odin hinab in die Tiefen der Unterwelt, damit Wala, die Seherin, ihm die Geschicke künde. Und er geht zu Mimir, dem weisen Wassergeist, und überläßt ihm ein Auge für einen Trunk aus dem Brunnen der Weisheit. Dann begibt er sich als Wanderer unerkannt unter die Menschen, schaut nach dem Rechten und sieht zu, was not tut.

Dunkel, wie eine Wetterwolke, ist sein Sturmhut, den er tief in die Stirn zieht, und ein weiter blauer Mantel umhüllt seine Gestalt . Sein langer grauer Bart weht im Winde, und sein helles Auge durchdringt alle Dinge und sieht das Verborgene.

In Asgard hat jeder der Asen sein eigenes Heim sich erbaut.

Den herrlichsten Wohnsitz hat Odin. Das Dach der Halle schützen Schindeln aus ehernen Schilden, und über dem Giebel kreuzen sich Speerschäfte mit blinkenden Erzspitzen. Ein kunstvoll geschnitzter Wolf reißt über dem Bogen der Haustür den gierigen Rachen auf, und über ihm späht ein Adler mit schwingenden Flügeln auf vorgerecktem Halse den Gästen entgegen.

Wenn sich irdische Männer zum Streite erheben, tritt Odin aus seiner Halle. Auf dem Haupte funkelt ihm der Goldhelm; die Brünne blitzt und seine Rechte hält den tönenden Speer Gungnir umspannt. Er besteigt Sleipnir, seinen achtfüßigen Schimmel mit schimmernder Mähne, der ihn pfeilschnell davonträgt. Über dem Kampffelde hält Odin und schleudert den Speer mit gewaltiger Hand über die Heere hinweg. Da entsteht ein Sausen und Klingen, daß Kampfesmut die Herzen der Männer entflammt. Mit erhobenen Speeren stürzen sie gegeneinander und bald fließt aus den Wunden das Blut. Da schweben aus den Wolken die Walküren, die Schildmägde, herab, die Odin begleitet haben. Sie heben die gefallenen Helden in den Sattel ihrer Rosse und sprengen mit ihnen nach Odinsheim.

Nun leben die Gefallenen in Walhall, im Saal der Odinshelden, die auch E i n h e r i e r genannt werden. Schimmernde Waffen und blitzende Schilde leuchten dort von den Wänden und auf dem Hochsitz thront Odin an der Tafel. Sein Auge strahlt wie die Sonne, und an seinem rechten Arm funkelt Draupnir, der Weltenreif. Auf der Lehne seines Sessels sitzen zwei Raben: Hugin, der schnell wie der Gedanke fliegt, und Munin, der ins Verborgene späht, bis in die Tiefen der Vergangenheit. Jeden Tag sendet sie Odin durch die Welt und täglich kehren sie zurück und raunen ihm ins Ohr, was sie gesehen und gehört haben. So wird ihm alles bekannt, was in der Welt geschieht.

Odin bedarf keiner Speise. Was für ihn auf die Tafel kommt, das erhalten seine Wölfe, der gierige Geri und der gefrässige Freki.

Die Einherier aber leben vom Fleische des Ebers Sährimir, dessen Fleisch niemals aufgezehrt werden kann. Sie leiden keine Not und werden sorglich gelabt mit Speise und Trank; denn Odin liebt seine Helden. Auf Wigrid, dem Walfeld, stellen sie sich täglich zum heldischen Kampfe gegeneinander. Am Abend aber, wenn der Kampf beendet ist, schließen sich ihre Wunden und sie kehren fröhlich als Freunde zurück. So läßt Odin sie in täglichem Streite erstarken; denn er weiß, daß er sie einstens gebrauchen wird zum letzten Ringen gegen die Riesen und Ungeheuer. So kündet die Edda:

"Es befehden sich Brüder und fällen einander;
Die Bande des Blutes brechen Schwestersöhne.
Arg ist's in der Welt, viel Unzucht gibt es.-
Beilzeit, Schwertzeit, es bersten die Schilde,
Windzeit, Wolfzeit, eh die Welt versinkt.-
Nicht einer der Menschen wird des anderen schonen."

Lucie Evard

## F r i g g

Die Asinnen sind nicht weniger heilig als die Asen, und ihre Macht ist nicht geringer.

Frigg (oder Frigga), die höchste und vornehmste von allen, ist die Gemahlin Odins. Von ihnen stammt das ganze Asengeschlecht. In Schönheit strahlend, taucht Frigg am Morgen aus den schimmernden Meeressälen ihres Palastes Fensalir am Himmel empor u. geht des Abends dort zur Ruhe. Sie ist die Sonnengöttin u. keinen liebt

sie so wie Odin. Er ist die Freude ihres Herzens. Wie Odin,so weiß auch Frigg die Schicksale der Welt;aber sie schweigt und sagt keinem etwas davon.

Auch die Götter hören auf ihren Rat und Odin selbst kommt,um sich von ihrer Weisheit beraten zu lassen,bevor er auf Heerfahrt geht. Ungern läßt Frigg den Geliebten ziehen,und als besorgte Gattin sagt sie zu ihm:"In den Höfen der Götter behielt' ich gerne den Heervater daheim!" Aber sie weiß,daß er den Kampf mit den Unholden und Ungeheuern führen muß,wenn die Welt erhalten bleiben soll. So läßt sie ihn ziehen und ruft ihm zum Abschied am Hoftore zu:"Reise gesund,gesund komm wieder,gesund wandre den Weg!"

In Friggs lichter Wärme erblüht auch die Liebe in den Menschengeschlechtern,die Frigg als Begründerin und Hüterin der Ehen betrachten. - Friggs Dienerin und Vertraute ist Fulla,die Göttin der Fülle. Ein goldenes Band umschlingt das lose wallende Haar der schönen Jungfrau. Sorglich trägt sie die Schmucktruhe Friggs,aus der es gleißt und funkelt. Sie hütet auch ihr Schuhzeug und wird von Frigg in die heimlichsten Pläne eingeweiht.

Lucie Evard

## T h o r und S i f

Dunkle Sturmwolken ziehen am Himmel auf,und heulend fährt der Wind durch die Lüfte. In der Ferne rollt der Donner und drohend kommt er näher. Grell zucken die Blitze aus schwerem Gewölk zur Erde hernieder,und der Mensch blickt besorgt empor und hofft, daß er und die Seinen,daß Haus und Hof verschont bleiben mögen.

Thor,der stärkste der Asen,der mächtigste Helfer Odins,ist zur Heerfahrt gegen die Riesen und Unholde ausgezogen,deren gefährlichster Feind er ist. Hoch und gewaltig steht er im Wagen, der von zwei schwarzen zottigen Böcken gezogen wird. Zahnknisterer und Zahnknirscher heißen sie,und in wilden Sprüngen reißen sie den Wagen durchs dunkle Wolkenmeer,daß die Räder rollen und rattern und krachen.

Thors Leib umspannt der Kraftgürtel,der seine Stärke verdoppelt,und seine feuerrote Haarmähne und den roten Bart peitscht der Sturm. Da sprühen seine feurigen Augen Funken und knisternd flammen die Haare auf;denn feurig ist Thor und leicht in Zorn zu bringen. Seine mächtige Rechte,vom Eisenhandschuh umschlossen, hält den Schaft des Blitzhammers Miölnir,des Zermalmers. Sie holt gewaltig aus und schleudert den Eisenhammer weithin durchs dunkle Gewölk. Da schwirrt der Blitzhammer grell aufleuchtend vom Himmel hernieder zur Erde und schlägt ein. Nach jedem Schlag aber kehrt er zurück in des Gottes eisenbewehrte Faust. Und dröhnend brüllt Thor seinen Kampfruf,daß die Riesen erzittern u.die Riesenweiber mit ihren Kindern angstvoll in die Höhlen der Gletscher entweichen.

Der Bauer aber blickt hoffnungsvoll zum Himmel empor,bis dem wilden Toben in den Lüften der Regen folgt,der den Acker fruchtbar macht. So ist Thor des Bauern mächtigster Freund,und sein Hammer Miölnir ist Göttern und Menschen heilig. Vertrag u.Verspruch,Ehe und Gesetz sind erst gültig,wenn Thor den Hammer darüber schwingt.

Freundlich und milde kehrt Thor von der wilden Heerfahrt heim,

denn er ist ein guter Hausvater,der die Seinen liebt. Thrudwang, das Reich der Stärke,ist das Land,das ihm gehört. Dort erbaute er Bilskirnir,die heiter glänzende Burg,das gewaltigste Gebäude,das je errichtet wurde. Dort steht bei seiner Heimkehr Thjalfi,sein Knecht,der flinke Läufer,schon seiner wartend am Tor und nimmt ihm den Wagen ab.

Thor aber eilt in die Halle und begrüßt fröhlich sein Weib,die sanfte Sif. Dort findet er auch seinen Liebling,Thrud,sein helles, schlankes Töchterchen. Und schon kommt Röskwa,die fleißige Magd,u. trägt in mächtigen Schüsseln Speise und Trank herbei,deren der Gewaltige nach den harten Kämpfen bedarf. Da sitzt denn der wilde Kämpfer friedlich vor kräftiger Bauernkost,stärkt sich an Habermus und Hering zu neuen Taten und trinkt in durstigen Zügen das schäumende Bier. -

Geduldig ist S i f ,die Gemahlin des mächtigen Thor. Ihr Haar ist so golden,wie die reifen Ähren der Fluren,die der Donnergott durch Gewitterregen befruchtet hat. Sie ist das Sinnbild des Akkers und die Hüterin der Erdkräfte,welche die junge Saat emportreiben. Als Schützerin und Erhalterin des Lebens der Sippen,denen sie die Nahrung spendet,wird sie von allen hoch verehrt.

Lucie Evard

(Bei den Sachsen wurde Thor:Donar genannt und Odin: Wuotan oder Wotan.)

## B a l d u r und N a n a

In der hochgewölbten Halle auf Breidablick wohnt Baldur,der beste und gütigste aller Asen. In seinem lichten Reiche wird nichts Unreines geduldet;so heißt es im Liede der Edda:

"Breidablick nenn' ich,dort hat sich Baldur
die hohe Halle erbaut;
kein anderes Land in aller Welt
ist so von Freveln frei."

Baldur ist der Gott des Lichtes,und sein schönes Antlitz ist milde und rein. Von ihm geht ein heller Schein aus,der jedes Herz erfreut. In lichter Schönheit sitzt er im Rate der Asen,unter dem Wipfel der Weltenesche,zu Gericht;und alle lauschen den klaren Worten seines beredten Mundes,und niemand kann sein Urteil tadeln. Deshalb loben ihn die Götter,und alle Wesen lieben ihn. -

Seine Gemahlin ist Nana,die herrlich Geschmückte,deren goldene Haare von Blumen durchflochten sind. Kühn ist sie und treu,und ihre Liebe zu Baldur geht über den Tod hinaus. Wenn er stirbt,dann wird auch sie vergehen,wie die blühende Flur,der das Himmelslicht fehlt. -

Nanas und Baldurs Sohn ist der Gott der Gerechtigkeit. Er heißt Forseti und wohnt in dem Wipfel Ygdrasils im Saale Gleitnir,der auf Goldsäulen ruht. Alle,die mit Streit und Fehde zu ihm kommen, weiß er zu versöhnen,und sie scheiden als Freunde von ihm.

Lucie Evard

## L o k i

Friedlich glüht im Herde das Feuer und spendet den Menschen als Wohltat seine Wärme,wenn draußen die Fluren winterlich in Eis und Schnee erstarren. Aber dann flackert es knisternd auf:Funken sprühen,und von niemand bemerkt,rieseln sie auf den Boden der Halle. Dort glühen sie stille weiter,fressen sich gierig ins Holz,bis

hell

hell und grell die Flamme aufspringt. Entsetzt fahren die Menschen auf und eilen zum Brunnen. Vergebens ist ihr Bemühen,die züngelnden Flammen zu löschen. Schon schlägt eine Feuersäule hoch,erfaßt das strohgedeckte Hausdach,und bald ist die Heim - stätte der Menschen dem Feuer zum Opfer gefallen.

So ist Freund und Feind zugleich das Feuer den Menschen,und Loki,der Loderer,ist Herr über alles,was flammt in der Luft und auf Erden.

Loki ist schön von Gestalt,und sein Angesicht leuchtet und glänzt wie die Flamme. Rote Locken umzüngeln sein Haupt,und unstet,wie lodernde Flammen,glühen seine Augen. -

Auf seinen Flügelschuhen,die ihn durch alle Lüfte tragen, schwang er sich über die Wolken aus der eisstarrenden Öde Thursenheims nach Asgard,ins Reich der Götter. Denn es gefiel ihm nicht länger bei den zottigen Riesen,unter denen sein Vater,der Sturmriese Farbauti,hauste;seine Mutter dagegen entstammte dem Geschlechte der Asen(Laufey war ihr Name).

So trat er in seinem Glanze zu den Göttern,die unter Ygdrasils Wipfel saßen und das Schicksal der Welt berieten. In feurigen Worten lobte er ihre Werke und Taten und bot ihnen seine Hilfe an. Seine Schönheit und seine Lobsprüche gefielen den einen der Götter. Einige aber warnten vor dem Sohn des Sturmriesen,der wenig Asensinn und Asengeblüt in sich trug.Aber die anderen meinten,daß sie den Gebieter der Flammen nicht entbehren könnten,um die Welt zu vollenden. So wurde Loki unter die Asen aufgenommen,und noch wußte keiner der Götter,daß hiermit das Unheil in der Welt seinen Anfang nahm.

Wohl ging nun Loki feurig ans Werk,den Asen mit listigem Rat und schneller Tat zu helfen. Bald aber mußten sie erkennen,daß seine Doppelzüngigkeit und Hinterlist sich oft gegen sie selber wandten und sie in Bedrängnis brachten.

Lucie Evard

## Lokis Geschlecht

Die schändlichste Tat Lokis war es,daß er seine drei Kinder, die von dem Riesenweib Angurboda,der Angstbringerin,stammten, als Ungeheuer in die Welt sandte,um durch sie dereinst Göttern und Menschen den Untergang zu bringen. Das eine von ihnen,den Riesenwolf Fenris,zogen die Asen selber auf. Doch als sie sein Riesenwachstum sahen,erkannten sie,daß er schnell der Stärkste unter allen Lebenden sein werde. Als ihnen überdies die Weissagung kündete,daß er ihnen großes Unheil bringen werde,beschlossen sie,den Fenriswolf in Fesseln zu legen. Zweimal gelang es dem Ungeheuer,die Bande zu sprengen. Da sandten die Götter einen Boten zu den Zwergen,die ihnen aus den zartesten und leisesten Dingen der Welt das Zauberband Gleipnir schmiedeten. Sie ließen den Asen künden:"Die Stille überwindet den Sturm,und das Stärkste kann vor dem Schwächsten fallen."

Vergebens mühte sich der Wolf,die Fesseln des Zauberbandes zu sprengen;und als er heulte vor Wut und den zähnestarrenden Rachen aufriß,stießen die Götter aufrecht ein Schwert hinein.So lebt das Untier mit gesperrtem Rachen und gefesselten Gliedern heulend und geifernd in Asgard hinter Gittern am Hoftor u.harrt des Tages,der ihm die Befreiung,der Welt den Untergang bringt.

Lokis Tochter,die Mitgardschlange,wurde von Odin selbst ins

Weltmeer geworfen. Dort, auf dem Grunde, wuchs sie so gewaltig, daß ihr schillernder Leib bald die ganze Welt umschlang. Der widerliche Kopf mit den tückischen Augen und den drohenden Fangzähnen im Riesenrachen duckt sich auf den schuppigen Schweif. So lauert die Schlange, zum Sprung bereit auf die Welt, über die sie ihr Gift verspritzen und die sie in Feuerbränden austilgen will.

"Im Schoße des Meeres lauert die Schlange
Mit länderumgürtendem Leib,
Den Schädel geduckt auf dem schillernden Schweife
zu schnellendem Sprung auf die Welt." (Edda)

Hel, das gräßlichste aller Unwesen, wurde von Odin nach Niflheim gebannt. Dort lebt es als Herrscherin im Reiche des Todes, dessen Gehege mit hohen Gittern verwahrt ist.

Ihr Haus heißt Elend, Hunger ist ihr Tisch und Gier ihr Messer. Ihre Schwelle heißt Einsturz; Kummer ihr Bett, und ihr Vorhang ist drohendes Verderben. Hels Knecht Träge und ihre Magd Langsam erhalten ihr Haus in seinem Zustand. Vom Hofe tönt heiser das Gebell ihres Hundes Gram und das Geräusch der rasselnden Kette, die er ruhelos hinter sich durchs Gehöft schleift.

Im mächtigen Saale, den nie das Licht der Sonne trifft, sitzt in dunkelster Ecke im Hochsitz reglos die furchtbare Fürstin. Ihr Auge starrt ohne Glanz blicklos ins Leere, und das fahle Antlitz ist von Fäulnis bedeckt.

"Es dämmert ein Saal vom Sonnenlicht ferne,
nach Norden die Türe am Totenstrand;
es rauscht in den Rauchfang giftiger Regen,
drinnen windet sich Drachengewürm." (Edda)

Lucie Evard

## H e i m d a l l

An der schimmernden Brücke Bifröst, dicht am Rande des Himmels, liegt die Wohnstätte des Wächters der Asen. Heimdall, der Gott des ersten Frühlichts, hat hier seinen Sitz als Hüter Asgards gegen den Angriff der Riesen und Ungeheuer. Sein Wächterhorn, dessen Ton in allen Welten zu hören ist, hat er unter der Heiligen Esche verborgen. Dort ruht das Gjallerhorn (oder Gellerhorn), und erst am Ende der Tage wird Heimdall es hervorholen und damit die Götter und die Einherier zum letzten Kampfe rufen.

Der weiseste der Götter ist Heimdall, und sein Glanz fällt über die ganze Welt. Er bedarf weniger des Schlafes als ein Vogel, und das Gras auf der Erde, die Wolle auf den Schafen kann er wachsen hören. Sein lichtes Auge sieht bei Tag und Nacht auf hundert Meilen alles, was auf Erden geschieht.

## T h y r

Der treue Freund Thors ist der mutige Thyr, der Gott des leuchtenden Himmels. Er steht dem Donnergott mit Rat und Tat zur Seite. Doch gilt seine Treue auch den anderen Göttern, die er gegen Lokis Bosheit verteidigt.

Einst, als es galt, den Fenriswolf zu fesseln, wollte sich das Untier nur unter der Bedingung binden lassen, daß einer der Götter ihm während der Zeit die Hand in den Rachen lege. Das sollte das Pfand dafür sein, daß ihm die Asen die Bande wieder lösen würden, wenn ihm dies nicht selber wieder gelingen würde. Was keiner der Götter wagte, das tat der kühne Thyr. Mutvoll legte er seine Rech-

te in den zähnestarrenden Rachen des Ungetüms. Als der Wolf merkte, daß die Fessel unzerreißbar war, schlug er seine grausigen Zähne zusammen, und seitdem fehlt Thyr die Rechte. Er ist der Ase mit nur einer Hand.

Lucie Evard

## F r e y e r und G e r d a

Von Westen her zieht eine schwere Regenwolke über den Himmel. Freyer, der Herrliche, ist auf der Reise mit seinem Wolkenschiff Skidbladnir, das kunstfertige Zwerge ihm erbaut hatten. So bringt er der Pflanzenwelt den fruchtbaren Regen. Hat er seine Fahrt beendet, dann kann er das Wolkenschiff zusammenfalten, den Himmel entwölken und dem Sonnenschein den Weg zur Erde freigeben; denn seinem Befehle sind Regen und Sonnenschein unterstellt. Ihm gehört das leuchtende Schwert, das so silbern blitzt wie das Wasser, wenn die Sonne es durchstrahlt. Die Götter schenkten Freyer das Alfheim, wo die Elben wohnen, die für das Leben im Erdboden zu sorgen haben. Wo sie tanzen, da wird der Rasen üppiger und die Blumen-und Insektenwelt reicher. So ist Freyer der Gott der Fruchtbarkeit, der allen Wesen Wohlstand und Frieden bringt.

Sein Vater ist der von allen verehrte Njord, der Gott des sommerlichen Meeres. Dieser lenkt des Windes Lauf und beruhigt die See, den Sturm und das Feuer. Zu Noatum, in der schimmernden Meerburg, hat er seinen Wohnsitz. So heißt es im Liede der Edda:

"Noatum heißt der Ort, dort hat Njord sich
die hohe Halle erbaut,
wo der makellose Männerfürst
im hochgezimmerten Hause thront."

Die Gemahlin Freyers ist Gerda, die schönste aller Frauen. Von ihren goldenen Haaren erglänzen Luft und Meer. Einst lebte sie als Jungfrau im Riesenland, auf dem Gehöft ihres Vaters Gygmir, des Eisriesen. Sorglich hielt der Riese sein schönes Kind hier gefangen hinter hohen Gittern, die ihren Saal umhegten. Wilde Rüden tobten davor, gleich heulenden Stürmen; und loderndes Feuer umgab wie ein Gürtel des Eisriesen Reich.

Und trotzdem erlöste Freyer die Holde zu seiner Zeit. So verkörpert Gerda die im Banne des Winters gefesselte Pflanzenwelt, bis zu dem Tage, da Freyer ihr die Fesseln sprengt.

Lucie Evard

## F r e y a

Nach Frigg die vornehmste der Asinnen ist Freya, die Schwester des herrlichen Freyer. Ihr holdes Antlitz wird noch schöner durch die Tränen, die sie um ihren Gemahl, den Windgott Od, vergießt. Ruhelos durchzieht er die Länder, und Freya schlüpft in ihr Federkleid und schwebt darin über die ganze Welt, um Od, den Gatten, zu suchen. Ihre Tränen, die zur Erde fallen, sind pures Gold; denn sie werden zum befruchtenden Sommerregen, der die Erde erquickt.

Die Heimstatt Freyas auf Folkwang, dem Volksgefilde, ist die stolze Halle Sessrymir. Dort sitzt die Herrin im Hochsitz, wenn sie von ihren Flügen zurückkehrt; und an ihrem Halse funkelt das herrliche Brisingenhalsband, gleich der Morgenröte, in purpurner Glut.

Lucie Evard

## Iduna

Am wenigsten können die Götter die blühende, junge Göttin Iduna missen. Denn sie verwahrt in ihrer Truhe goldene Äpfel, deren Genuß ewige Jugend verleiht. Davon gibt sie den Asen, die deshalb niemals altern können.

Ihr langbärtiger Gatte Bragi besitzt die Gaben der Weisheit, Redeklugheit und Sprachgewandtheit. Er ist der Gott der Dichtkunst; und Iduna, die Göttin der ewigen Jugend, verleiht dem Kunstwerk Unsterblichkeit.

Spruch des Hars:

Hast du lieben Freund, so löse nimmer
als Erster das innige Band;
der Harm verzehrt dich, wenn du dein Herz nicht
einem andern eröffnen kannst.

Edda

## Wie Freyer um Gerda warb.

In der Frühe eines schönen Morgens saß einst Freyer, der herrliche Ase, auf Odins Hochsitz am Himmel. Von diesem Platze aus konnte er alle Welten überblicken. So fiel sein Auge auch aufs Reich der Riesen, und er sah hier ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, wie er bisher noch keines gesehen hatte. Von dem Glanz seiner Arme erglühte der Himmel und das ewige Meer. Es war aber Gerda, die Tochter des Eisriesen Gymir, die von ihrem grimmigen Vater in der Eisöde der Gletscherwelt gefangen gehalten wurde. Sie kam gerade aus dem Wohnhause des Vaters und begab sich hinüber ins Frauengemach. Freyer konnte sich nicht sattsehen an ihrer Herrlichkeit, und als sie in ihrem Saal verschwunden war, wurde sein Herz von Trauer und Sehnsucht ergriffen.

Von nun an dachte Freyer bei Tag und Nacht nur an die schöne Riesentochter. Er sprach zu keinem ein Wort, und sein lichtes Auge war von Schwermut verdunkelt. Darüber wunderte sich sein Vater, der alte Njord, und er rief Skirnir, den Diener Freyers, herbei und sagte zu ihm: "Ich bin besorgt um meinen Sohn. Frage du ihn, welches Leid ihm widerfahren ist!" - Skirnir ging zu Freyer und bedrängte ihn so lange mit Fragen, bis der Jüngling ihm endlich erwiderte: "Mein Herz kann nicht wieder froh werden, ehe nicht Gerda, die herrliche Riesentochter, mein Weib geworden ist. Wenn du mir helfen willst, so reise ins Riesenreich, um für mich bei Gerda zu werben!"

Skirnir zögerte. "Das wird ein gefährliches Unternehmen werden," meinte er. "Doch wenn du mir dein Schwert schenken willst, das sich leuchtend selber schwingt und jeden Feind trifft; und wenn ich dein Roß zäumen darf, welches das düsterrote Flammenmeer durchdringt, das das Riesenheim umlodert, so will ich den Weg wagen." - "Gern will ich dir alles geben, wenn du nur Gerda für mich gewinnst; denn inniger hat seit der Urzeit Tagen niemals ein Mann ein Mädchen geliebt."

Als es dunkel geworden war, bestieg Skirnir das Roß, und bald schon donnerten die Hufe des schnellen Pferdes über das feuchte Gestein des Gebirges. So erreichten sie in pfeilschnellem Ritt den Rand des Riesenreiches, wo ihnen die feurige Lohe wabernd entgegenglühte. Roß und Reiter zögerten nicht. Straff spannte Skirnir den Zügel, und in gewaltigem Sprung setzte der Hengst über die

Flammen hinweg. Doch da nahte tobend eine Meute wilder Rüden mit weit aufgerissenem, furchtbarem Rachen. Aber furchtlos hob Skirnir das leuchtende Schwert Freyers, das sich zu blitzenden Streichen über die Meute schwang, daß die Tiere laut heulten und sich angstvoll davonmachten.

Das Lärmen der Kämpfenden drang bis in den Saal, in welchem Gerda saß. Voll Staunen erhob sie sich und trat vor die Tür. Als sie Skirnir erblickte und sah, daß er alle Gefahren siegreich überwunden hatte, wunderte sie sich über die Macht, die er besaß. Freundlich bat sie ihn ins Haus und bewirtete ihn. Als sie aber hörte, was Skirnir zu ihr geführt hatte, wurde die stolze Jungfrau zornig und weigerte sich, das Weib des Freyer zu werden. Umsonst schilderte er ihr die Schönheit Freyers und versprach ihr die herrlichsten seiner Schätze; umsonst drohte er ihr.

Schließlich ergriff ihn der Zorn. "So wirst du das Weib eines Riesen werden, für ewig in der Öde der Gletscherwelt leben müssen und dann in Sehnsucht an den herrlichen Freyer denken!" rief er ihr zu. Da erschrak Gerda, und das Bild Freyers, das ihr der beredte Mund Skirnirs so wunderbar gemalt hatte, trat vor ihre Seele. Den schönsten Kelch nahm sie vom Sims an der Wand, füllte ihn bis zum Rande mit altem, duftendem Met und reichte ihn Skirnir. "So trinke denn, Jüngling, und sei mir willkommen!" sagte sie. "Deine Worte haben mein Herz besiegt. Wenn neun Nächte vergangen sind, dann will ich heimlich, im knospenden Hain, auf Freyer warten."

Nun ritt Skirnir zufrieden heim. Freyer aber stand schon voller Ungeduld vor seinem Hause und erwartete ihn. Kaum sah er ihn kommen, da eilte er ihm entgegen und rief: "Steige nicht erst vom Roß, Skirnir, sondern sag mir sogleich, was du bei Gerda erreicht hast!" Nachdem er nun Gerdas Worte gehört hatte, freute sich Freyer; aber er war auch voll Ungeduld und meinte: "Diese neun Nächte werden mir länger erscheinen als neun lange Jahre."

Er begab sich sogleich in den Hain, um dort die Riesentochter zu erwarten. Skirnir aber mußte unterdessen den Himmel reinigen und putzen, bis er in wolkenloser Bläue erstrahlte. Inzwischen waren auch die neun Nächte vergangen, und nun nahte Gerda, als geschmückte Braut, mit Knospen und Blüten im Haar. Freyer eilte ihr entgegen und ergriff ihre Hand. Dann feierten beide die Hochzeit, zu der alle Wesen eingeladen waren. Da lag die ganze Erde in schimmernder Pracht und Lieblichkeit, und das Blühen wollte kein Ende nehmen.

Lucie Evard

## Wie Thor den Blitzhammer heimholte.

Einst erwachte Thor am dämmernden Morgen auf seinem Lager in Thrudwang. Wie jeden Tag, griff seine Hand sogleich unter das Kopfkissen, wo er den Hammer Mjölnir während der Nacht verbarg. Aber da fuhr er wild empor, denn der Hammer lag nicht an seinem Platze. Furchtbar grollte der Gewaltige, daß das Gewölbe erdröhnte, und suchend eilte er durch alle Gemächer seines Palastes; aber der Hammer blieb verschwunden. Da brachen Flammen aus seinen zornig blitzenden Augen, und aus seinen roten Haaren sprangen knisternde Funken.

"Geh zu dem listigen Loki!" riet ihm sein Weib, die kluge Sif. "Ich weiß, er steckt noch oft mit seinen alten Gesellen, den Thursen, zusammen. Vielleicht hat er etwas gehört und könnte dir raten."

So stapfte Thor brummend zu Loki:
"Weh, wenn es kund wird im Weltenkreise,
daß man mir hat den Hammer geraubt!"
Loki schüttelte die rote Flammenmähne und blickte nachdenklich in die Ferne. "Laß uns zu Freya gehen!" riet er dann. "Sie muß uns ihr Federkleid leihen, und ich werde damit die Welt durchfliegen u. nach deinem Blitzhammer ausspähen."

Sie eilten nach Volkwang, wo Freya herrlich geschmückt auf ihrem Hochsitze saß. Erschrocken hörte sie von dem Mißgeschick, das Thor betroffen hatte, und ließ sogleich von ihren Mägden das Federkleid herbeiholen. Loki schlüpfte hinein, und dann schwang er sich als Falke durch die Lüfte, bis in Thursenheims öde Gletscherwelt. -

Thrym, der H..errscher der Thursen, saß vor seinem Hause auf dem Hügel. Sein mächtiger Schädel, von zottigen Haaren bedeckt, saß ihm wie ein moosgrauer Felsblock zwischen den gewaltigen Schultern. Er vergnügte sich gerade mit seinen Rossen, denen er mit goldenem Kamm die Mähnen strählte, und mit seinen Hunden, denen er goldene Bänder um den Hals legte. Da rauschte es über seinem Haupte, und gröhlend lachte der zottige Unhold auf, als er sah, wie Loki als Falk vom Himmel stürzte und vor ihm aus dem Federkleid schlüpfte. Seine Augen aber glitzerten tückisch, als er ihn lauernd fragte: "Nun, Loki, wie geht es den Asen? Was gibt es Neues in Asgard? Was führt dich her ins Riesenreich?"
Loki trat näher. "Sage mir, Thrym, hast du Thors Hammer verborgen?" fragte er schmeichelnd.
Der Riese lachte höhnisch: "Der ruht acht Klafter tief unter der Erde, und nur dann wird Thor ihn wieder bekommen, wenn mir die Asen die holde Freya als Braut ins Haus schicken." -

Loki brachte die Botschaft zu Thor, und sogleich machten sich beide noch einmal auf den Weg zu Freya. Sie fanden sie, herrlich anzuschauen, im hohen Saale beim Nachtmahl. Der feurige Thor ließ sich keine Zeit. "Eile, Freya, und schmücke dich als Braut!" rief er ungestüm. "Du mußt Thryms Weib werden. Nur so kann ich meinen Hammer wieder gewinnen. In meinem Bocksgespann werde ich dich nach Thursenheim bringen."

Zornig sprang Freya vom Hochsitz empor. Ihre Augen blitzten, ihre Adern schwollen, und der köstliche Schmuck an ihrem Halse zerbarst. "Seid ihr toll? Niemals werde ich als Braut ins Thursenheim ziehen!" - Jetzt ergrimmte auch Thor. Aber Loki zog ihn aus dem Saal und beruhigte ihn: "Laß uns den Rat der Götter hören!"

Als der Morgen graute, stieß Heimdall, der Wächter, ins Horn: Da kamen die Asen und die Asinnen zum Thing unter dem Wipfel der Weltenesche. Lange währte diesmal die Beratung, denn schwer war die Frage zu lösen. Alle wußten, daß sie Freya, die Frohe, so wenig missen konnten, wie Mjölnir, den Zermalmer. Endlich sprach der weise Heimdall: "Laßt uns doch Thor selber als Braut schmücken! Ist der Riesenherrscher auch grimmig und stark, so hat er doch wenig Verstand im Schädel. Wenn wir Thor in Brautlinnen stecken und ihm die Kleider Freyas anziehen, so wird ihn niemand erkennen, und wir haben eine stattliche Braut für den Riesen."

Da lachten die Götter und fanden den Rat vortrefflich. Nur Thor war zornig und seine Augen blitzten, als er rief: "Niemals! Soll ich denn aller Welt zum Spott werden?" Doch Loki schalt den Zornigen:
"Auf Asgard werden bald Eisriesen wohnen,
wenn nicht dein Hammer heim zu uns kommt!"
Da gab sich Thor zufrieden und er wurde als Braut geschmückt. Bald

zierte ein hoher Kopfschmuck sein Haupt; Freyas köstliche Gewänder umhüllten seinen Leib; ihr schimmerndes Halsband zierte seine Brust, und klirrend hingen ihre Schlüssel an seiner Seite. Das flammende Haar und den langen roten Bart aber verhüllte ein dichter Schleier.

So bestieg er mit Loki, der sich als Magd verkleidet hatte, seinen Wagen, und von den flinken Böcken gezogen, ging die wilde Fahrt auf krachenden, rollenden Rädern nach Thursenheim.

Berge brannten, es barst die Erde,
Odins Sohn zog in der Eisriesen Reich!

Als Thrym das dunkle Gefährt donnernd durch die Lüfte heranbrausen hörte, da sprang er auf und brüllte laut vor Freude:"
"Macht die Bänke frei, ihr Riesen, und richtet das Brautmahl! Thor bringt mir Freya in seinem Bocksgespann!

Rosse und Rinder grasen am Rain mir,
rabenschwarze, des Riesen Stolz.
Schätze hab' ich, Geschmeide in Haufen -
nur Freya, die Frau, fehlte mir noch!"

Bald darauf saß die gewaltige Braut an des Riesenherrschers Seite beim Hochzeitsmahl. Staunend sah Thrym, wie der Braut Trank und Speise schmeckten. Einen ganzen Ochsen, acht riesige Lachse und alle Leckereien, die auf die Tafel kamen, aß sie allein und trank dazu in durstigen Zügen drei Fässer voll süßen Met.

"Nie sah ich Frauen so fürchterlich fressen
noch Mädchen trinken so mächtig Met!"

rief Thrym schließlich erschrocken aus. Aber Loki, als Magd, das Gesicht vom Schleier verdeckt, neigte sich zu ihm und flüsterte listig: "Seit acht Nächten hat Freya gefastet, vor Ungeduld, nach Thursenheim zu kommen!"

Diese Worte behagten dem Riesen, und er versuchte, den Schleier der holden Braut zu lüften, um sie zu küssen. Da flammte ihm Thors Blick so feurig entgegen, daß er emportaumelte und entsetzt ausrief: "Wie furchtbar flammen Freyas Augen,
Es brennt ihr Blick wie Feuersglut."

Die schlaue Magd aber erwiderte geschwind: "Acht Nächte hat Freya kein Auge geschlossen, so heiß war ihr Sehnen nach dem Geliebten!"

"So bringt denn den Hammer herbei, ihr Riesen!"
rief Thrym versöhnt, "und legt ihn der Braut in den Schoß! Es soll des Hammers Weihe der Ehe nicht fehlen!"

Wie lachte Thor das Herz im Leibe, als er Mjölnir erblickte, als der Hammer auf seinen Knieen lag! Ein Griff, - dann umschloß den Schaft wieder des Gottes mächtige Hand. Nun sprang Thor empor, riß sich den Schleier vom Gesicht und holte weit aus. Ein furchtbarer Donnerschlag erdröhnte, als seine Hand mit dem Hammer niederfuhr, und mit gespaltenem Schädel lag Thrym am Boden. Der Hammer aber fuhr blitzend durch die Halle und zerschmetterte Thryms ganzes Geschlecht.

Thor aber bestieg, den Hammer fest in der ehernen Faust, mit Loki das Bocksgespann, und heim ging die Fahrt nach Asgard.

Lucie Evard

## Wie Iduna geraubt wurde.

Einst zogen Odin, Loki und Hönir über das Gebirge. Als sie nach langer Wanderung Hunger verspürten, trafen sie auf eine Rinderherde. Schnell erlegten sie eines der Tiere, und Loki entfachte ein

Feuer,an dem sie das Fleisch zu braten begannen. Aber soviel sie sich auch mühten,es wollte nicht gar werden. Das Feuer,das eben noch lustig flackerte,kam immer wieder zum Verlöschen. Da erblickten die Götter über sich einen gewaltigen Adler. Es war aber der Sturmriese Thiazi,der die Gestalt eines Aars angenommen und das Feuer ausgeblasen hatte.

"Weshalb störst du uns?" fragten ihn die Götter erzürnt. - "Gebt mir einen Teil des Fleisches," forderte der Adler, "so will ich euer Feuer wohl verschonen." Die Götter waren damit einverstanden,und sogleich stieß der Adler herab,suchte sich die besten Teile vom Fleische des Ochsen heraus und wollte sich damit davonmachen. Als Loki das sah,ergrimmte er so sehr,daß er eine Stange ergriff und sie dem Adler in den Leib stieß. Der erhob sich auf gewaltigen Schwingen empor und trug Loki,der die Stange nicht losließ,mit sich in die Lüfte. Als er merkte,daß Loki sich also in seiner Gewalt befand,flog er so niedrig über das Gebirge,daß Lokis Füße schmerzhaft ans Gestein stießen und seine Arme fast aus den Achseln rissen. Da blieb Loki nichts anderes übrig,als den Sturmriesen um Gnade zu bitten.

"Ich werde dich nur dann loslassen,wenn du versprichst,mir die Göttin Iduna mit ihren Äpfeln zu bringen," sagte der Sturmriese. "Ich weiß,daß die Äpfel Idunas den Göttern ewige Jugend verleihen. Warum soll ich nicht auch daran teilhaben?" Loki versprach alles,um nur wieder frei zu werden;und nachdem der Adler ihn losgelassen hatte,machte er sich auf den Weg zu Iduna.

"Ich kann dir Äpfel zeigen,die noch besser sind als die,welche du in der Truhe hast," sagte der Listige,als er Iduna gefunden hatte. "Komm,ich werde sie dir zeigen. Nimm nur die Truhe mit deinen Äpfeln mit,damit wir sie vergleichen können!" Neugierig folgte Iduna dem falschen Loki. Sie waren eben auf dem Bergesgipfel angekommen,als es in den Lüften rauschte und ein dunkler Schatten über sie fiel. Thiazi,der Sturmriese,war es,der in Gestalt des Adlers herniederstieß,Iduna mit seinen starken Krallen packte und mit sich durch die Lüfte davontrug.

Als die Götter erfuhren,was geschehen war,wurden sie zornig u. bedrohten Loki mit dem Tode,wenn er Iduna nicht wieder herbeischaffte. Da erschrak Loki,und er lieh sich von Freya das Federkleid,mit dem man durch alle Welt fliegen konnte. Er flog nun nach Thrymheim,ins Riesenreich,und wartete,bis Thiazi seine Wohnung verlassen hatte,um auf dem See zu rudern. Dann begab er sich in sein Haus,verwandelte Iduna in eine Nuß und flog mit ihr davon.

Bald darnach kehrte der Sturmriese heim. Als er merkte,daß man ihm Iduna wieder geraubt hatte,brüllte er auf und heulte vor Grimm. Dann schlüpfte er in sein Adlergewand und stürmte hinter Loki her,auf Asgard zu. Da entfachten die Götter,die ihn kommen sahen,am Rande Asgards ein gewaltiges Feuer. Thiazi sah es wohl; aber er vermochte seinen wilden Flug nicht mehr abzubremsen,und so flog er geraden Wegs hinein. Da fing sein Gefieder Feuer,und hilflos stürzte er aus den Lüften,innerhalb der Gitter Asgards, nieder,und die Götter töteten ihn.

Lucie Evard

## Spruch des Hars

Scheue dich stets, einem schlechten Menschen
dein Unheil anzuvertraun;
denn schwerlich geschiehts, daß ein schlechter Mensch
dir gute Gesinnung vergilt.

Edda

# Wie Baldur den Tod fand.

Unter dem Wipfel der Weltenesche waren die Götter und Göttinnen zum Thing zusammengekommen. Unruhig ging es heute zu im Rate; denn alle empfanden Sorge um Baldur,den herrlichen Lichtgott.Ihn quälten seit einiger Zeit schreckliche Träume, die ihm Böses kündeten; und es war niemand da, der sie zu deuten wußte. Man riet hin und her, bis sich Odin erhob und seinen Dienern befahl,Sleipnir,sein achtfüßiges Leibroß,zu satteln.

"Ich reite nach Niflheim,in Hels Reich. Die Seherin soll mir sagen,welches Schicksal meinem Sohne Baldur droht!" rief er den Asen zu. Damit drückte er den Hut tief ins Gesicht, zog den blauen Mantel fester, schwang sich aufs Roß und stob mit ihm davon durch die Lüfte, daß die Erde erbebte.

Am östlichen Tor Niflheims, auf dem Hügel, fand er die furchtbare Todesgöttin.

"Künde mir,Seherin," rief er ihr zu,
"Wer wird Baldurs Blut vergießen
und Odins Sohne das Ende bereiten?"

Machtvoll und erschrecklich zugleich erhob sich die Fürstin und starrte glanzlosen Auges ins Ferne:

"Hödur,der Bruder, wird deinem Sohne das Ende bereiten mit dem Schößling einer Pflanze," raunte Hels hohle Stimme.

Als Odin nach Asgard zurückgekehrt war und den Asen und Asinnen das Vernommene erzählt hatte, waren sie alle sehr betrübt. Frigg aber, die Mutter Baldurs, ging über die ganze Welt, zu allen Wesen und bat sie, ihr zu versprechen, daß sie Baldur kein Leid zufügen würden. Und die Götter und Menschen, die Tiere und Pflanzen, die Erze und Steine und das Feuer und das Wasser versicherten ihr hoch und heilig,daß sie Baldur nichts Böses antun würden. Es gab kein Ding auf Erden, das den gütigen Baldur nicht liebte. So kam Frigg auch in den Westen Walhalls, und hier sah sie den Schößling einer Mispel, der ihr so jung und gering erschien, daß sie ihm das Versprechen nicht abforderte. =

Als Frigg nach Asgard heimkehrte und den Göttern kündete,daß nun nichts Böses mehr Baldur widerfahren könne, da wurden alle von Herzen froh, und sie begannen in ihrer Freude mit Baldur ein übermütiges Spiel. Er mußte sich in die Mitte des Thingplatzes stellen, und alle begannen, nach ihm zu schießen und ihn mit Steinen zu werfen. Baldur aber war fröhlich und lachte ihnen zu; denn da war kein Ding,das ihn verletzte oder ihm ein Leid zufügte.

Mit Neid und Mißgunst im Herzen hatte Loki dem Spiel der Götter zugesehen. Dann schlich er sich heimlich hinweg und begab sich in der Gestalt eines alten Weibes zu Frigg und fragte sie heimtückisch aus. Da erfuhr er denn, daß sie von dem jungen Schößling der Mispel kein Versprechen abgefordert hatte. Nun eilte er schnell an den Ort,wo die Rute stand,riß sie mit der Wurzel heraus und begab sich damit zum Thingplatz.

Dort waren die Asen noch immer beim Spiel und standen im Kreise um Baldur geschart. Nur Hödur, der Bruder Baldurs, stand im Hintergrunde allein. Da trat Loki zu ihm und fragte ihn listig: "Warum stehst du allein abseits und machst nicht mit beim fröhlichen Spiel?" - "Wie könnte ich," murmelte Hödur, "du weißt doch, daß ich blind bin. Auch fehlt mir die Waffe." - "Wenns weiter nichts ist," lachte Loki falsch. "Hier,nimm die Gerte;mit

ihr kannst du einen Schuß auf Baldur abgeben. Ich will deiner Hand schon die Richtung geben!"

Ahnungslos nahm der blinde Ase den Schößling,Loki lenkte seine Hand auf Baldur, der Schuß fiel, und leblos sank der Lichtgott, von der Gerte durchbohrt, zu Boden.

Sprachlos starrten die Götter, und als sie das Unglück erkannten, ergriff heftiger Schmerz ihre Herzen. Kein Wort wurde gesprochen, nur Tränen strömten aus ihren Augen. Am schwersten war Odin von dem Tode des geliebten Sohnes getroffen. Die Asen aber erfaßte der Grimm gegen den, der das Unglück verschuldet hatte; doch konnten sie den Frieden der heiligen Totenstätte nicht durch Rache entweihen.

Nun versammelten sich die trauernden Götter und Göttinnen am Meer, und Baldurs Leiche wurde auf das Schiff Hringhorni gebracht. So sollte es, mit aufgeschichtetem Scheiterhaufen, brennend den Fluten übergeben werden. Als Nana sah, wie die Leiche ihres Gatten auf den Holzstoß gelegt wurde, brach ihr vor Kummer das Herz, und die Asen mußten ihren Leichnam an Baldurs Seite legen. Dann weihte Thor mit dem Hammer Mjölnir den Scheiterhaufen, und Odin ließ seinen Herrscherring Draupnir und Baldurs Roß auf den Holzstoß legen. Schweigend standen alle Asen am Ufer des Meeres und blickten voll Trauer dem brennenden Schiff nach, das seinen Weg ins Totenreich nahm ...

Inzwischen war Hermod, ein Bruder Baldurs, nach Niflheim zur Totengöttin Hel geritten. Er wollte von ihr das Leben Baldurs zurückerbitten.
"Wenn es ist, wie du sagst, daß alle Wesen Baldur lieben, so mögen sie alle um ihn weinen!" raunte Hel. "Erst,wenn kein Auge ohne Tränen bleibt, will ich Baldur nach Asgard zurücklassen."

Als Hermod diese Kunde den Göttern brachte, wurden sie frohen Mutes, und sie forderten alle Dinge auf, um Baldur zu weinen. Da strömten die Tränen, und die ganze Erde betaute sich. - Nun fanden die Asen aber in einer düsteren Höhle eine Riesin,die nannte sich Thokk. Als sie die Forderung der Götter vernahm, da murrte sie tückisch:

"Mit trockenen Tränen wird Thokk beweinen,
daß Baldur den Holzstoß bestieg;
im Leben nicht bracht' er noch als Leiche mir Nutzen;
behalte Hel, was sie hat!"

Da erkannten die Götter in der Bergriesin den boshaften Loki; und darüber,daß er ihnen die Tränen verweigert hatte,die Baldur lösen sollten, ergrimmten sie so sehr, daß sie beschlossen, ihn sogleich zu töten. Der feige Loki aber verwandelte sich schnell in einen Lachs und verbarg sich vor der Götter Rache in einem Wasserfall. Nun nahmen die Asen ein Netz, zogen es durch das Wasser und versuchten, ihn zu fangen. Loki aber sprang behende darüber hinweg. Da ergriff der gewaltige Thor den riesigen Lachs noch im Sprunge mit seiner mächtigen Rechten und hielt ihn beim Schwanze fest. So war Loki gefangen, und die Götter brachten ihn nun in eine Höhle. Dort richteten sie drei Felsen auf, an deren scharfe Kanten sie ihn fesselten. Über seinem Haupte aber hängten sie eine Schlange hin, welche ihr ätzendes Gift in sein Gesicht tropfte.

Als Sigyn, Lokis treues Weib, von dem Ungemach hörte, das ihren Gatten betroffen hatte, kam sie weinend herbei und begann sogleich, die Gifttropfen, die Loki treffen sollten, in einer Schale aufzu-

fangen. Sobald sich die Schale aber gefüllt hat, muß Sigyn sie ausgießen, und das Gift tropft inzwischen in Lokis Gesicht. Dann schüttelt der Schmerz seine Glieder, und qualvoll windet sich sein Körper, daß davon die Erde erbebt. So muß der Arge liegen und leiden bis zum Ende der Zeiten.

Lucie Evard

## Spruch des Hars

Es stirbt das Vieh, es stirbt die Verwandtschaft,
auch dich trifft der Tod,
doch eines weiß ich: daß ewig lebt
der Ruhm, den der Tote errang.

Edda

## Der Untergang der Götterwelt

Ein schrecklicher Winter war über die Welt hereingebrochen. Aus allen Himmelsrichtungen wirbelte der Schnee, und grimmiger Frost und eisige Stürme ließen das Leben erstarren. Die Sonne war verschwunden, und ein Winter folgte dem andern. Es gab keinen Sommer mehr.

In Asgard sitzen die Götter am Brunnen Urd im Rate beisammen und überlegen, wie sie die Ordnung der Welt wieder herstellen können. Die Geschlechter der Riesen und Unholde hatten sich vermehrt, und ihre wilde Kraft hatte die Gesetze der Asen zerbrochen. Auch unter den Menschen hatte das Böse überhand gewonnen. Ein Bruder erschlug aus Habgier den anderen, und der Sohn verschonte im Kampfe den Vater nicht. Die ganze Welt stand im Kriege gegeneinander.

"Gedenkt der Weissagung der Seherin Wali," sagt Odin zu den übrigen Asen, "und erinnert euch an alles, was ich von Mimir, dem Weisen, erfuhr! Der Tag des letzten Kampfes ist nahe, und es wird Zeit, daß wir uns rüsten und unsere Waffen bereithalten."

In seine letzten Worte hinein tönt gellend der Ruf des Gjallarhorns. Schaurig läßt Heimdall, der weise Wächter der Asen, den Warnruf erschallen. Von der Brücke Bifrost aus hatte er die Verderber nahen sehen. Durch wilde Ströme wälzten sie sich heran. Auch den Ungeheuern, welche die Götter gefesselt und verbannt hatten, war es gelungen, sich aus ihren Banden zu lösen. An der Seite des Fenriswolfes stürmte die Midgardschlange einher, und ihr Gift tropfte auf die Welt. Der Wolf aber verschluckte die Sonne, die Sterne fielen vom Himmel, die Gebirge stürzten zusammen, die Erde erbebte, und mit ihr der heilige Weltenbaum.

Da stürmen die Götter zum Kampfe. Allen voran Odin auf seinem Pferde Sleipnir. Von seinem Haupte blitzt der Goldhelm, und die schimmernde Brünne schützt seinen Leib. Ihm zur Seite reitet Thor, zu zermalmenden Schlägen den Hammer schwingend. Mit ihnen stürmen die übrigen Asen über die Himmelsbrücke, und das Heer der Einherier folgt ihnen. Da birst der Himmel, und donnernd stürzt die Brücke unter ihnen zusammen. Doch schon haben die Asen die andere Seite erreicht, und Odin wirft sich dem Fenriswolf entgegen. Machtvoll läßt er sein Schwert Gungnir auf das Untier herniedersausen. Der Wolf aber reißt den Rachen auf, daß der Oberkiefer den Himmel und der Unterkiefer die Erde berührt, und läßt Odin, den höchsten der Götter, in dem Abgrund seines gräßlichen Schlundes verschwinden. So fiel Friggs Gemahl, der Vater

der Asen. - Indessen kämpft Thor gegen die Midgardschlange. In vernichtenden Schlägen läßt er den Blitzhammer auf ihren Leib fallen, daß sie sich bald in ihrem Blute windet und verendet. Doch ihr letzter Gifthauch trifft den mächtigen Thor, und sterbend sinkt er zu Boden. Auch der herrliche Freyer muß sein Leben lassen, weil ihm sein sieghaftes Schwert fehlt, das er Skirnir geschenkt hat.

Dem starken Widar, einem Sohne Odins, gelingt es zwar, den Vater zu rächen und den Fenriswolf zu töten, indem er seinen Rachen auseinanderbricht. Aber das Unheil ist nicht mehr aufzuhalten: Feuer fällt über die ganze Erde, und in Flammen gehen Asen und Asinnen, Riesen und Ungeheuer, Menschen und Tiere zugrunde. ==

Aber im Wandel der Zeiten erhebt sich aus den Tiefen des Meeres eine neue Welt; denn nie kann das Leben vergehen. Eine junge Erde ersteht mit grünenden Fluren und Wäldern, mit wogenden Feldern und blühenden Blumen, und ein neues Menschengeschlecht wächst heran, das die ganze Erde bewohnen wird. Dann werden auf Idafeld, dem Asensitz im Himmelsblau, auch wieder Götter leben, die die Welt ordnen und ihr Gesetze geben; denn im Grase wird man die Goldtafeln mit den heiligen Runen der Weisheit wiederfinden, die einstmals den Asen gehörten. -

Denn so kündet das Lied:

"Aufsteigen seh' ich zum anderen Male
aus der Flut die Erde in frischem Grün;
über schäumenden Fällen schwebt der Adler,
Fische fängt er an felsiger Wand." (Edda)

Lucie Evard

- = -

Anhang

## Auch das Vergangene lebt.

Das Reich der germanischen Götter ist untergegangen; ein neues Menschengeschlecht ist herangewachsen. Es sind die Nachkommen jener, denen die Asen einst heilig waren. Vergessen und in alle Winde verweht scheint die vergangene Welt.

Und dennoch, - wenn wir wollen, können wir ihre Spuren in der Gegenwart finden:

Nach den Namen der Götter, aber auch der Riesen, Zwerge und Elfen bezeichneten unsere Vorfahren in alter Zeit oftmals die Berge und Flüsse, die Wälder, Seen und Fluren sowie auch die Einteilung der Zeiten. Ja, man darf wohl sagen, daß es für sie kaum ein Ding gab, das sie nicht in Beziehung zum Göttlichen brachten.

Da gab es die heiligen Haine, Felsen, Berge und Bäume, die den Göttern geweiht waren. Im Namen mancher von ihnen lebt noch heute die Erinnerung daran. Wir müssen an Odin denken, wenn wir vom Odenwald hören oder von dem sagenreichen Odenberg, der bei Gudensberg liegt. Auch der Name der Oder dürfte den gleichen Ursprung haben. Bei den Sachsen wurde Odin:Wuotan,Wotan,Wodan genannt, und hieraus ist die Zeitbezeichnung "Woche" entstanden. Ihm zu Ehren hieß der heutige Mittwoch einstens "Wanstag"; er hat bei uns zwar seinen alten Namen eingebüßt,ist aber im englischen "Wednesday" (d.h.Wodanstag) erhalten geblieben. Bei der Bezeichnung des Montags hatte man der Mondgottheiten gedacht. Tyr,der mutige Gott, der auch Ziu hieß, gab dem Dienstag seinen Namen;

nach ihm wurde auch die Stadt Duisburg benannt. Der Donnerstag war dem gewaltigen Gewittergott Thor oder Donar geweiht, während der Freitag den Namen des herrlichen Lichtgottes Freyer trägt u. Sonnabend und Sonntag der Sonnengöttin Frigg gehören. Aus dem Namen von Freyers Schwester, der schönen Freya, ist das Wort Frau entstanden.

So lebt die Vergangenheit auch in der Gegenwart fort und ragt in die Zukunft hinein. In ihr wurzeln wir Menschen, wie der Baum in der Muttererde, und empfangen durch sie die Kraft, in die künftige Zeit hineinzuwachsen.

Lucie Evard

------

## GERMANISCHE HELDENSAGEN

### Wieland der Schmied

Wieland war der Sohn des Riesen Wate und war der kunstfertigste Schmied, der je einen Hammer geschwungen hat. Seine beiden Brüder Schlagfinn und Egil aber galten als gefürchtete Meisterschützen, deren Pfeil keinen Feind verfehlte. Diese drei Brüder hausten zusammen in dem einsamen Wolftale, an einem stillen Waldsee.

Nun geschah es eines Tages, daß drei Walküren an den Bergsee geflogen kamen. Sie wollten dort baden. Deshalb zogen sie ihre Schwanenhemden aus und legten sie ans Ufer. Die drei Brüder aber hatten die Badenden gesehen, schlichen heimlich herbei und nahmen die Schwanengewänder an sich. Damit hatten die Walküren ihre Macht verloren; sie konnten nicht mehr davonfliegen und befanden sich in der Gewalt der Brüder.

Zuerst klagten sie um ihre verlorene Freiheit; doch die Brüder waren gut zu ihnen und gewannen allmählich ihre Zuneigung. Schließlich willigten die Walküren ein, ihre Gemahlinnen zu werden, und blieben bei ihnen im Wolftale. Schwanenweiß, die jüngste der Schlachtenjungfrauen, wurde Wielands Weib, und er liebte sie innig.

So vergingen acht Jahre. Da wurde die Sehnsucht nach der Heimat Walhall mächtig in den Walküren, und als sie eines Tages die Schwanenhemden in einer Truhe fanden, zogen sie die Gewänder an, entfalteten ihre Schwingen und flogen davon.

Die Brüder waren traurig über den Verlust ihrer Frauen, und Schlagfinn und Egil zogen aus, um sie zu suchen. Wieland jedoch sagte: "Schwanenweiß wird zurückkehren. Ich bleibe hier, um sie zu erwarten." - -

Nun lebte zu dieser Zeit ein König im Schwedenland, der viel von der Kunstfertigkeit des Schmiedes Wieland vernommen hatte. Sein Herz war erfüllt von der Gier nach Reichtum und Macht, und er scheute auch die bösesten Taten nicht, um immer neue Schätze zu gewinnen.

Kaum hörte Neidung, so hieß der König, daß die beiden Meisterschützen nicht mehr im Lande waren und daß Wieland allein im Wolftale lebte, ließ er den Ahnungslosen nachts von seinen Mannen überfallen, binden und auf seine Burg bringen.

Grimmig tobte Wieland in seinen Fesseln und weigerte sich, für den habgierigen König, der ihn mit feiger List und Gewalt der Freiheit beraubt hatte, seine Kunst zu erniedrigen. Vergebens ließ Neidung für den Gefangenen eine Esse bauen und eine Goldschmiedewerkstatt einrichten: In Wielands Augen loderte der Zorn, und er rief dem König zu: "Nie werde ich mich zwingen lassen, für dich zu arbeiten!"

Die Königin erschrak, als sie Wieland erblickte. "Sieh nur, wie der Haß in seinen Augen brennt!" sagte sie warnend zu ihrem Gemahl. "Von ihm droht uns allen Gefahr, vor der wir uns schützen müssen! Richte ihm darum auf der einsamen kleinen Insel eine Werkstatt ein; dort mag er allein leben. Bald wird ihn die Einsamkeit quälen, und er wird froh sein, arbeiten zu dürfen. Zuvor aber laß ihm an den Füßen die Sehnen durchschneiden, damit er niemals entkommen und an uns Rache nehmen kann!"

Der König befolgte den grausamen Rat seiner Frau und ließ die Untat an Wieland vollziehen. Dann schaffte man den ehemals Starken elend und hilflos als Krüppel auf die Insel.

Zuerst meinte der schmählich Mißhandelte, ob der entehrenden Meintat sterben zu müssen, und er verweigerte die Annahme von Speise und Trank. Dann aber ergriff ihn die Begier, für die ihm zugefügte Schmach an seinen Feinden Rache zu nehmen; und dafür beschloß er weiterzuleben. Er nahm nun Nahrung zu sich, und bald hatte er sich so weit erholt, daß er in der Werkstatt mit der Arbeit beginnen konnte.

Jetzt schuf er Tag und Nacht. Schmiedete er heute eine feste Brünne, so fertigte er morgen einen kunstvoll verzierten Helm. Dann wieder glückte ihm ein Schwert von besonderer Schärfe, und nun formte er Halsband, Fingerring und Armreif.

Nach einiger Zeit stieß ein Nachen ans Ufer der Insel. Kraftvolle Männer waren es, die König Neidung zu Wieland geschickt hatte. Der Gefangene würdigte sie keines Blickes, aber er stellte die fertigen Kunstschätze bereit, damit die Knechte sie mitnehmen konnten.

"Wielands Trotz ist gebrochen!" sagte Neidung erfreut zur Königin, als er die Schätze sah. Sie aber zweifelte: "Ich fühle es, der Mann vergißt die Rache nie."

"Sprach er zu euch?" fragte der König die Boten. - "Er hat nur einmal vor sich hingebrummt: Silber brauch ich!" erwiderten sie. - "Bringt ihm beim nächsten Mal, was er verlangt!" befahl Neidung. Dann führte er seine Gemahlin in die Schatzkammer und sagte frohlockend: "Sieh diese Kostbarkeiten! Es wird nicht lange dauern, dann bin ich der reichste König weit und breit!"

Inzwischen verdoppelte Wieland seinen Eifer, obwohl er sich mit den verstümmelten Füßen nur mühselig in der Werkstatt umherschleppen konnte. Für den König hämmerte er die herrlichsten Waffen; der Königin schuf er köstliche Schmuckstücke für die Wände der Halle; den beiden Söhnen des Königs schmiedete er leichte Schilde und kleine Schwerter; für die Königstochter Bodwild aber fertigte er zarte Ringe an.

Als die Boten wieder kamen und ihm das Silber brachten, knurrte er: "Gold kann ich brauchen!" - Wieland bekam alles, was er sich wünschte, und er überhäufte den König und seine Sippe mit den herrlichsten Kunstwerken. Da drang der Ruhm seiner Kunst ins ganze Land, und bald sprachen die Leute am Hofe Neidungs von nichts

anderem mehr.

In den Königssöhnen, die davon hörten, erwachte die Neugier, den wunderbaren Schmied selber zu sehen. Heimlich bestiegen sie den Nachen und fuhren hinüber auf die geheimnisvolle Insel.

Als Wieland die beiden Knaben am Strande aussteigen sah, entbrannte ihm das Herz in wilder Freude. Freundlich begrüßte er sie und zeigte ihnen von seinen Schätzen alles, was sie zu sehen begehrten. Als sie sich aber mit den Köpfen tief über die Truhe beugten, die mit Kostbarkeiten gefüllt war, ließ er den schweren Deckel über sie fallen und erschlug so die Söhne seines Feindes. Aus ihren Hirnschalen formte er Trinkbecher für das Königspaar, und aus den Zähnen machte er einen Halsschmuck für die Schwester.

In Neidungs Halle war alles untröstlich über das Verschwinden der Knaben. Als man den leeren Nachen treibend auf dem Flusse fand, glaubte man, daß sie ertrunken seien. Über den Tod der Söhne aber konnten den König alle Schätze der Welt nicht hinwegtrösten. -

Wieder war eine Zeit dahingegangen, da erschien Bodwild, die Königstochter, eines Tages bei Wieland auf der Insel. Sie hielt ihm den zerrissenen Halsschmuck entgegen. "Sieh nur", sagte sie, "er ist entzwei. Nur dir kann ich diese Kostbarkeit anvertrauen." Wieland machte sich sogleich an die Arbeit, und er war so freundlich zu der Jungfrau, daß die Liebe zu dem Einsamen in ihrem Herzen erwachte; und sie beschloß, als sein Weib auf der Insel zu bleiben. Wieland war damit einverstanden, aber sein Herz gehörte Schwanenweiß, und er liebte Bodwild nicht, sondern dachte nur an seine Rache.

Jetzt hatte Wieland alles erreicht, was er erstrebt hatte, und nun begann er seine größte und schwerste Arbeit. Unermüdlich war er tätig und schmiedete zwei gewaltige Schwingen, die ihn aus der Gefangenschaft erlösen sollten. Und eines Tages war sein Werk vollendet. Auf machtvollen Flügeln erhob er sich adlergleich von der Insel in die Lüfte, schwebte über das Wasser und ließ sich hinab auf den Dachfirst von König Neidungs Halle. Dann rief er den tödlich Gehaßten heraus und schleuderte ihm mit grimmem Hohn die Worte zu:

"Ist deine Habgier nun gestillt? - Hat euch der Wein gemundet, den ihr aus den Hirnschalen eurer Söhne getrunken habt? - Einen herrlichen Schmuck hat deine Tochter getragen - aus den Zähnen der Brüder! - Doch klage nicht! Sind auch die Söhne tot, ein Enkel wird in deiner Halle spielen: der Königstochter Bodwild und Wielands, des Knechtes, Sohn!"

Nach diesen Worten breitete Wieland die Schwingen, hob sich in die Lüfte und flog davon, um Schwanenweiß, die Geliebte, zu suchen. König Neidung und seine Gemahlin aber standen starr vor Entsetzen und Herzeleid; und bittere Tränen weinte Bodwild, die Verlassene

F.Diepold.

Zorn und Haß haben zähes Leben,
schwer kommt Rache in Schlaf.
Nicht Waffen allein, auch Weisheit braucht er,
wer der Helden höchster will sein.

(Edda)

-=-

# Gudrun

Der mächtige Dänenkönig Hetel und seine schöne Gemahlin Hilde hatten ein Töchterchen, das hieß Gudrun. Es war so hold und lieblich, daß es die Mutter und alle Frauen des Landes an Anmut übertraf. Die Eltern waren deshalb sehr stolz auf ihr Kind, und kein Freier erschien ihnen gut genug für ihre Gudrun.

Von nah und fern kamen Könige und Fürsten, die von der Schönheit der Königstochter gehört hatten, und baten um ihre Hand. Aber keinem von ihnen wollte das Königspaar die Tochter geben, u. so mußten sie alle allein wieder nach Hause ziehen.

Da meldete sich eines Tages ein junger Fürst von stolzer Gestalt und schönem Angesicht am Hofe des Königs. Herwig von Seeland war es, der Gudrun zum Weibe begehrte; denn er liebte sie von ganzem Herzen. Aber auch er wurde abgewiesen. Da beschloß er, sich die Braut mit der Waffe zu erringen. Mit seinen Kriegern drang er ein in König Hetels Land und stellte sich dem Dänenkönig zu mannhaftem Zweikampf. Gewaltig schwang der junge Fürst die Waffe gegen den alten kampferfahrenen Recken, und seine Tapferkeit gewann ihm die Achtung des Königs und die Liebe Gudruns. Sie bat die Eltern, doch mit Herwig Frieden zu schließen, und sie willigten ein. Da wurde bald in der hohen Halle für die Liebenden das Fest der Verlobung gefeiert.

Als aber König Siegfried von Moorland davon erfuhr, ergrimmte er sehr; denn erst kürzlich hatten Gudruns Eltern ihn selber mit seiner Werbung abgewiesen. "Bin ich geringer als Herwig von Seeland?" zürnte der in seinem Stolze gekränkte König; und er stellte ein großes Heer auf und fiel mit ihm in das Land Herwigs ein, der noch froh und glücklich in der väterlichen Burg seiner Braut weilte. Schweren Herzens mußte er sich von Gudrun trennen u. mit seinen Mannen in die Heimat eilen, um sein Land zu schützen. "Ich begleite dich," sagte König Hetel, der den Bräutigam seiner Tochter liebgewonnen hatte; und er rüstete ein Heer, um Herwig gegen den starken Feind zu unterstützen. -

Nun lebte aber im Normannenlande noch ein anderer Freier Gudruns, der auch von ihren Eltern abgewiesen worden war. Er hieß Hartmut, und sein Vater war Ludwig, der Normanne. Zu ihnen kamen Boten und meldeten: "König Hetel und Herwig von Seeland sind auf Heerfahrt; Gudrun und ihre Mutter aber sitzen allein auf der Burg, nur von wenigen Beschützern umgeben."

"So laß uns eilen!" sagte Ludwig, der Normanne, zu seinem Sohn, "wir wollen die Gelegenheit nutzen und die Braut für dich rauben." Hartmut war einverstanden, und schnell wurde eine starke Flotte gerüstet, mit der sie bald darauf im Dänenreiche an Land stießen. So tapfer sich die Verteidiger auch wehrten, sie wurden überwältigt, und Gudrun und ihre Gefährtinnen in die Boote geschleppt. Dann ging die Fahrt zurück ins Normannenland.

Einigen dänischen Kriegern aber war es doch gelungen, dem Gemetzel zu entrinnen, und sie eilten nun, so schnell sie konnten, zu König Hetel und Herwig und brachten ihnen die Schreckensbotschaft. Da ergriff Zorn und Trauer das Herz des Vaters und des Verlobten Gudruns. Sie schlossen Frieden mit König Siegfried von Moorland, der den Raub Gudruns auch nicht duldete. Dann verfolgten sie mit ihren vereinten Heeren die räuberischen Normannen.

An der Scheldemündung trafen die Feinde zusammen, und nun entbrannte die mörderische Schlacht auf dem Wülpensande. Allen voran

kämpfte Wate von Stürmen, ein tapferer Krieger, der große Lücken in die Reihen der Feinde schlug. Ihm stand der ritterliche Sänger Horand treu zur Seite, der nicht weniger mannhaft das Schwert gebrauchte. Aber die Verluste waren auf beiden Seiten groß; und als der Kampftag sich zu Ende neigte, da trat für die Dänen das schwerste Unglück ein: Im Zweikampf mit Hartmuts Vater fiel Hetel, der große Dänenkönig. In der gleichen Nacht noch entflohen die Normannen auf ihren Schiffen und nahmen Gudrun mit sich fort. Herwig von Seeland mußte verzweifelt zusehen, wie ihm die Braut entführt wurde; denn er konnte mit seinem geschwächten Heer die Verfolgung nicht aufnehmen.

Hartmut und sein Vater aber triumphierten. Sie brachten Gudrun ins Normannenland und hofften, daß sie nun wohl einwilligen werde, Hartmuts Braut zu werden. Doch bald mußten sie erkennen, daß sie sich getäuscht hatten. Hartmut war freundlich und sanft zu Gudrun; sooft er sie aber auch bat, sein Weib zu werden, so oft antwortete sie ihm:"Meine Liebe und Treue gehören Herwig von Seeland, dem ich verlobt bin. Und wenn ich bis zu meinem Tode hier bleiben muß, so kann ich doch nicht deine Frau werden."

Darüber wurde Hartmut traurig, denn er hatte Gudrun lieb. Er rüstete sich deshalb zu neuer Heerfahrt, um nicht immer an seinen Kummer denken zu müssen. Seine Mutter Gerlind aber wollte dem Sohne helfen, und sie kam zu Gudrun und sagte zu ihr:"Die schönsten Gewänder und das herrlichste Geschmeide will ich dir geben, wenn du meinen Sohn zum Manne nimmst." Gudrun aber schüttelte nur traurig den Kopf.

Da wurde die Königin böse, denn sie hatte ein hartes Herz,das ohne Maß hassen konnte. Während ihr Sohn abwesend war, begann sie, Gudrun und ihre Gefährtinnen boshaft zu quälen. Als Magd mußte ihr von nun an die stolze Königstochter dienen.

"Kehre die Tische und Bänke!" befahl sie ihr.

"Ich habe kein Tuch dafür," erwiderte Gudrun sanft.

Da lachte die Königin höhnisch und sagte:"Ei,sind deine langen,hellen Haare zu schade dafür?"

Und Gudrun nahm schweigend ihr herrliches Haar, das wie Gold flimmerte, und reinigte Bänke und Tische damit.

So erniedrigte die Königin das Mädchen jeden Tag aufs neue. Aber was sie auch ersann, es gelang ihr nicht, Gudruns Stolz zu brechen.

Als Hartmut einmal heimkehrte und er sie wiederum um ihre Hand bat, blieb sie standhaft, obwohl auch Ortrun, die freundliche Schwester Hartmuts, für den Bruder bat. Jetzt wurde der Haß der Königin noch furchtbarer, und nichts war ihr zu schlecht,um Gudrun immer neue Schmach anzutun. Das Königskind erhielt keine neuen Gewänder mehr, obwohl die alten längst zerrissen waren.Es mußte barfuß gehen, weil man ihm keine Schuhe gab. Tag für Tag aber mußte Gudrun am Meeresstrande die Wäsche und Kleider der grausamen Königin waschen. Hiltrud, die treueste ihrer Gefährtinnen, half ihr dabei. -

So waren dreizehn Jahre dahingegangen, seit Gudrun als Gefangene im fremden Lande lebte. Da standen die beiden Jungfrauen wieder eines Tages am Strande des brandenden Meeres. Dichter Schnee bedeckte rings das Land, und eisig wehte der Märzwind, während sie im kalten Wasser die Wäsche und Kleider wuschen. Sehnsüchtig glitten Gudruns Augen über die Weite des Meeres, dorthin, wo ihre Heimat liegen mußte. Plötzlich belebte sich ihr Blick, sie streckte den Arm aus und rief:"Schau, Hiltrud, dort

kommt aus der Ferne ein Boot und hält auf uns zu!" Näher und näher kam es, und atemlos warteten die beiden Mädchen, bis es gerade bei ihnen auf den Strand glitt. Zwei Männer sprangen heraus, hohe, stolze Gestalten.

"Wer seid ihr?" fragen die Mädchen; aber dann schauen sie sich an, und das Auge Gudruns sucht den Ring an der Hand des einen Mannes und zeigt ihm den ihren. Da erkennen sie sich. Herwig von Seeland, der Verlobte Gudruns, ist gekommen und mit ihm ihr Bruder Ortwin. Jubelnd begrüßen sie sich, und Herwig sagt zu Gudrun:" "Dreizehn lange Jahre mußte ich warten, aber jetzt kann ich dich befreien. Unsere Verluste auf dem Wülpensande waren so groß, daß erst neue Jugend heranwachsen mußte, um mein Heer stark zu machen. Denn nicht in heimlicher Flucht will ich mit dir dies Land verlassen; im offenen Kampfe will ich dich zurückgewinnen. Bald werde ich mit starker Flotte hier sein und für den Frevel Rache nehmen!"

Gern versprach Gudrun dem Geliebten, in Geduld auf sein Kommen zu warten. In freudigem Übermut warf sie die Wäsche ins Meer. Ihre blauen Augen strahlten und ihre Wangen glühten, als sie an den Hof zurückkehrte. Darüber wunderte sich Königin Gerlind, und als sie Gudrun singen und lachen hörte, ahnte sie Unheil. Gudrun aber sagte zu ihr:"Es gefällt mir nicht mehr, dort zu dienen, wo ich herrschen könnte! Ich bin bereit, deinen Sohn Hartmut zu heiraten."

Kaum hatte die Königin dem Sohn die Worte Gudruns mitgeteilt, da eilte er freudig herbei, um ihr den Brautkuß zu geben. Aber die Königstochter wehrte ihn lachend ab:"Schau meine Kleider an! Solange ich dieses Zeug trage, ziemt es sich nicht für dich, mich zu berühren." Nun brachte man ihr die herrlichsten Gewänder und auch für ihre Gefährtinnen, und sie wurde gehegt und gepflegt. Als Gudrun dann mit den Freundinnen allein war, erzählte sie ihnen jubelnd, daß die Befreiung bevorstehe.

Und wirklich, - schon am nächsten Tag, kaum daß der Morgen graute, lagen die Schiffe Herwigs vor der Bucht auf dem Meere, u. als die Sonne aufging, ließen ihre ersten Strahlen die Segel hell aufleuchten und die Waffen der Krieger blitzen. Kaum hatte man in der Burg die nahende Gefahr erkannt, so wurde in Eile alles für den Entscheidungskampf gerüstet. Dann traten die Normannen auf offenem Felde ihren Feinden gegenüber. Ein heißer Kampf entbrannte, der auf beiden Seiten mit Tapferkeit und Erbitterung geführt wurde. Schließlich gelang es dem starken Wate, Hartmut zu überwältigen. Schon wollte er ihn töten, da sprang Herwig dazwischen und rief:"Schone sein Leben!" Als dann auch Gudrun für ihn bat, gab sich der grimme Wate zufrieden. Auf Gudruns Bitten verschonte er auch Hartmuts Schwester, die freundliche Ortrun; aber als ihm die grausame Königin Gerlind in die Hände fiel, da waren alle Bitten Gudruns vergebens. Mit gewaltigem Streich schlug er ihr das Haupt vom Rumpfe.

Fröhlich machte sich dann die siegreiche Flotte zur Heimfahrt bereit, und im vordersten Schiffe standen Herwig von Seeland und Gudrun, die Braut, die nun endlich sein Weib werden konnte.

Lucie Evard

Ungewiß ist's, kommen alle zusammen,
die der Sieggötter Söhne sind:
wer der kühnste Kämpe ist;
ein Held ist mancher, der nie den Hieber+)
färbte mit Feindesblut.

+)=langes Schwert(zum Hiebe-führen) (Edda)

# Die Nibelungensage

von F.Diepold und L.Evard.

## Der Riese Reidmar und seine Söhne

Es war einmal ein Riese namens Reidmar; der hauste mit seinen drei Söhnen auf dem Reidmarhofe, dort, wo sich heute die Lahn in den Rhein ergießt. Er war ein rechter Unhold und ein mürrischer Geselle, der nur dann vor Vergnügen knurrte, wenn er in seinen Schätzenvon Gold und Edelsteinen mit den Händen wühlen konnte. Seine Söhne waren genau so griesgrämig wie er und von der gleichen Gier nach Gold erfüllt.

Regin war der kleinste von den Brüdern, und Reidmar nannte ihn zum Spott den "Zwerg", obwohl er doch die Größe eines starken Mannes hatte. Er arbeitete als geschickter Waffenschmied in einer Felsenhöhle des Sauerlandes und hämmerte kunstvoll das Eisen, das dort in der Erde wuchs.

Die prächtigen Waffen und Rüstungen, die er herstellte, verkaufte Fafner, der zweite der Brüder, für gleisendes Gold an die Menschen. Er war der gierigste und bösartigste der Riesensöhne. Oft nahm er Drachengestalt an und lag so am Rheine, beim Drachenfels auf der Lauer. Wenn dann die Schiffe vorbeizogen, fiel er über sie her und beraubte die Menschen.

Der jüngste Sohn Reidmars war Otter, ein Meister im Schwimmen. Schneller als der Lachs glitt er durch die Fluten; denn er konnte sich in einen Fischotter verwandeln. So fing er die fettesten Fische, die dann im Reidmarhofe auf den Tisch kamen. --

Nun hatte sich einst, an einem schönen Frühlingsmorgen, der Ase Loki auf den Weg gemacht und wanderte über die blühende Erde im Tale der rauschenden Lahn. Lange hatte er es sich zwischen den grünenden Wäldern, den duftenden Wiesen und beim Gesang der Vögel wohl sein lassen; doch als die Sonne höher stieg, zur Mittagszeit, verspürte er Hunger. - Da sah er einen Fischotter, der mit einem fetten Lachs im Maule aus dem Flusse kam und ans Ufer kletterte. Schnell ergriff Loki einen Felsbrocken, zielte - und erlegte den Otter mit geschicktem Wurf. Nun gehörten ihm Lachs und Otter, und freudig stieg der Gott mit der doppelten Beute den Berg empor. Schon von weitem sah er bläulichen Rauch, der sich in der klaren Luft ringelte. Dort am Feuer wollte er sich den Fisch kochen lassen.

Doch seine Freude verwandelte sich schnell in Schrecken, als er sich plötzlich von Reidmars Riesensippe umringt sah und jeder der Unholde drohend ein Schwert gegen ihn schwang. "Was wollt ihr von mir?" fragte er und sprang beiseite. "Darf ich nicht jagen und fischen, wo es mir gefällt?" - Reidmar wies mit dem Schwert auf den Boden, wo der tote Otter lag. "Du hast meinen Sohn getötet!" brüllte er. "Jetzt bist du in unserer Gewalt und unserer Rache verfallen." - "Wißt ihr nicht, daß ich ein Ase bin?" fragte Loki stolz.

Reidmar lachte höhnisch. "Wir kennen dich, Loki! Aber den Blutgesetzen sind auch die Asen unterworfen!" triumphierte er. Aber dann funkelten seine gierigen Augen. "Du kannst dich von dem Blutbann lösen, Loki, und ich will dein Leben schonen," versprach er, "wenn du mir den Balg des Otters mit rotem Golde füllst und von außen sein Fell mit lauter Gold bedeckst, daß kein Härchen mehr zu sehen ist." - "Du Narr!" rief Loki zornig. "Woher soll

ich das viele Gold nehmen?" - "Geh nur in den Harz!" riet ihm der Riese, "dort lebt der Zwergenkönig Andwari. Der hat Gold in Hülle und Fülle!"

Loki kannte den reichen König der Zwerge und wußte von ihm, daß er sich oft zu nächtlicher Stunde als riesiger Hecht in den Wassern der Bode tummelte. Um sein Leben zu retten, versprach er nun Reidmar und den beiden Söhnen, das Gold zu beschaffen.

Jetzt galt es für ihn, Andwari in seine Gewalt zu bekommen, u. der listige Loki hatte wenig Sorge, daß ihm dies gelingen werde. Mit Hilfe seiner Federschuhe flog er bis an das ferne Meer, dorthin, wo die Brandung wild gegen die geborstenen Klippen schäumte. Hier wohnte Ran, die Meeresriesin, die gut Freund mit Loki war. Von ihr erhielt er ein Zaubernetz, dem nichts entrinnen konnte, und Loki begab sich damit in den Harz, zum Brocken und zog jede Nacht das Netz von dem Berge aus durch die Bode, die sich brausend tief unten durch das Tal zwängt. Zehn Nächte mühte er sich vergebens und schon hatte er fast allen Mut verloren, da bemerkte er plötzlich in der elften Nacht, wie an einer Stelle das Wasser, von einem silbernen Fischschweif gepeitscht, in wildem Strudel sprudelte.

Sofort schnellte das Netz, von Lokis kundiger Hand geworfen, durch die Flut, und schon zappelte ein armlanger, silbergrauer Hecht darin. Zufrieden zog Loki den Gefangenen aus dem Wasser; da verwandelte sich der Fisch in einen winzigen Zwerg, der zusammengekauert im Netz hockte: Es war Andwari, der Zwergenkönig.

"Führe mich in dein unterirdisches Reich!" befahl ihm Loki. "Erst dann erhältst du deine Freiheit wieder!" - Was blieb dem Zwergenkönig anderes übrig, als zu gehorchen? Widerwillig führte er seinen Bezwinger durch Schluchten und Klippen in das Innere des Berges.

Da leuchtete wundersames Licht in der Felsengrotte, denn köstliche Erze und glänzende Edelsteine bedeckten die Wände. Am Boden aber funkelte gelb und rot das gesuchte Gold. Schnell entriß Loki einigen Zwergen einen riesigen Sack und packte von dem Golde hinein, soviel er nur fassen konnte. Schließlich mußte er aufhören, weil der Sack bis zum Rande gefüllt war.

"Das wird wohl genügen!" knurrte Loki. Doch dann erblickte er plötzlich an der Hand des Zwergenkönigs einen so herrlichen Ring, wie er noch keinen gesehen hatte. Mit einem Griff hatte er ihn dem Kleinen vom Finger gerissen und eingesteckt.

Jetzt entbrannte die Erbitterung im Herzen Andwaris. Denn Loki hatte ihm den Zauberring Andwaranaut genommen. Das war der Schätzespender, der den Zwergen den Weg zu dem heimlichen Reichtum der Berge zeigte. Während sich Loki nun mit prallem Sack und Zaubernetz, unbekümmert um den Zorn der Beraubten, aus der Grotte entfernte, gellte ihm der Wutschrei des Zwergenkönigs nach:

"Tod und Vernichtung allen, die mein Eigentum besitzen!"

"Tod und Vernichtung!" keuchten vielhundertstimmig die Zwerge. Und

"Tod und Vernichtung!" gab tausendfältig das Echo zurück.

-=-

So kam Loki mit dem Golde auf dem Reidmarhofe an und warf erleichtert den schweren Sack den Riesen vor die Füße. "Nun her mit dem Otterbalg!" herrschte er sie an und schüttete das gleisende Gold hinein. So füllte sich der Bauch, von Regin und Fafner geschüttelt

und gerüttelt, damit ja recht viel hinein ginge.

"Das ist die Fülle!" brummte Reidmar. "Jetzt aber kommt die Hülle!" Da begann Loki das Gold darüber zu häufen, um den Balg zu bedecken. Wieviel doch dazu nötig war! Schon leerte sich der Sack, und noch immer stachen Haare aus dem Berg von Geschmeide hervor.

"Aber jetzt reicht es wohl?" meinte der Ase, als der Sack geleert war. Doch der gierige Reidmar zeigte auf ein langes Haar vom Schnauzbart, das zwischen dem Golde noch immer hervorspießte. "Her mit deinem Ring! Dann bist du ledig der Buße!" brüllte er. Da legte Loki den Zauberring Andwaranaut über das Haar und sagte voll Ingrimm zu Reidmar:

"Das Gold ist bezahlt, großes Kaufgeld
erhieltest du für mein Haupt;
doch Segen bringt's deinem Sohne nicht,
kosten wirds euer beider Blut."

Reidmar indes lächelte höhnisch und entgegnete:

"Froh denk' ich zu walten des funkelnden Goldes,
solange mein Leben währt;
deine Drohung ist keinen Deut mir wert;
kehr nun nach Hause von hier!" (Edda)

Da schleuderte ihm Loki den leeren Sack vor die Füße und ging davon. Der aber fiel auf die aufgehäuften Schätze, daß sie klirrend über den Boden sprangen. Da stürzten sich die drei Riesen in wilder Gier darüber her und begannen sie aufzulesen. Aber Reidmar, der Vater, schlug nach den Söhnen, die sich schneller bückten als er, und schrie: "Mir allein gehört all das Gold!" u. er griff nach dem Schwert, um Regin und Fafner zu vertreiben. Sie sprangen zurück; doch als sich der Alte wieder dem Schatze zuwandte, erschlug Fafner den Vater.

Sodann nahm er Drachengestalt an und drang mit seinem Gifthauch auf Regin, den Bruder, ein, daß er entfliehen mußte, um sein Leben zu retten. Fafner aber kratzte mit seinen Drachenkrallen das Gold zusammen und füllte es in Truhen. Mit seinem furchtbaren Rachen und den gewaltigen Tatzen ergriff er die Last, erhob sich schwerfällig in die Lüfte und rauschte hinüber über den Rhein, in das Gebiet der Feuer speienden Eifel: Hier wußte er sich allein mit seinem Schatz und außer Gefahr. Dort, in der Gnitaheide, konnte er seinen Hort verbergen. -

Inzwischen hatte sich Regin, um sein Leben bangend, draußen verborgen gehalten. Nun hörte er das Flügelrauschen seines brüderlichen Todfeindes, der mit dem Golde das Weite suchte. Haßerfüllt stellte er die Flugrichtung fest. Dann entnahm er dem Reidmarhofe, was er gebrauchen konnte, zündete über der Leiche des ungeliebten Vaters das Haus an und zog mit einer Herde Rinder wieder nach der Felsenhöhle, in der seine Schmiede lag. Hier arbeitete er eifrig, fertigte Schwerter und Rüstungen und gedachte der Rache, die er dereinst an seinem Bruder Fafner nehmen wollte.

## Siegfried,
### der Drachentöter.

Es war Herbst geworden, und naßkalt war die stürmische Nacht. Regin hatte eben sein Vieh versorgt und ging nun mit einem Topf lebwarmer Milch in die Höhle. Auf das Feuer legte er schwarzglänzende Pechkohle und streckte sich daneben auf das Fellager. So

fühlte er sich wohl.

Da wurde er in seiner Behaglichkeit gestört. Unter dem Eingang der Höhle stand eine Frau mit einem Kind an der Brust. Obwohl sie erschöpft schien und ihre Kleidung zerrissen war, hatte sie eine stolze,Ehrfurcht gebietende Haltung. "Gib mir Warmes zu trinken!" bat sie. Schon wollte Regin sie barsch abweisen;doch unbeirrt fuhr sie fort:"Und eine warme Lagerstätte für mein Kind!" Ein befehlender Ton lag in der Stimme und besiegte sein Widerstreben. Plump und schwerfällig räumte er der Fremden den warmen Platz am Feuer ein und reichte ihr wortlos einen Krug Milch vom Herde.

Hastig schlürfte sie das Getränk. Sie schien sehr erschöpft zu sein. Doch was ging das Regin an? Auch das Kind würdigte er nur eines kalten Blickes;aber er sah doch, daß es blonde Haare und blaue, leuchtende Augen hatte; es schien ein Knabe zu sein.

Plötzlich hörte er ein Geräusch und bemerkte, daß neben der Frau aus ihrem Tuch die Trümmer eines Schwertes geglitten waren. Da erwachte seine Neugier. "Wer bist du?" fragte er die Fremde.- "Ich bin die Königin Jördis vom Reiche der Franken," sagte die Frau. - "Die Gemahlin des Königs Siegmund?" staunte Regin. - "Mein Gemahl ist tot! König Lyngwe brach mit Heeresmacht in unser Land. Obwohl ich mein Kind unterm Herzen trug, hatte ich den König in die Schlacht begleitet. Doch Wotan war gegen uns; und das herrliche Siegschwert meines Gatten zerbrach. Er selbst ist gefallen!"

"Ist es das Siegschwert, das einstmals Wotan in den Eichbaum stieß?" fragte Regin gespannt. Die unglückliche Königin nickte: "Als Andenken habe ich die Teile des Schwertes mitgenommen. Die Feinde haben mein Reich besetzt und mich vertrieben. In der Fremde umherirrend, habe ich mein Kind geboren und es Siegfried genannt. Dich aber bitte ich:Wer du auch bist, schwarzer Schmied, laß mich hier ruhen, bis ich weiter wandern kann."

Mühsam hatte Jördis die letzten Worte gesprochen. Dann versagte ihre Kraft. Langsam sank sie zu Boden; und als Regin sich über sie neigte, sah er, daß sie tot war. --

So blieb Siegfried bei Regin in der Einsamkeit der dunklen Bergwälder. Blondhaarig und blauäugig wuchs er heran, wurde stark und kühn und von stolzer Gestalt. Oftmals betrachtete Regin sinnend den Knaben; und wenn er sah, wie er unerschrocken die Wölfe jagte und ihnen in ungestümer Kraft den Rachen auseinanderbrach,dann freute er sich. Immer gedachte er der Rache, die er an Fafner nehmen wollte, und er begann zu hoffen, daß er einstens den Mut und die Stärke Siegfrieds benützen könne, um den verhaßten Bruder zu vernichten.

Bei ihm lernte der Knabe das Schmiedehandwerk. Und eines Abends, als sie beim Mondenschein vor der Felsenhöhle saßen, begann Regin, ihm vom Fafner, dem schrecklichen Drachenungeheuer, zu erzählen, das auf der Gnitaheide den Goldschatz hütet. Da erwachten Zorn u. Haß in Siegfrieds Herzen; denn er liebte das Gute und Schöne, dem Bösen aber war er Feind. "Laß mich das Untier töten!" forderte er.

Regin war zufrieden, als er die Worte hörte; aber er sagte: "Groß ist die Macht des üblen Riesensohnes. Giftiger Atem entströmt seinem Rachen, und seinen plumpen Leib macht ein Panzer aus Horn unverletzbar. Erst mußt du das richtige Schwert haben, wenn du ihn fällen willst!"

"Ich werde es schmieden!" rief Siegfried entschlossen; und er begann ein Schwert nach dem andern zu hämmern. Aber soviele er

auch schuf, keines schien ihm das richtige zu sein. Da fand er eines Tages in einem staubigen Winkel der Werkstatt die Teile eines alten,zersprungenen Schwertes. Staunend betrachtete er den wundervollen Stahl und ahnte nicht, daß er das Siegschwert seines Vaters in Händen hielt. Geheimnisvolle Runen bedeckten die Klinge, und als er nach diesen Zeichen die Teile kunstvoll zusammenschmiedete, da erschrak er fast vor der Schönheit des Schwertes. Er schwang die Klinge, da erfüllte ein Sausen die Schmiede: das klang wie ein Lied aus uralter Zeit! Nun versuchte er in gewaltigem Schlag das Schwert am Amboß; da fuhr dieser, in zwei Hälften zerspalten, tief in die Erde, aber die Klinge blieb heil.

Nun wußte Siegfried, daß er ein Schwert besaß, mit dem er den Kampf gegen Drachen und Ungeheuer aufnehmen konnte. Voll Übermut stürmte er in den Wald und erprobte seine Schärfe an allen Dingen. Als dann der Stahl klingend und singend einen Felsen durchschnitt, da umtänzelte ihn plötzlich ein wundervoller,weißer Hengst.

Nie hatte er ein so schönes Tier gesehen. Zart strich es seine Flanken an Siegfrieds Arm, legte ihm den Kopf an die Schulter und seine großen,feurigen Augen schauten den Jüngling an, als wollte es sagen:"Steige auf,ich will dich tragen!"

Mit federndem Sprung war Siegfried auf seinem Rücken,und der Hengst wieherte hell vor Freude und setzte sich in Trab. Siegfrieds Last war gerade recht für ihn, und Roß und Reiter schienen für einander geschaffen. "Kein besseres Pferd gibt es auf der ganzen Erde als dich!" sagte Siegfried und streichelte ihm den Hals. "Ich will dich Grane nennen."

Er konnte nicht wissen, daß Wotan selbst ihm den Hengst gesandt hatte, der ein Sohn von seinem achtfüßigen Schimmel Sleipnir war. Denn Siegfried war ein Sproß der Götter, und Wotan selbst sein Vorfahre. Deshalb wollte der Gott, daß es dem Asensohn Siegfried gelinge, in der Welt den Sieg über das Böse zu erringen. --

Stolz führte Siegfried das Götterroß dem Regin vor, und schon am nächsten Morgen ritten beide in die Gnitaheide. Grane schritt so rüstig aus,daß Regins Gaul kaum nachkommen konnte. Unterwegs gab er Siegfried die letzten Winke für den Kampf:"Nur am Bauche ist das Untier zu verwunden. Greife es deshalb von unten an!" riet er ihm.

Im Eifelgebirge angekommen, spähten sie nach dem Ungeheuer aus, und bald sah Regin, daß vor einem hohen Felsen schwefelgelber Rauch aufstieg. Er zeigte ihn Siegfried:" Das ist Fafners Giftatem!"

Blitzenden Auges ritt der Jüngling dem Feinde entgegen. Auch Grane witterte nun das Scheusal. Zornig stampfte er den Boden und stieß kampfbereit ein scharfes Wiehern aus - dann eilte er auf schnellen Hufen an der Steilwand empor.

Oben auf der Höhe hatte sich bis dahin der Drache träge gesonnt. Doch jetzt war er aufgestört: Er vernahm die Geräusche des nahenden Pferdes und ahnte die Gefahr. Ein bösartiges Zischen und Fauchen drang aus seinem Rachen. Tückisch blinselnd wälzte er sich aus seiner Höhle.

Da flog ihm Siegfrieds Lanze in die Flanke und prallte an seinem Panzer ab. Mit gewaltigem Sprung setzte Grane über das

Ungeheuer hinweg, wendete sich schnell und sprang ihm aufs neue entgegen. Hoch auf bäumte sich der Drache, Bosheit und Wut schauten ihm aus den Augen, sein Rachen geiferte Gift, und feuriger Broden drang aus den Nüstern. Zum zweiten Male sauste eine Lanze und prallte vom Kopfe ab. Im gleichen Augenblick sprengte Grane, den Drachen auf den wild umherpeitschenden Schweif tretend, vorbei und wendete hinter dem Untier, das sich erst schwerfällig drehen mußte.

Da entsann sich Siegfried der Worte Regins: "Nur am Bauche ist er verwundbar!" Jetzt trieb er den Feind mit Lanzenwürfen und mit Granes Sprüngen immer tiefer in die Enge der Felsenklüfte. Fafner geiferte, schäumte und brüllte, daß der Wald erdröhnte und grauser Widerhall durch die Berge rollte. Kühn sprang Siegfried vom Pferde in eine Schlucht hinunter und ließ das Ungeheuer herankeuchen. Da, als der Drache gerade über ihm war, zückte der Held das Wotansschwert und stieß es ihm tief in den Leib und durchbohrte sein Herz. Gräßlich heulte der Lindwurm auf, sein Körper wälzte sich, und der schuppige Schweif peitschte die Felsen, daß die Steine flogen. Mit letztem Atem rief er Siegfried zu:

"Das glänzende Gold und die glutroten Ringe
bringen dir einst den Untergang!"

Dann ging ein Zucken durch den Riesenkörper; aus dem Rachen ergoß sich ein Strom seines Geifers. Fafner war tot.

Da kamen die Vögel des Waldes herbei, die angstvoll dem furchtbaren Ringen zugesehen hatten, und freudig erklang ihr jubelndes Lied auf Siegfried, den Drachentöter.

-=-

Endlich kam auch Regin herbei, und lachend rief ihm Siegfried zu:

"Entfernt warst du weit, als in Fafners Blut
ich färbte das scharfe Schwert;
meine Kraft spannt' ich an im Kampf mit dem Wurm,
dieweil du dich im Kraute verkrochst."

Aber Regin sagte nur: "Denke daran, daß ich es bin, dem du das Siegschwert verdankst!" Dann bat er den Helden: "Brate mir das Herz des Drachen, damit ich die Sprache der Vögel verstehen lerne!"

Siegfried erfüllte ihm seinen Wunsch. Aber während er das Herz briet, verbrannte er sich den Finger und steckte ihn in den Mund. Da kam ein Tropfen von Fafners Herzblut auf seine Zunge, und plötzlich verstand er, was die Vögel sprachen, die rings umher auf den Zweigen saßen.

"Ahnt Siegfried nicht, daß Regin Böses gegen ihn sinnt?" fragte eine Spechtmeise die andere. - "Du hast recht," erwiderte die zweite, "Regin gibt dem Helden voll Falschheit die Schuld am Tode Fafners. Jetzt brütet er Rache und will ihn vernichten."

Siegfried warf einen Blick auf Regin, der im Grase lag und sich schlafend stellte. Aber er meinte zu sehen, daß seine Augen tückisch blinselten.

Da sprach die erste Meise wieder: "Wäre der Held klug, so würde er den Falschen jetzt töten und das Gold nehmen. Dann gehörten ihm allein die Schätze, die Fafner besaß." -
"Er soll sich nicht rühmen können, mich getötet zu haben!" sagte Siegfried, ergriff rasch entschlossen sein Schwert u. schlug Regin das Haupt ab. --

Hellauf zwitscherte der Vogelchor vor Freude, und als die Lieder verklungen waren, sagten die Spechtmeisen zu Siegfried: "Wirf einen Feuerbrand auf das Drachenungeheuer! Wenn dann der Schuppenpanzer schmilzt, so bade dich in dem flüssigen Horn! Dann wirst du unverwundbar werden!"

Da entfachte der H_eld ein Feuer um den Lindwurm herum. Der Schuppenpanzer begann zu schmelzen und floß als Bach abwärts. Siegfried leitete ihn in eine Mulde zu Füßen einer Linde und badete darin. Da bildete sich über seinem ganzen Körper eine hornartige Überhaut. Doch bemerkte er nicht, daß ihm ein Lindenblatt auf den Rücken gefallen war und eine Stelle zwischen den Schultern bedeckte. So konnte sich hier keine Hornhaut bilden. Siegfried aber versuchte,mit dem Wotansschwert sich selbst zu verletzen: und siehe, er war unverwundbar, war der hürnerne Siegfried geworden.

## Siegfried,der König.

Bald drang der Ruf von seiner Tat in alle Lande, und Jubel erfüllte die Herzen der Menschen, weil sie nun von dem Ungeheuer befreit waren. Nur König Lyngwe, der Siegfrieds Vater getötet hatte und seitdem das Frankenreich beherrschte, erschrak;denn er fürchtete mit Recht, daß der junge Held den Vater rächen werde.

Siegfried aber verschaffte sich eine starke Flotte mit tüchtiger Mannschaft und stellte sich damit dem König Lyngwe zum Kampfe. Furchtbar tobte die Schlacht, aber das Siegschwert des Helden schlug blutige Wunden. Der König und seine Söhne fielen dabei.

Da strömten die Franken herbei und erkannten am Wotansschwert in dem Helden den Sohn von Siegmund und Jördis. Jubelnd begrüßten sie ihn als den Befreier aus langjähriger Fremdherrschaft und huldigten ihm. Der Drachentöter aber regierte seitdem als Frankenkönig zu Xanten am Niederrhein.

## B r u n h i l d e

Geheimnisvolle Kunde raunten sich die Menschen zu von einer Jungfrau, die in der Einsamkeit des Nordmeers auf hoher Felsenburg immerdar schlafe; von einzigartiger Schönheit sei das Mädchen. Auch Siegfried hörte von ihr. Da erwachte in ihm der Wunsch, die Herrliche mit eigenen Augen zu sehen. Er schiffte sich daher eines Tages mit einigen Recken ein zur Fahrt nach dem Isenstein So hieß die Felseninsel, auf der die Schildburg stand.

Schon aus der Ferne sah er die ragende Burg,umlodert von einem Flammenmeer, und hoch darüber ein wehendes Banner. Nachdem das Gestade erreicht war, verließ Siegfried allein das Schiff u. näherte sich unerschrocken der Feuerlohe. Da erloschen die Flammen, und ungehindert kam er hinauf in die Burg. Er durchschritt suchend die prächtigen Säle, in denen kein Mensch zu erblicken war, und fand schließlich in der hohen Halle auf einem Ruhebette einen Schläfer in voller Rüstung liegen. Staunend neigte er sich über den tief Schlafenden und nahm ihm den Helm vom Kopfe. Da quoll goldenes Haar in reicher Fülle darunter hervor, und Siegfried erkannte, daß es ein Mädchen war. Er wollte den Panzer lösen, aber es gelang ihm nicht. Es war, als wäre er am Körper angewachsen. Deshalb nahm er das Wotansschwert und durchschnitt ihn von oben bis unten. Erst,als er die Brünne herunternahm, erwachte die Jungfrau.

Jetzt richtete sich die Fremde auf und blickte aus leuchtend blauen Augen den Helden an. Siegfried aber sah ihr holdes Ange-

sicht und ihre herrliche Gestalt, und sie erschien ihm so erhaben in ihrer lichten Schönheit, wie er noch keine irdische Frau gesehen hatte. In seliger Freude umschlangen ihre Arme seinen Hals,u. ihre Tränen fielen auf seine Wangen.

"Habe Dank, daß du mich erweckt hast!" sagte sie. "Seit langen Zeiten habe ich geschlafen. Wisse, ich bin die Schlachtenjungfrau Brunhilde! Wotans Zorn versenkte mich in tiefen Zauberschlaf;weil ich ihm einstmals ungehorsam war, stach er mich mit dem Schlafdorn. Für ewig bin ich aus Walhall verbannt und muß das Weib eines irdischen Mannes werden. Erringen kann mich aber nur jener Mann, dessen Herz keine Furcht kennt. Du, tapferer Held, hast die Feuerlohe durchbrochen, die Wotan selbst um mich gelegt hat."

Mit Staunen vernahm Siegfried die Worte der schönen Walküre,u. ihr Anblick machte sein Herz so froh. Sie reichten sich die Hände und schwuren sich Treue.

Bevor der Held von ihr schied, mischte die Walküre einen Zaubertrank, der die Erinnerung wach halten sollte, und ließ ihn Siegfried aus einem Kelche trinken, damit er sie nie vergessen möge. Während er trank, sprach sie die bedeutsamen Worte:

"Zum andern dir rat' ich die Eide zu halten,
die fest deine Lippe gelobt.
Den Brecher des Schwurs trifft böses Geschick,
man weicht wie dem Wolfe ihm aus."

## Herr der Nibelungen

Auf der Heimfahrt ritt Held Siegfried allein über das Gebirge. Seine Gedanken waren bei Brunhilde,und so gab er nicht acht auf die Wege, die sein Grane einschlug. Plötzlich vernahm er streitende Stimmen. Er blickte um sich und bemerkte, daß er sich auf einem Berge befand, den er noch nie gesehen hatte. Unter einem mächtigen Baume wimmelte viel Zwergenvolk herum, und er hörte,wie sie mit feinen Stimmen aufgeregt durcheinander redeten. Da wußte er, daß er sich im Reiche der Nibelungen, bei den Nebelleuten befand.

Als er näher ritt, sah er zwei Zwerge, die heftig miteinander stritten. Neben ihnen lag ein ganzer Berg von Gold, Geschmeide u. Edelsteinen. "Warum streitet ihr?" fragte Siegfried die Kleinen. "Ich bin König Schilbung!" sagte der eine von ihnen. Er zeigte auf den zweiten Zwerg:"Und dies ist König Nibelung. Wir sind dabei, den Schatz der Nibelungen zu teilen." - "Nun," sagte Siegfried, "wenn ihr nicht einig werden könnt, so will ich euch dabei helfen." - "Wir wollen es dir danken!" riefen die Zwergenkönige, und sie schenkten ihm das Schwert Balmung, das fast so gut war wie der Wotansstahl.

Nun machte sich Siegfried daran, den Schatz in zwei gleiche Hälften zu teilen. Aber,so redlich er sich auch bemühte, er konnte es ihnen nicht recht machen. Jedem erschien der Teil des anderen größer; und vor Neid und Gier kamen sie auch mit Siegfried in Streit und drangen zornig auf ihn ein. Da ergrimmte der Held, und er erschlug die beiden mit Balmung,dem Nibelungenschwert. -

Aber mit den zwergenhaften Nebelmännern waren die Feinde der Götter, die zottigen Riesen, verbündet. Kaum hatten sie vernommen, daß Siegfried die Zwergenkönige erschlagen, stürmten sie herbei, und zwölf von ihnen fielen über ihn her. Sie wurden überdies von siebenhundert Recken aus dem Nibelungenreich unterstützt: Trotzdem gelang es Siegfried, sie nach hartem Kampfe zu überwinden.Dar-

nach bemächtigte er sich des ganzen Landes und nahm den Hort der Nibelungen an sich.

Damit war aber Alberich, ein starker und hinterlistiger Zwergenfürst, nicht einverstanden. Er besaß einen Helm, der ihn unsichtbar machte. Als er nun Siegfried entgegentrat, konnte der Held nicht sehen, woher der Angriff kam, und er geriet in schwere Bedrängnis: Sooft er auch mit dem Schwerte zuschlug, er traf immer ins Leere. Da warf er zornig das Schwert von sich und packte mit beiden Händen zu. Dabei glitt dem Alberich sein Helm vom Kopfe, und Siegfried sah nun, daß er einen häßlichen, struppigen Zwerg im Arme hielt, der ihn haßerfüllt anstarrte.

Siegfried aber griff schnell nach dem Helm und gewann damit die Tarnkappe, die ihren Träger nicht nur unsichtbar, sondern auch hieb-und stichfest machte. Dadurch war Alberichs Widerstand gebrochen, und auch er mußte sich vor König Siegfried beugen. Dieser ließ den Hort wieder in das Dunkel des Berges schaffen und von den Zwergen für sich hüten. Nur das Schwert Balmung und die Tarnkappe nahm er an sich.

## Siegfrieds Verstrickung

Eines Tages kam Siegfried mit stolzem Gefolge nach Mainz, um an der Fürstenversammlung vieler germanischer Stämme teilzunehmen. Es galt, gemeinsame Fragen zu besprechen und heldische Wettkämpfe auszutragen. Der Ruhm als Drachentöter war ihm vorausgeeilt, und so wurde er von den Fürsten und dem Volke freundschaftlich und bewundernd begrüßt. Dabei lernte er auch den Herrscher der Burgunden, König Gunther, kennen, und die beiden Helden fanden aneinander so großes Gefallen, daß sie ihre Freundschaft durch eine Blutsbruderschaft besiegelten. Dabei schwuren sie sich, daß stets einer dem anderen helfen und in jeder Not beistehen wolle. Auch Gunthers beide Brüder schlossen Blutsbruderschaft mit dem Helden.

Arglos erzählte Siegfried dem Freunde von Brunhilde, der er sich verlobt hatte, und schilderte die Schönheit und Herrlichkeit der Geliebten so lebhaft, daß in Gunther der Wunsch erwachte, die schöne Walküre selber zur Gattin zu gewinnen. Er lud deshalb Siegfried in sein burgundisches Königshaus zu Worms ein und bereitete dem geehrten Gast einen glänzenden Empfang.

Herrlich war der junge Held anzuschauen, als er in den Schloßhof einritt. Sein kühnes Antlitz war schön und ohne Falsch, seine Augen strahlten und blitzten in lichtem Blau, wie schimmerndes Gold wallten die Locken hernieder. Sein Mund grüßte freundlich, und seine Haltung war stolz und frei. Anmutig tänzelte Grane, sein edeles Roß, unter ihm. Kriemhilde, die liebliche Schwester König Gunthers, sah ihn vom Fenster aus, und bei seinem Anblick wurde die Liebe in ihrem Herzen wach. Auch er lernte die Schöne bald kennen; doch er beachtete sie nicht, weil seine Gedanken nur bei Brunhilde, der einsamen Braut im fernen Nordmeer, weilten, die wohl voll Sehnsucht auf ihn warten mochte.

Als Frau Ute, die Mutter Kriemhildens, bemerkte, daß die Augen der Tochter zu strahlen begannen, wann sie den Helden sahen, da wünschte sie sehr, daß ihr Kind ihn zum Gatten gewinne. Aber sie wußte sehr wohl, daß Siegfried den Treueschwur, den er Brunhilde geleistet, niemals brechen werde. Deshalb griff sie zur List. Heimlich braute sie einen Zaubertrank, der dem Menschen, der ihn genießt, Vergessenheit bringt. Sie füllte ihn in ein Trinkhorn

und kredenzte ihn mit ehrender Rede dem Gast. Der trank ohne Arg. Kaum aber netzten die ersten Tropfen seine Zunge, so begann der Zauber zu wirken: Es versank die Erinnerung an die Geliebte, und er vergaß des heiligen Treuschwurs, den er der Walküre geschworen.

Von nun an sah er mit Wohlgefallen auf Kriemhildens holde Gestalt, und bald liebte er sie so innig, daß er König Gunther bat, ihm die Schwester zur Gattin zu geben. Der war darüber erfreut. "Wen könnte ich mir lieber zum Schwager wünschen, als dich,meinen Freund?" sagte er zu Siegfried. "Keinen Helden weiß ich zu nennen, der so frei von Tadel ist wie du. Zuvor aber möchte ich dich um einen Freundschaftsdienst bitten. Du sollst mich zu Brunhilde durch die Feuerlohe führen, die nur du durchdringen kannst, auf daß ich um sie werbe. Gewinne ich sie, so sollst du meine Schwester heimführen, und wir wollen eine Doppelhochzeit feiern."

Als Hagen von Tronje, Gunthers treuester Recke, davon erfuhr, warnte er seinen König:"Schwere Kämpfe wird das starke Meerweib mit dir kämpfen! Wenn du Brunhilde nicht besiegen kannst, bist du dem Tode verfallen." - "Mein Blutsbruder Siegfried wird mir seinen starken Arm leihen," rief König Gunther frohgemut; "er besitzt die Tarnkappe, die ihn unsichtbar macht, und so wird niemand sehen, wenn er mir zu Hilfe kommt." - "Laßt uns Brunhilde sagen, daß König Siegfried nur dein Lehensmann sei!" riet Hagen listig;"sie wird zu stolz sein, um sich einen Vasallen zum Gatten zu wünschen."

Siegfried war mit allem einverstanden, und bald trug ein schnelles Schiff die beiden Könige mit reichem Gefolge übers stürmische Nordmeer zum Isenstein hin, und Hagen begleitete sie. An Siegfrieds Seite konnten Gunther und das Gefolge ungehindert durch die Feuerlohe reiten.

Zu dieser Zeit stand die Walküre am Burgfenster und gedachte des fernen Liebsten, der ihr Treue geschworen hatte und nun schon so lange weggeblieben war: Da sah sie die Recken nahen und erkannte Siegfrieds hohe Gestalt unter ihnen. Eben sprang er vom Pferde, und ihr Herz begann freudig zu schlagen. Da bemerkte sie mit Erstaunen, wie er auf einen anderen stolzen Reiter zueilte u. wie ein Vasall ihm den Steigbügel hielt. Doch schritt sie hinaus, ging auf Siegfried zu und begrüßte ihn mit holdem Erröten.

"Sei willkommen, edler Held!" sagte sie. "Bist du endlich gekommen, um mich heimzuholen?" - Siegfried beugte das Knie:"Nicht mir gebührt der erste Gruß, schöne Herrin," erwiderte er höflich. "König Gunther hier, dessen Lehensmann ich bin, hat im ganzen Lande von deiner Schönheit gehört. Er ist es, der dich zum Weibe gewinnen möchte."

Die Walküre erbleichte. In stummer Frage blickte sie Siegfried ins Auge; aber sie fand keine Antwort darin. Da wußte sie, daß er den Schwur der Treue vergessen hatte. Sie wandte sich weg und, zu stolz, ihren Schmerz zu zeigen, begrüßte sie geziemend König Gunther. "Wenn der Held um mich werben will," sagte sie lächelnd zu ihm, " so wird er im Wettkampf mit mir erweisen müssen, ob er der rechte Gemahl für mich ist. Wenn er sich als der Stärkere zeigt, so will ich sein Weib werden. Besiege ich ihn aber, so seid ihr alle dem Tode verfallen."

Da geriet Hagen in schwere Sorge um seinen König, dem er in Treue ergeben war. Er sah die Gestalt der Walküre in kraftvoller Blüte, sah die Pracht ihrer starken Glieder und flüsterte Siegfried und Gunther mahnend zu:"Laßt uns wieder nach Hause fahren!

Mir deucht, das nimmt kein gutes Ende." König Gunther blickte fragend Siegfried an; der aber lächelte: "Fürchte nichts, Blutbruder, ich werde dir helfen."

Während sich nun Brunhilde und Gunther zum Kampfe rüsteten, entfernte sich Siegfried und setzte die Tarnkappe auf. Unsichtbar kehrte er dann zum Kampfplatz zurück und stellte sich an des Freundes Seite. "Du kannst ganz ruhig sein," raunte er ihm zu. "Mit meiner Hilfe wirst du siegen!"

Inzwischen hatte Brunhilde einen mächtigen Speer ergriffen, und gleich darauf sauste er, von ihrer Hand kraftvoll geschleudert, wie ein leuchtender Blitz durch die Luft und prallte mit furchtbarer Wucht gegen König Gunthers Schild. Der wankte und wäre gestürzt, wenn nicht Siegfried ihn gestützt und den Schild ergriffen hätte. Nun hob Gunther den schweren Speer auf, und Siegfried warf ihn mit solcher Gewalt auf Brunhilde zurück, daß ihr der Schild barst und sie taumelnd in die Kniee sank.

Jetzt trug die Walküre, in ihrem Stolze gekränkt, mit finsteren Augen einen riesigen Felsbrocken herbei und warf ihn mit gewaltigem Schwung durch die Luft, daß er zwölf Klafter weit fiel. Als der Stein jedoch gleich darauf, von Siegfried mit höchster Kraft geschleudert, zurückflog, schlug er noch einen Klafter weiter zur Erde nieder.

Voll Unruhe und Erstaunen maß Brunhilde den fremden König mit ihren Blicken. Unmut rötete ihr schönes Antlitz. Sollte sie, die bisher Unbesiegte, in ihm ihren Meister gefunden haben? Sie reckte sich auf. "Jetzt werden wir springen, König Gunther. Noch habe ich keinen Helden gesehen, der mir im Weitsprung überlegen gewesen wäre," rief sie drohend. Dann schnellte kraftvoll ihr Körper empor, und sie setzte weit über den Felsstein hinweg.

Die Mannen des Königs erstaunten, als sie das sahen, und Hagen erbleichte. Sie aber kreuzte die Arme über der Brust und blickte zu Gunther hinüber. "Glaubt ihr noch immer, mein König, als Sieger aus dem Wettstreit hervorzugehen?" rief sie ihm frohlockend zu.

Da packte Siegfrieds starker Arm den König, hob ihn zum Sprunge empor und trug ihn über Brunhilde hinweg. Weit hinter ihr erst berührte er mit ihm wieder den Boden. Da schrieen die Recken laut auf vor Begeisterung , und Hagen, der sonst so Ernste, grüßte mit lachenden Augen seinen König.

In der Hitze des Kampfes aber hatte Brunhilde den Gürtel verloren; Siegfried, der ihn sah, nahm ihn heimlich an sich. Dann entfernte er sich, nachdem der Wettstreit beendet war, versteckte die Tarnkappe und kehrte in seiner wahren Gestalt zu den Übrigen zurück.

Die Walküre hatte nichts von dem Betrug gemerkt. Sprachlos starrte sie König Gunther an, dann suchte ihr Blick Siegfrieds Gestalt. Sie konnte es nicht fassen, daß Gunther sie besiegt haben sollte. Trauer und Enttäuschung röteten ihre Stirn, aber es kam ihr nicht in den Sinn, ihr Wort zu brechen. Stolz trat sie dem König entgegen. "Ihr seid der Sieger, Herr," sagte sie ernst. "So will ich denn mein Versprechen einlösen und Euch als Gattin ins Reich der Burgunden folgen." ==

Froh kehrten die Helden mit Brunhilde auf ihren Schiffen nach Worms zurück. "Gedenkst du deines Versprechens, Blutsbruder?" hatte Siegfried unterwegs König Gunther gefragt. Der hatte genickt

und fröhlich gelacht:" Freilich, wenn wir daheim sind, sollst du Kriemhilde fragen, ob sie dein Weib werden will. Sie wird gewiß nicht nein sagen." König Gunther hatte recht; Kriemhildens Augen strahlten vor Glück, als sie Siegfried gesund wieder vor sich stehen sah, und nur zu gern war sie damit einverstanden, als Königin an seiner Seite in den Niederlanden einzuziehen.

So wurde denn die Doppelhochzeit der beiden Blutsbrüder in aller Pracht und Herrlichkeit zu Worms gefeiert. Innig ruhten Siegfrieds Augen auf der holden Gestalt Kriemhildens, die er mehr liebte als sein Leben. Auch ihr Anlitz leuchtete vor seligem Glück.

König Gunther war stolz, die schöne Walküre zum Weibe gewonnen zu haben. Nur Brunhilde saß still und ernst unter den fürstlichen Gästen an der von Gold- und Silbergeräten funkelnden Hochzeitstafel. Heimlich streifte ihr Blick Siegfried, wenn er sich zärtlich zu Kriemhilde neigte. Dann fühlte sie bitter das Leid, den Geliebten verloren zu haben und an den ungeliebten Gatten gekettet zu sein. An ihrer Hand strahlte der Zauberring Andwaranaut, den ihr einst Siegfried geschenkt, als er ihr Treue geschworen. Sie betrachtete ihn oft in schmerzlichem Sinnen; aber sie trug ihr Los. Denn noch ahnte sie nichts von dem Betrug, den die Könige an ihr begangen hatten.

Lucie Evard

## Siegfrieds Tod.

Siegfried und Kriemhilde lebten glücklich in ihrem niederländischen Königreich. Alle Menschen dort waren froh über ihre schöne Königin und ihren herrlichen König, dessen Heldentaten in allen Landen gerühmt wurden. Auch die Nibelungen dienten freudig dem Herrscher, und der Zwerg Alberich hütete treulich Siegfrieds Schätze im Berg.

Nach einigen Jahren schenkte Kriemhilde einem Knaben das Leben, der nach ihrem Bruder Gunther genannt wurde. Das Glück der beiden war nun so groß, daß ihnen jeder neue Tag schöner erschien als der vergangene.

Eines Tages fand Kriemhilde in der Truhe des Gatten einen Frauengürtel, den sie noch nie erblickt hatte. Ihre Neugier erwachte, und sie fragte Siegfried darnach, als er heimkam. Der Held wollte schweigen; doch da die Geliebte so herzlich bat, konnte er nicht widerstehen.

"Es ist Brunhildens Gürtel," sagte er. "Wenn du schweigen kannst, will ich dir anvertrauen, was geschehen ist." Eifrig versprach Kriemhilde, das Geheimnis zu bewahren und nie ein Wort davon über ihre Lippen zu bringen. Da erzählte ihr der Held, wie er unsichtbar an Gunthers Stelle die Walküre besiegt und dabei den Gürtel gefunden hatte. Früher aber habe Brunhilde von ihm den Ring Andwaranaut zum Geschenke erhalten. ==

Nicht lange darnach traf ein Sendbote König Gunthers bei ihnen ein, der das Herrscherpaar herzlich bat, als ersehnte und geehrte Gäste nach Worms zu kommen. Freudig nahmen sie die Einladung an und begaben sich mit reichem Gefolge auf die Reise. Unterwegs bat der Held die Gattin herzlich, zu Brunhilde immer freundlich zu sein, und sie stimmte ihm gerne zu.

Inzwischen hatte auch Brunhilde einen Sohn und Erben König Gunther geschenkt. Aber sie war an seiner Seite nicht glücklich geworden. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu Siegfried zurück. Ver-

gebens suchte sie Trost in dem Gedanken, daß ihr Gatte doch der Stärkere von beiden und Siegfried überdies nur dessen Lehensmann sei.

Als das Königspaar aus den Niederlanden in Worms eintraf, wurde es auf das Beste empfangen, und ihm zu Ehren folgte ein glänzendes Fest nach dem anderen. Die beiden Könige freuten sich des Wiedersehens, und auch Kriemhilde trat der burgundischen Königin freundlich entgegen, wie sie es dem Gatten versprochen hatte. Brunhilde aber begegnete ihr mit Kälte und Stolz und entfachte damit stillen Zorn im Herzen Kriemhildens.

Eines Tages waren die beiden Königinnen zusammen zum Baden gegangen. Da gerieten sie in Streit darüber, welche von ihnen oberhalb der anderen im Flusse baden dürfe. "Der bessere Platz gebührt mir!" rief Brunhilde. "Denn ich habe nicht nur den tapfersten Helden zum Mann, sondern er ist auch euer Gebieter, weil der deinige sein Lehensmann ist."

Diese Rede erboste Kriemhilde so sehr, daß sie ihr Versprechen vergaß und mit flinker Zunge voll Hochmut erwiderte:" "Meinst du, daß er es war, der dich im Kampfe besiegte? Der wars, dessen Ring du dort an deinem Finger trägst!" Und höhnisch erzählte sie Brunhilde von dem Betrug, dem sie zum Opfer gefallen war.

Brunhilde erwiderte kein Wort. Mit bleichem Gesichte blickte sie auf den Ring an ihrer Hand, bis Kriemhilde geendet hatte. Dann wandte sie sich schweigend, stieg aus dem Wasser und eilte heim.

König Gunther und seine Brüder trafen Brunhilde in finsterem Brüten an. "Eure Arglist hat mich entehrt!" rief sie dem Gatten wild entgegen. "Nur Siegfrieds Tod kann den Frevel sühnen, den ihr an mir begangen habt." Vergeblich suchte Gunther die Gattin zu beruhigen. Voller Ingrimm verharrte sie auf ihrem Verlangen. Zornig drohte sie, ihn zu verlassen, wenn er nicht ihren Willen erfülle. Gunther aber wollte die Gattin nicht verlieren, und so sagte er zu den Brüdern:"Wer soll den Helden töten?"

"Wir sind seine Blutsbrüder und haben ihm Treue geschworen," erwiderten sie. "Aber wir wollen Hagen von Tronje fragen. Er haßt den Drachentöter, weil dessen Ruhm ihm den seinen verdunkelt. Er wird zu schneller Tat bereit sein." - Hagen wurde gerufen, und nachdem er gehört hatte, was geschehen war, stimmte er dem Plane zu und versprach, den Helden zu töten. --

Wenige Tage später ritten die Könige mit ihrem Gefolge aus zur Jagd, und Hagen war auch dabei. Kriemhilde, welche glaubte, daß Hagens Treue auch ihr gelte, hatte vor dem Aufbruch zu ihm gesagt:"Mir bangt um Siegfried!" - "Ich will auf ihn achten," hatte Hagen trügerisch ihr erwidert. "Zeichne nur auf seinem Gewand die Stelle, an der er verletzlich ist!" Da nähte Kriemhilde ein Zeichen auf sein Jagdhemd, dorthin, wo einst das Lindenblatt gelegen hatte und das Drachenblut deshalb keine Hornhaut bilden konnte. --

Auf Grane, seinem schnellfüßigen Roß, war Siegfried allen Jägern weit voraus. Doch dann quälte ihn der Durst nach dem wilden Ritt. Er stieg vom Pferde, als er eine Quelle sah. Nur Hagen war ihm heimlich gefolgt und schlich ihm jetzt, den Speer in der Hand, leise nach. Eben bückte sich Siegfried , um Wasser zu schöpfen, da warf Hagen den Speer mit wuchtigem Schwung nach ihm

und traf die Stelle, an der das Zeichen war. Tödlich getroffen, brach der Drachentöter zusammen. Doch dann raffte er sich noch einmal auf, warf sich mit letzter Kraft auf seinen Mörder und durchbohrte ihn mit seinem Schwerte Gram. -

Kriemhilde hatte in Unruhe und Besorgnis auf die Heimkehr der Jäger gewartet. Als sie nun endlich in den Schloßhof einritten, eilte sie ihnen entgegen. Angstvoll schaute sie in die ernsten Gesichter; dann erblickte sie voller Entsetzen die Träger, die den von Linnen verhüllten Leichnam Siegfrieds brachten. Tränenlos hörte sie den Bericht des Bruders; dann wankte sie in die Halle, in welcher der Held aufgebahrt worden war. Erst als eine ihrer Frauen das Leichentuch hob und sein Gesicht enthüllte, brach sie aufschreiend über dem geliebten Toten zusammen u.weinte, bis ihr das Bewußtsein schwand.

Da öffnete sich die Tür, und die Walküre erschien in der Halle. Bleich, mit starren Augen, neigte sie sich über die Bahre. Nun lag er vor ihr, der herrliche Held, der nach ihrem Willen hatte sterben müssen. Sein Antlitz war friedlich, und seinen Mund verklärte ein Lächeln. Durch den Tod entsühnt von aller Schuld, so sah Brunhilde den Geliebten. Da preßte wilder Schmerz ihr Herz zusammen. Langsam ließ sie den Mantel von ihren Schultern gleiten , da kam das blitzende Schwert zum Vorschein, das an ihrer Seite hing. Voll schlimmer Ahnung trat König Gunther der Gattin entgegen; doch ehe noch er sie hindern konnte, zog sie das Schwert und stieß es sich ins Herz. Sie sank auf ein Lager und lehnte sich ins Kissen zurück.

"Laßt mich mit dem Helden zum Holzstoß tragen!" bat sie. "Ihr sollte es nun wissen, daß ich keinen anderen geliebt habe, als ihn. Ihn hatte Odin selbst mir zum Gatten bestimmt, doch ihr habt mich schnöde verraten,und eure Arglist hat mir den einzig Geliebten geraubt."

Das Blut strömte aus der Todeswunde, und ihre Stimme wurde leiser. Müde lehnte sie das junge, blondgelockte Haupt mit den edlen Zügen tiefer in die Kissen zurück. Doch noch einmal sprach sie:"Gut wäre es für Kriemhild, wenn sie, von gleichem Mute beseelt wie ich, dem Gatten folgen würde. Dunkel sehe ich ihre Zukunft vor mir liegen. Du aber, Gunther, wirst dich nicht des Goldes freuen, das dem Schwager gehörte. Die roten Ringe werden dir und den Deinen den Tod bringen."

Die Stimme der Walküre erstarb, und ihr Haupt sank auf die Brust herab. Sie war Siegfried in dem Tod gefolgt. König Gunther erfüllte den Wunsch der Gattin, die er geliebt hatte. Mit Siegfrieds Leichnam zugleich wurde ihr Körper den Flammen des Scheiterhaufens übergeben.

Den Ring Andwaranaut aber nahm Kriemhild vom Finger der toten Walküre und steckte ihn an ihre Hand, damit sie die Rache nie vergessen möge. Und der Schmerz machte ihr Herz kalt und hart wie Stein.

Lucie Evard

## Der Untergang der Nibelungen

Nach dem Tode des Helden Siegfried verließ Kriemhilde den Königshof des Bruders zu Worms und kam bis nach Dänemark. Sie trug ihre Trauer um den Verlorenen in die Wälder und Einöden des Landes und lebte sieben Halbjahre in der Einsamkeit.- Unterdes nah-

men ihre Brüder das Erbe Siegfrieds an sich. Ihnen gehörte nun das Gold Fafners und die funkelnden Schätze der Nibelungen.

Nun lebte zu dieser Zeit im fernen Hunnenlande ein König, Etzel mit Namen. Der sandte Boten an Gunther und ließ ihm sagen, daß er der Bruder Brunhildens sei und deshalb einen Teil des Schatzes zu bekommen habe. Er drohte, mit großer Heeresmacht ins Land zu fallen, wenn seine Forderung nicht erfüllt werde. Gunther und seine Brüder erschraken; denn die Macht König Etzels war groß. Aber ihre Mutter Ute wußte Rat. "Laßt uns Kriemhilde dem König zum Weibe geben!" riet sie; "so werden wir ihn mit den Banden des Blutes an uns fesseln, und er wird sich zufrieden geben."

Als Etzel die Botschaft empfing, war er mit dem Vorschlag einverstanden; denn auch er hatte von der Schönheit Kriemhildens gehört. Zudem hatte man nicht versäumt, ihm aus den Schätzen reiche Mitgift zu versprechen. Kriemhilde aber, die man nach Worms zurückgebracht hatte, weigerte sich, die Gemahlin eines Hunnen zu werden. Der Schmerz, den die Brüder ihr zugefügt hatten, als sie die Ermordung Siegfrieds zuließen, war zu grimmigem Haß geworden, und mächtig lebte die Erinnerung an den verlorenen Liebsten in ihr fort. Darum sagte sie zur Mutter:

"Ich will einem Mann  vermählen mich nimmer,
noch wünsch' ich Brunhilds  Bruder zu nehmen;
es lockt mich nicht,  mich des Lebens zu freuen
als Etzels Weib  und ihm Erben zu schenken."

Frau Ute aber griff zur List. Zum zweiten Mal mischte sie den Vergessenheitstrunk und reichte ihn der Tochter. Da vergaß sie die Schuld der Brüder am Tode des Helden, und ihr Haß auf seine Mörder erlosch.

So willigte sie denn ein, des ungeliebten Königs Weib zu werden. Da rüsteten sie die Brüder mit prächtigem Gefolge und reichen Schätzen zur Reise ins ferne Land der Hunnen aus.

König Etzel empfing die Gemahlin mit Liebe und allen Ehren; sie aber trat ihm kalt und herrisch entgegen. Ihr schönes Antlitz hatte den einstigen Liebreiz verloren, und ihre Augen blickten hart. Etzel beschenkte sie mit Kleinoden und köstlichem Geschmeide, um ihre Gunst zu gewinnen; doch gleichgültig nahm sie die Ehrungen hin, als wären sie nichts. Im Laufe der Jahre wurden dem Königspaar zwei Söhne geboren. Der Vater liebte die Knaben zärtlich, aber das Herz der Mutter blieb auch ihnen verschlossen.

Eines Tages kamen Boten des Hunnenkönigs mit vielen kostbaren Geschenken für Gunther und seine Brüder an den Hof in Worms. Mit Versprechungen und schönen Worten ließ Etzel sie einladen, als Gäste zu ihm zu kommen. Die Brüder waren erfreut bei dem Gedanken, die ferne Schwester und den Schwager nach langen Jahren wiederzusehen. Deshalb sagten sie gerne zu und waren schon zur Reise bereit, als ein heimlicher Bote eintraf, den Kriemhild an König Gunther abgesandt hatte. Er brachte ihm den Ring Andwaranaut als Wahrzeichen und eine Botschaft in Runenschrift, mit der Kriemhild die Brüder warnte, Etzels Rufe zu folgen; er wolle ihre Herrschaft an sich reißen und sie darum töten. Doch die Helden waren zu stolz und vertrauten dem Hunnen zu sehr, um auf die Warnung der Schwester zu hören. Sie berieten hin und her und entschlossen sich schließlich, die Fahrt zu wagen, zuvor jedoch den Hort der Nibelungen zu holen und an geheimer Stelle in den Rhein zu versenken. Und so geschah es: In dunkler Nacht fuhren die Brüder bis zur Mitte des Stromes und bargen den schimmernden Schatz dort, wo die Wasser am tiefsten waren.

Freundlich und mit vielen Ehren empfing König Etzel die Helden vor seinem Thronsitz. Als sie aber den Saal betreten wollten, schritt ihnen Kriemhild auf der Schwelle entgegen und raunte den Brüdern zu:"Weicht schleunigst von hier! Etzel sinnt auf Verrat. Fast wehrlos seid ihr der Hunnen Arglist preisgegeben." - "Weshalb sollte uns Etzel nach dem Leben trachten?" fragte König Gunther die Schwester. - "Er mißt euch die Schuld zu am Tode Brunhildens. In Wahrheit steht ihm der gierige Sinn nach den Schätzen der Nibelungen. Ich bitte euch,geht!" flüsterte Kriemhild zurück. - "Jetzt ist es zu spät, um Scharen zu sammeln und die tapferen Nibelungen zu Hilfe zu fordern," entgegnete Gunther. "Doch sollten wir fallen, das Erbe der Nibelungen wird keiner je finden."

Mit starkem Herzen nahmen sie Platz in der hohen Halle, deren Wände mit schimmernden Schilden geschmückt waren. Nicht lange währte es, da erhob sich von draußen das Geklirre der Waffen,und die Hunnen drangen mordlustig in den Saal. König Gunther sprang auf und mit ihm sein Gefolge. Todesmutig stürzten sie sich, den blinkenden Stahl in der Faust, den Feinden entgegen, und viele der Mörder fanden den Tod. Doch immer neue Scharen rückten nach und die Übermacht wurde zu groß. Ein burgundischer Held nach dem andern brach tödlich getroffen zusammen. Als Letzte empfingen die Brüder,dann König Gunther den Todesstreich. Doch noch im Sterben rief er Etzel,dem Hunnen, zu:

"Nicht schauen wirst du die Schätze jemals,
wie dich selbst,o Etzel, kein Auge bald sieht." --

Tränenlos, mit versteintem Gesicht, hatte Kriemhild das Gräßliche erlebt. Ihr hartes Herz fand keine Erleichterung in Tränen und Schmerz. Nur der Wunsch nach blutiger Rache tobte in ihr. Mit dem Schwert in der Hand ging sie an das Bett ihrer schlummernden Knaben, deren Vater Etzel war, und durchbohrte ihr Herz.

Der König hatte unterdessen die Vernichtung der Burgunden beim Weine gefeiert. Waffenlos und berauscht trat er nachts ins Schlafgemach. Da traf auch ihn der Stahl von Kriemhilds Dolch, daß er sterbend zu Boden sank.

Doch ihrer entfesselten Wut war noch nicht genug getan. Sie warf einen Feuerbrand in den Saal, da lohte und barst das uralte Gebälk, und alle,die im Wohnhaus schliefen, waren dem Feuertod geweiht.

Mit glühenden Augen, reglos, stand Kriemhild und blickte mit entsetzlicher Freude auf ihr Werk der Zerstörung. Doch unbemerkt war es einem Schildknecht der Hunnen gelungen, den Flammen zu entkommen. Als er,aus dem Hause eilend, die Königin erblickte, da erhob er sein Schwert und schlug ihr das Haupt ab. --

Die Wasser des Rheins aber rauschen tagaus, tagein und bergen in ihren Tiefen das unselige Erbe der Nibelungen und die Königskrone des herrlichen Helden Siegfried.

"Der reißende Rhein nun hüte, was Recken zum Streit entflammte,
das einst die Asen besaßen, das alte Niblungenerbe!
Im rinnenden Wasser besser sind die Ringe des Unheils verborgen,
als wenn an hunnischen Händen das helle Gold erglänzte."

Lucie Evard

(Dargestellt nach der Edda,welche älter als das Nibelungenlied ist.)

-=-

# Walter und Hildegund

## Ein altes Heldenlied
Vorgetragen von
Theodor Seidenfaden.

(Vorbemerkung. Dieses Heldenlied ist laut zu lesen. Erst dann kommt seine Musikalität zur Geltung.)

### Die Königskinder werden Geiseln.

Attila, König der Hunnen, rückte mit Heeren vom Osten, stürmte die Länder der Donau und kam an den Rhein: Schrecken der Völker, dem Schwerte blitzen und Brände Nachtwege hellten.-Gibich war König der Franken. Er herrschte zu Worms und hörte die Kunde: Wie Sterne und Meersand wüchsen die Hunnen; es donnre ihr Schritt; Attila biete das Bündnis oder den Tod!

Da rief er die Rater zum Saale. Sie sprachen:"Weiser als Kampf dünkt uns der Bund. Doch ohne Geiseln und fürstlichen Zins, den Jahre entrichten, nimmt er ihn nicht. Ihn brennen Narben, u. uferlos stampft seine Schar auf struppigen Hengsten um Berge und Strom."

Gibichs Sohn war ein Kind, Gunter, am Brustlatz der Mutter, weshalb sie Hagen von Tronje erkoren, den Vetter des Königs,der jung und entschlossen den Degenknauf hielt. Sie rüsteten Schätze, ritten mit Hagen und schlossen den hunnischen Bund, und Attila jagte vom Rheine gen Westen. -

Er kam nach Burgund.

Herrich, dem König, blühte in Hildegund Tochter und Erbin. Kein Mädchen war schöner als sie: das einzige Kind, und Männer und Frauen liebten es sehr.

Herrich hielt seinen Hof zu Chalons. Hoch ragte die Burg,von Mauern umringt, und plötzlich stürzte der Wächter vom Turme und rief:"Hört ihr den Hufschlag? Die Erde bebt, Schilde dröhnen,u. über den Hügeln wogen Speere: Wälder,die brennen in Sonne und Glut. Sie rasen durch Saone und Rhone: der Hunne ist da!"

Herrich wußte vom Bunde der Franken, berief seine Edlen und sprach:Dem Sturme zu trotzen, sei fruchtlos und wecke nur Not; er biete Frieden, opfre dem Reiche sein Kind und gebe dem Hunnen Schatzgut erlesener Art.

Er schickte Boten, barhaupt,ohne Klinge und Schild. Attila winkte dem Heere und sprach, als die Mannen standen und lauschten:"Ich liebe den Frieden der Völker, bekämpfe nur den, der Widerstand wagt, und lade den König mit gastlichem Gruße!"

Herrich brachte dem Hunnen zu Silber und Gold die Tochter,und beide schwuren sich Frieden. Hildegund schied mit dem Heere,ritt neben Hagen von Tronje ins Elend und träumte beim Hufschlag von Burghof und Heim. -

Sie flogen dem Gotenland zu, wo Alpher herrschte, Ringherr der Zucht. Vor Jahren gelobte er schon dem Burgunder Walter,den Sohn, der fröhlich und rank das Schwert und den Hengstzügel hielt. "So Hildegund reift und Walter den Kampf kennt," sagte der Gote, "feiern wir Hochzeit, und stark steigt die Macht in geeintem Land."

Nun heerte der Hunne, und düster sann Alpher, als er das Bündnis der Franken und Herrichs Schicksal erfuhr. Wer wage noch Speerstoß und Ritt, wenn auch der Stärkste breche wie Schilf?

Schande sei Zins, ein Geisel Verrat; doch bleibe ihm nichts als der friedliche Weg.

So sprach er, stellte den Walter und goldene Spangen; und Attilas Name brannte ruhmvoll und groß: Morgenrot über den Landen, Feuer in Bergen und Tal. Schätze und Geiseln führte er heim, ostwärts, dem Frühlichte zu, ehrte der Könige Kinder und feierte Walritt und Sieg.

## Die Königskinder wachsen heran und fliehen.

Attila hegte die Knaben, und Helche, die Königin, Mutter des Landes, hütete Hildegund, und als sie heranwuchs, war sie ihr Freundin fraulicher Pflicht. Hagen und Walter übten den Kampf, reiften an Jahren, Weisheit und Kraft und wurden gerühmt. Sie führten den Heerbann, zwangen den Sieg und waren Jungherrn der Tat, sodaß der König sie Helmfürsten hieß.

Hildegund aber, voll Anmut und Zucht, bewahrte die Schätze der Burg: Attilas Gold und Helches Steine und Schmuck. Schaffnerin war sie, ruhig im Werk und weise im Wort, und was sie begehrte, geschah.

Jahre gingen ins Land, Lenze und Sommer, nach farbigen Herbsten Winter der Stille, und wolkenweit lebte das All.

=

Da legte sich Gibich und starb, der Heerherr Burgunds, und Gunter ward König. "Was schert mich der Bund, den Attila schloß, als ich noch Knabe war, zärtlich und still? Der Mann überwindet das Kind, sonst bleibt er ein Tor. Ich weigere Treue und Schatzung. Der Hunne ist reich. Was soll ihm mein Gold?" sagte er höhnisch und schickte die Jahrboten zinslos vor Attilas Thron.

Als Hagen das hörte, lobte er Stunde und Wort und floh zwischen Nebel und Nacht, westwärts, zum Rheine, Gunter zu grüßen und wieder im Treuring der Väter zu stehn. -

Derweil führte Walter die Heerschar der Hunnen in südlicher Schlacht, und Siegkunde flog ihm voran.

Helche entdeckte als Erste die Flucht und sagte zum König: "Der Saal wankt nicht bei Wetter und Sturm, solange die Säule ihn trägt. Bricht sie, so bebt er und stürzt. Hagen floh, und Walter ist fern. Folgt er, dann splittert die Säule. Ich rate: Binde ihn gut! Sage ihm, wenn er zurückkehrt aus Lohe und Wal, von den Grenzen der Erde: Keiner diente wie du; ich biete dir Dank. Wähle die Gattin: gefürstet in hunnischem Lande. Ich spende dir Brautgut u. Burg und werbe für dich!"

Attila folgte dem Worte, als Walter vom Kampffelde kam und Hörner rings die Gaue erfüllten, Berge und Tal. Der Held aber merkte die Fessel, die drohte, und sprach: Liebe binde den Kämpen an Akker und Hof. Sie schwäche den Mann, der den Kampfblitz ehre, den Hengststurm im Feld. Bleibe er frei, so diene er sicher. Sorge um Kinder und Weib zwinge den Herzog, im Schlachtwetter rückwärts zu schauen; er bitte den König bei Leben und Land, ihn einsam zu dulden; dann blühe dem Dunkel leuchtender Sieg!

Den Hunnen packte das Wort. Er glaubte und sagte zu Helche:" "Walter ist treu, erlesen Gold. Er denkt nicht an Flucht!" Und Attila feierte Walters Mannen und Ritt.

+

Da brandeten Boten zu Hofe und meldeten wiederum Krieg: Grenzvolk empöre sich, rüste die Fahrt und brenne schon Scheune und Stall, am Wall des Reiches die Höfe der Wacht. Der König rief Walter, und schnell saß der Heerbann in Sattel und Stahl, jagte und traf nach verwegenem Zuge den Feind.

Walter ordnete planvoll und kühn: Dann blies er zum Angriff und führte die Mannen wie Nord, der Eichwälder stürzt. Speerwolken blitzten, die Schilde klirrten, hageldicht prasselten Schwerter und hieben auf Ringe und Helm. Brünnstücke flogen, Schädel, Schenkel und Arme, und Hengste brachen ins Knie. Walter stand ehern: der Tod im Gewoge der Wal. Er mähte, was kam; und jäh bogen die Feinde zurück. Da hieb er die Blutgasse durch ihre Reihen. Hinter ihm rasten die Hunnen, und was sich noch wehrte, zermalmte das Schwert. Sie nahmen den Toten die Brünnen, Schwerter und Gurte, sammelten Schätze und folgten dem Hornrufe Walters, als hinter den Bergen das Abendrot stieg.

Da schlangen sie Eichlaub um Helme, Halsberg und Speere, schmückten die Hengste mit Blumen, bargen die Toten, pflegten die Wunden und ritten zurück.

Der Frühherbst leuchtete golden. Dick hingen die Beeren im Laubwerk, und Ebereschen schimmerten rot. Über den Weinhängen schwebte der Duft: Reife der Trauben, die schwer am Rebenzweig hingen. In Gärten fielen schon Äpfel, leise und dumpf; und groß blaute am Bachlauf die Distel. Die Straßen liefen zu Fernen, Eichhörnchen sprangen, und stumm saß der Reiter und spürte heimliches Sehnen.

"Noch grasen," sann Walter, "Herden. Doch bräunt schon der Wald, und wieder wird Winter. O Land der Ahnen, Heimstatt der Goten, Wiege des Liedes: Wann schaue ich dich?" Er wiegte im Sattel, lugte und ritt.

Als sie die Nähe des Hofes erreichten, die Burg, die mächtig im Grunde der Niederung lag, ließ er das Heer und sprengte voraus: Allein durch die Sonne, die schon dem Abend zusank, und da er zum Königshof kam, gebot er dem Torwart, das Horn nicht zu blasen, zu warten: das Heervolk folge erst spät, siegfroh und straff; er hasse den Lärm und die Lust!

Dann gab er das Roß und den Zügel dem Knappen und schritt in den Gastsaal, wo Hildegund saß. Die Sonne wob Brücken vom Estrich zur Wand, und hell stand der Säulen verhaltene Pracht, glühten Schilde und Brünnen rings an den Wänden, und drüben der Hochsitz des Königs.

Hildegund hob, da sie den Sporenschritt hörte, das Haupt, und Walter trat schneller. Er grüßte, er bat um den labenden Trunk u. lachte: Müde sei er, fühle den Schlachtstaub und trage die Zunge wie trockene Glut!

Hildegund holte die Kanne, füllte den goldenen Becher mit Wein von den Bergen Burgunds, den Attila jährlich als Zinsgut erhielt, und bot ihn dem Recken. Walter griff ihn, nahm ihre Rechte und blickte sie an: Sie wußten der Väter Gelöbnis, das Wort um den ewigen Bund. Dann trank er, langsam und tief, reichte den Becher zurück und sprach:

"Dunkel treibt der Wanderschuh und sehnt sich zu Heimat und Volk. Wir tragen die Fremde und schreiten allein. Wer findet das lösende Wort?"

Hildegund sagte: "Nun hebst du den Bann und wirst mir der Herr. Was du bestimmst, ist Seele und Blut!" - "Hagen wies Fahrziel und Weg. Lange erwog ich sie schon," sprach er und fragte: "Bist du zu fliehen bereit, so werden wir frei. Morgenrot leuchtet dem Dunkel der Nacht!" - Hildegund lachte: "Ich reite. Ohne dich wird mir die Erde zur Hel!"

"So nimm," flüsterte Walter, "Attilas Helm und die Brünne, das Meisterwerk Wielands, vom Schatze: gotisches Gut. Schaffnerin bist

du und trägst seine Schlüssel. Fülle zwei Schreine mäßiger Größe mit Spangen von Gold! Die Väter gaben den Hunnen zehnmal soviel. Schneide uns Schuhe aus edlem Leder, für jeden vier Paar; denn lang wird der Weg. Sorge für Angeln! Vögel und Fische werden uns nähren, und Beeren reifen im Hag. Rüste! Sobald sich die Sonne zum siebten Mal senkt, lade ich Attila, Helche, Führer und Mannen zum Mahle. Sitzen sie trunken, so reiten wir fort, und frei wird die Nacht! Flurfeuer glimmen und weisen den Weg."

Hildegund tat so, und Walter richtete Halle und Mahl. Er führte den König, als sich die Sonne zum siebten Mal senkte, mit Helche zum Hochsitz, den Purpur und Goldbänder deckten. Teppiche schmückten die Wände, Felle die Bänke, und rings glänzte der Schilde genagelte Zier. Attila wählte zwei Fürsten zu Nachbarn, setzte sich nieder, schaute den Schmuck und ehrte die Pracht.

Walter, der Gastherr, ging fröhlich und wies seinen Gästen den Platz, worauf denn Knappen, gegürtet und schlank, die Tische, mit Speisen beladen, zum Feiersaal brachten. Im Spanlichte funkelten silberne Schüsseln und Schalen, gehämmerte Ränder, dufteten Weine und Met; und ob auch die Gäste aßen und tranken: Rings blieben die Becher gefüllt: Walter drängte die Knappen mit doppeltem Blick, und sie schenkten aus goldenen Kannen den Rausch.

Ehe Mitternacht kam, wogte der Lärm. Wild brannte das Blut bei Hörnern und Humpen, und auch die Schenken tranken und sangen. Doch schließlich verstummten die Männer, glitten von Bänken, lagen am Boden und schliefen, indes auch der König im Hochsitze lag u. vor seinem Becher in Traumtiefen sank. Frau Helche war lange vorher schon gegangen, im Kreise der Frauen. Sie schlief. Hätte der Gastherr die Halle entzündet: Kein Schläfer wäre erwacht. Auch die Burg lag gebannt. –

Walter ging heimlich und holte die Maid, zog den Hengst aus dem nächtlichen Stalle, den Löwen, der schnell war und stark und schäumend das Zügelwerk biß. Er hängte die Schreine auf beide Seiten des Sattels, ein Körbchen mit Käse, Früchten und Brot, reichte der Jungfrau den Zügel und schlüpfte in Attilas Brünne. Das Wehrgold blitzte, hoch wehte der Helmbusch, zur Linken glänzte das Schwert, zur Rechten der Dolch. Zuletzt nahm er Lanze und Schild: Dann schritt er voran, und Hildegund folgte, führte das Tier und hielt die Rute mit Angel und Schnur.

Sie ließen Elend und Haft, wanderten westwärts, sahen Sterne und Nacht und lauschten dem Hufschlag, der leise im Dämmer verklang. Ehe die Sonne dem Berghang entquoll, erreichten sie sicheren Wald. Da ruhten sie tagüber, aßen das Brot, sammelten Beeren und tranken aus Quellen, die bergstill am Wurzelgrund rannen. Nachts schritten sie weiter, mieden die Höfe und fanden durch Täler und Schluchten und über die Kämme den Weg. Hildegund fürchtete hunnische Hengste; sobald der Morgen erwachte, drängte sie schnell ins Gehölz.

Doch Walter blieb ruhig und fest. "Wir zwingen den Pfad," sprach er. "Sorge weckt törichte Not. Tagröte siegt über Nebel und Nacht und bringt uns das Land: Heimat und Hut, wo wir im Atem der Väter Schatzspender sind!"

Baldrian reifte, Hagebutte, Wermut und Miere, Enzian, Quendel und Farn. "Die Welt ist ein Segen," tröstete Walter. "Wer hegt jetzt Furcht und schreitet nicht froh?"

+

Die Hunnen verschliefen den Morgen. Der König erwachte, als mittags die Sonne im Saalgiebel stand. Gleich rief er Walter, u. langsam erhoben sich Schenken, Knappen und Herren. Sie gingen, den Rek-

ken zu suchen - und fanden ihn nicht. Da auch Frau Helche die Jungfrau nicht traf, raunten die Mägde:"Sie schwand zur Nacht, und leise ging sie und sann." Die Königin rief:"Nun traf uns die Faust! Walter floh und Hildegund mit. Die Säule bricht,und Gramstunden kriechen ins Land!"

Attila zürnte, zerriß seinen Purpur und fand weder Ruhe noch Rast. Er warf sich aufs Lager: Doch Stunde um Stunde verrann. Keine brachte den Schlaf, und ruhelos blieb auch die Nacht.Erst als die Sonne sich hob, der neue Tag aus der Finsternis stieg, gebot er die Recken und sprach:"Wer Walter gewinnt, wird Fürst. Ich schenke ihm Gold und spende ihm Feueropal und blauen Saphir: Steine, soviel er begehrt!"

Doch keiner wagte den Ritt, und Attila sagte, indem er die Schwertspitze starr in den Saalboden stieß:"So brenne die Lohe der Trauer um Walter, den Kühnen, der uns verließ! Er ist ein Toter, und Tote zu hetzen, gebührt einem Könige nicht!"

+

Aber Walter schritt rüstig, und Hildegund folgte, lenkte den Hengst und lauschte den Klängen der Nacht. Als sich die Woche zum erstenmal füllte, ohne daß hunnische Recken drohten, wurde sie fröhlich und sprach:"Nun rundet der Mond sich und hellt im Frieden die Wehr seiner Wolken; schwertmüde schlafen die Hunnen; Haß heilt; wir fahren und finden das Ziel."

So fuhren sie, ruhten wie vordem am Tage in Buschwerk u.Wald, lockten Vögel und fingen, so sie an Flußufer kamen, Fische,stillten den Hunger und pflegten den Hengst. Der schüttelte, trunken vor Sonne,Stille und erdigem Duft, die Mähne und lehnte das Haupt an Hildegunds Schulter, die froh saß und reich.-Ein einsamer Hirt inmitten der Herde, ein Holzfäller,der müde am Axtstiel ruhte und sann, ein Bauer,der hinter dem Pflugsterz den Furchenweg ging, sah wohl das Bild, und bald sang die Märe von Hof zu Hof: Zwischen Bäumen schreite ein Weib, jung und königlich schön; es führe den Hengst; ein Recke weise den Weg; im Dickicht ruhten sie manchmal; dann leuchte der Wald vom Glanz der Brünne, von Schrein und edlem Gestein...

Das sprach man; aber kein Fuß oder Huf störte der Heimsucher Weg, und Walter küßte nicht einmal die Maid. "Kühl sei der Ritt," sagte er sich,"Hildegund schreitet bedachtsam, Tochter burgundischen Blutes. Sie traut meiner Zucht." --

Als nach vierzig Rasten das Abendrot sank, nahten sie mählich dem Rhein. ... (Ein Fährmann setzte sie über.) ...

An sonnigem Tage kamen sie heim.

Jung glühte der Herbst, und üppig brannten die Wälder. Flurfeuer spielten, der Himmel stand blau, und Herolde bliesen dem Lande:"Walter ist da, der künftige König; Hildegund reitet mit ihm, und Väterwort will sich erfüllen. Wer wartet noch trübe? Streut Blumen! Die Stunde jubelt, und über den Zinnen wehen Banner der Lust! Walter ist da, und Hildegund reitet auf fröhlichem Zelter!"

Die Goten grüßten den Helden.

Er feierte Hochzeit, und Mannen und Frauen ehrten die Herrin: Hildegund, Walters Gemahlin, die mit ihm nach Elend und Mühsal die Heimat gewann.

Alpher, der jahrweise Vater, gab Walter die Herrschaft, und dreißig Jahre, berichtet die Sage, führte er ruhmvoll der Goten Geschick.

-=-

# Adalger der Bayer.

Zur Zeit,als noch der Kaiser Severus auf dem römischen Cäsarenthrone regierte, herrschte bei den Bayern der Herzog Adalger, ein tapferer Held, des Landes Schutz und Hort.

Einmal beschied ihn der Kaiser vor seinen Thron; und weil ihm Adalger lehenspflichtig war, mußte er die Fahrt unternehmen. Der Kaiser aber empfing ihn mit harten Vorwürfen und wollte ihm gar das Leben nehmen, weil er sich trotzig und unbotmäßig gegen seine Majestät erwiesen habe. Das aber widerrieten des Kaisers Räte und baten, ihm das Leben zu lassen. Da nahm Severus eine Schere und schnitt damit dem Herzoge die langwallenden Locken seines blonden Haares ab; auch verschnitt er ihm das lange Gewand kurz, bis zu den Knieen. So beschimpft, kehrte Adalger vom Cäsarenhofe zu seinem Gefolge zurück mit Ingrimm im Herzen.

Nun hatte der Herzog einen alten Recken bei sich, einen weisen Rater; der sprach zu ihm:"Dein Grämen hilft nicht viel; richte deinen Mut auf und befiehl allen deinen Mannen, sich Haar u.Kleid zu verschneiden, wie dir der Kaiser getan hat!" Der Herzog befolgte den Rat des Meisters, und alle seine Kampfgefährten taten, wie er ihnen geheißen, und sie schwuren, in Treue zu ihm zu stehen bis in den Tod.

Als sodann der Herzog mit seiner Schar zu Hofe ritt, um Urlaub vom Kaiser zu nehmen, wunderte sich Severus sehr, daß sie alle einander so gleich sahen an Haar und Kleidern; und er fragte den Herzog, wer ihm also geraten habe. "Das tat," versetzte jener, "ein weiser Mann, der mir schon viel Liebes erwiesen. Auch ist's bei uns Bayern der Brauch: was dem einem geschieht, das dulden auf gleiche Weise alle insgesamt mit." Da sprach der Kaiser:"Nun gib mir jenen weisen Berater, so magst du ungefährdet heimfahren und ist dir meine Huld wieder geschenkt; doch halte fürderhin Treue!" So hart es auch Adalgern ankam, er mußte seinen treuen Meister da lassen und ohne ihn nach Bayern heimkehren.

Allein schon nach wenigen Monden war der Friede vorbei, und der Herzog wurde aufs neue nach Rom vorgeladen. Adalger schickte zunächst jedoch einen Vertrauten an seinen alten Meister, und dieser erzählte dem Gesandten ein Märchen von einem Hirsche, der einem Gärtner ins Gehege ging: das erstemal schnitt ihm der Mann die Ohren ab und den halben Schweif; als er aber dennoch später wiederkam, tötete er ihn. Dieses Märchen überbrachte der Bote dem Herzog, der den Sinn wohl verstand und zu seinen Mannen sprach:" "Zum zweitenmal gehen wir den Welschen nicht ins Garn; kommen sie aber, uns hier zu suchen, so wollen wir sie für die Reise bezahlen, daß sie des Wiederkommens vergessen."

Und alsbald versammelte er seinen ganzen Heerbann und zog dem Kaiser, der mit großer Heeresmacht kam, mutig entgegen. Am Haselbrunnen bei Brixen kam es zu grimmiger Schlacht. Adalger kämpfte mutig seinen Mannen voran, und wohin sein Schwert reichte, da verschnitt er nicht bloß Locken, nein,Schopf und Kopf fielen zugleich unter seinen Streichen. Da konnte man die schnellen Helden geschäftig sehen, den Römern mit ihren guten Schwertern den Tribut zu entrichten. Sie mähten ganze Reihen nieder, und als der Tag zu sinken begann, stand Severus fast allein auf dem Felde. Verzweifelnd warf er sich den Lanzen entgegen, und indem er sank, rief er aus:"Wehe, Rom, dein Untergang ist nahe!" Adalger aber frohlockte:"Den Welschen dienen wir nimmermehr, und bis in die fernsten Zeiten blei-

ben wir ein freies,unbezwungenes Volk!"

Franz Linnig

## Ingos Meisterschaft in den Kampfspielen

Ingo, Sohn eines Vandalenkönigs, wurde aus seinem Reiche von dem eigenen Oheim vertrieben und von den Römern verfolgt. Auf versteckten Waldpfaden kam er als heimatloser Flüchtling ins Land der Thüringer; dort aber wurde er von einem Freunde seines verstorbenen Vaters, dem Fürsten Answald, und von dessen Gaugemeinde gastlich aufgenommen.

Eines Tages wurden bei einer Festversammlung von den Jünglingen Kampfspiele vor der Fürstenhalle veranstaltet. Ihnen schauten die Männer zu; und auch Theodulf, ein Verwandter des Fürsten Answald, und Ingo, der als Königssohn noch nicht bekannt war, beteiligten sich an ihnen. Die Häupter des Volkes nahmen gewichtig Platz auf den Sesseln der Bühne, während der Schenk und die Diener in langer Reihe einzogen; diese trugen in Holzkannen den Trunk und auf Platten gewürzte,weiße Brotkuchen und Fleisch aus dem Rauchfang.

Unterdessen rüsteten die Jungen ungeduldig auf dem Rasengrund die Bahn zu kriegerischem Spiel. Die Knaben des Dorfes begannen den Kampf, damit auch sie das Lob der Krieger erwarben; sie rannten nach dem Ziel, sprangen über ein Roß und schossen mit dem Rohrpfeil nach der Stange. Bald aber ergriff der Eifer die Jünglinge: sie warfen die Speere, sie schleuderten den schweren Felsstein und sprangen ihm nach; und als Theodulf in mächtigem Schwunge den schwersten Stein geworfen und den weitesten Sprung getan, klafterweit über die andern hinaus, da erscholl lautes Jauchzen bis zur Halle. Und die Alten und Weisen des Volkes behielt es nicht länger auf ihren Sitzen; auch sie eilten zur Schau auf den Rasen. Groß wurde der Ring der Zuschauer; die Frauen des Dorfes standen in ihrem Festschmuck, gesondert die Männer; und im Umkreis klang immer lauter der Zuruf und das Lob der Sieger.

Unter den Schauenden stand Ingo und achtete schweigend auf die behende Kraft. Da trat zu ihm Isanbart, ein alter Häuptling des Gaues, betrachtete ihn prüfend und begann feierlich, so daß die Rede der andern verstummte:"Auch in deinem Volke, Fremdling, woher du auch stammst, übt sich wohl der junge Krieger in Sprung und Waffen. An deinem Auge und Arm sehe ich, daß du des Spiels nicht unkundig bist. Vielleicht gefällt dir's, unseren jungen Männern zu zeigen, was in deiner Heimat Brauch ist, wenn du auch nicht die Kunst eines Häuptlings verstehst. Bist du aus dem Ostlande, so vermagst du wenigstens die Holzkeule zu schwingen;auch dieser Wurf erweist die Kraft des Mannes, obgleich meine Landgenossen ihn wenig üben. In der Halle sah ich über dem Sitz des Wirtes ein solches Holz."

Ingo antwortete dem Greise:"Wenn mir's der Fürst gestattet und die Häupter des Volkes, so will ich versuchen, was ich ehedem gelernt." Der Fürst winkte; einer aus dem Gefolge sprang nach dem Hofe und trug eine Waffe aus Eichenholz herzu, vom Griffe nach rückwärts gekrümmt, vorn mit scharfer Schneide. Die Keule ging von Hand zu Hand, lachend wogen die Männer das leichte Werkzeug. "Eine Waffe, dieser ähnlich, trägt unser Sauhirt,um Wölfe zu schlagen," rief Theodulf verächtlich. Aber Isanbart, der Greis, entgegenete strafend:"Du sprichst töricht; ich sah von solchem Holz, nicht so schwer wie dies, einen Schädel brechen wie einen

Tonkrug." Und er legte die Keule dem Wirt in die Hand.

"Wer jemals in den Ostmarken über eine Walstatt geritten ist," sprach der Fürst, "der kennt die Wunden, die dieser Knorren schlägt. Doch von alten Kriegern habe ich gehört, daß ein Geheimnis in dem Holze liegt und daß man schwer des Wurfes mächtig wird; denn tückisch soll es dem Unvorsichtigen das eigene Haupt treffen. Nicht unwert ist dieses Holz der Hand eines Edlen; denn es war vorzeiten eines Königs Waffe, und mein Vater brachte sie aus der Fremde mit heim."

"Dann soll sie ihre Kunst dem Sohn erweisen!" rief Ingo freudig und faßte darnach. Mit kurzem Armschwung warf er die Keule: sie flog in krausem Bogen durch die Luft. Doch als alle meinten, daß sie zu Boden schlagen werde, fuhr sie, wie durch eine Schnur gezogen, wieder nach dem Manne zurück: er packte sie in der Luft am Griff und warf sie wieder hierhin und dahin, immer schneller, und immer kehrte sie gehorsam vom Schwunge in seine Hand. So mühelos und lustig schien das Spiel mit dem Eichenkloben, daß die Zuschauer näher traten und lautes Gelächter durch den Kreis ging.

"Das ist ein Gaukelspiel des fahrenden Mannes," rief Theodulf verachtend. - "Es ist eines Mannes Handwehr," versetzte der Fremde entgegen; "schwerlich ist dein Schädel fester als diese Eisenkappe." Auf sein Geheiß legte ein Mann in Weite eines Speerwurfs einen alten Eisenhelm auf einen Pfahl. Der Fremde maß das Ziel, wog die Waffe in schwingender Hand, warf sie im Bogen nach dem Helm und sprang in gewaltigem Satze nach. Laut krachte das berstende Eisen; doch fuhr die Keule wieder zurück, und wieder packte sie Ingo mit starker Hand und hielt sie hoch. Ein Ruf des Erstaunens erscholl in dem Ringe; ein Haufe sammelte sich neugierig um den zerschlagenen Helm. -

"Wohlan," begann Theodulf herablassend, "hast du uns deine Gewohnheit gezeigt, so versuch es auch mit unserm Brauch! Führt den Springern die Rosse heran!"

Zuerst wurden zwei Rosse nebeneinander gestellt, Kopf an Kopf und Schweif an Schweif. Die Springer traten zurück und schwangen sich mit kurzem Anlauf hinüber; fast allen glückte der Sprung. Aber bei drei Rossen gelang er nur einer kleinen Zahl, und über vier sprang Theodulf allein. Und als er hinter den Rossen zum Haufen der andern zurücktrat, sah er herausfordernd den Fremden an u. winkte mit der Hand zur Folge. Der Fremde neigte das Haupt ein wenig und tat denselben Sprung so sicher, daß das Feld vom Beifall widerhallte. Da rief Theodulf das fünfte Roß heran zum schweren Sprung; nur selten vollbrachte ihn einer der Behendesten. Aber der Thüring war gereizt und entschlossen, das Äußerste zu tun. Er ordnete selber die Pferde anders, so daß der Schimmel als fünfter stand; dann sah er sich um, empfing den Zuruf seiner Freunde und wagte den mächtigen Sprung. Und er kam hinüber, nur daß er beim Niedertauchen mit seinem Rücken den Schimmel streifte. Aber während er vortrat und sich über das Jauchzen des Volkes freute, tönte noch lauterer Zuruf hinter ihm; und umgewandt, sah er den Fremden, der diesmal schnell und mühelos in seinem Rücken den Sprung vollbrachte. Der Thüring wurde bleich vor Zorn, er ging schweigend an seinen Platz und mühte sich vergebens, den Neid herabzudrücken, der ihm aus den Augen brach.

Die Alten aber traten zu dem Fremden und rühmten seine Kunst, und der greise Häuptling begann: "Ich erkenne, Fremder, wenn mich nicht deine Gebärde täuscht, du bist nicht unkundig des Schwunges

auch über sechs Rosse, den sie den Königssprung nennen und der nicht in jedem Menschenalter einem Helden gelingt. Ich sah ihn nur einmal, als ich jung war, mein Volk niemals." Und er rief laut: "Führt das sechste Roß heran!" Da erhob sich im Kreise Gemurmel, und die Entfernten drängten näher herzu, während die Jünglinge eilten, das Roß zu stellen. Ingo trat rückwärts zum Sprunge, hob sich gewaltig in die Luft und vollbrachte den riesigen Schwung, daß alles Volk jauchzte.

Lange wogten die Zuschauer durcheinander, sprachen über die Kühnheit des Fremdlings und rühmten ihn, bis dem Wettkampf der Männer andere Ziele gesetzt wurden. Ingo stand fortan still neben den Häuptlingen, und niemand forderte ihn zu neuem Streit.

Gustav Freytag

-=-

(Bemerkung: Die Sage von Walter dem Kühnen gehört zum Sagenkreis der Westgoten, die in Südwestfrankreich und Spanien ein Reich gründeten. Die Ostgoten dagegen wurden von den Hunnen unterworfen, erlangten ihre Selbständigkeit erst nach dem Tode von Etzel=Attila und errichteten ihre Herrschaft in Italien. Ihr größter Held ist Theoderich der Große, in der Sage Dietrich von Bern genannt. Das Ostgotenreich in Italien wurde nach zwei Menschenaltern vernichtet.)

-=-

## G o t e n t r e u e

Erschlagen lag mit seinem Heer
Der König der Goten Theodemer.

Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wal,
Die Geier stießen herab zu Tal.

Der Mond schien hell, der Wind pfiff kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochenen Speer.

Der zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mittendurch ein Schlachtbeil schlug.

Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.

So kamen sie an die Donau tief
Und der Erste hielt mit dem Roß und rief:

"Ein zerhauner Helm, ein zerspellter Speer,
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!"

Und der Zweite sprach: "In die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenhort!

Dann springen wir nach von dem Uferrand -
Was säumest du, Vater Hildebrand?" -

"Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer,
Ihr treuen Gesellen, ich habe mehr."

Auf schlug er seinen Mantel weich:
"Hier trag' ich der Goten Hort und Reich.

Und habt ihr gerettet Speer und Kron',
Ich habe gerettet des Königs Sohn.

Erwache, mein Knabe, ich grüße dich,
Du König der Goten, Jungdieterich!"

Felix Dahn

(Der Abdruck erfolgt mit Genehmigung des
Verlages Breitkopf & Härtel, Wiesbaden.)

## Dietrich von Bern

Blau wie der Klinge blinkende Schneide
Kampfheischend fährt aus schirmender Scheide,
Blitzt dir des Auges stahlblauer Stern
Aus heldischem Antlitz, Dietrich von Bern!

Hoch ragt dein Haupt im trutzigen Schreiten;
Im wehenden Mantel seh ich dich reiten.
Klar wie der Bergsee, spiegelnd den Stern,
Sind deine Worte, Dietrich von Bern!

Wissender Norne Wort kündete Weh,
Bleichte die goldene Locke zu Schnee.
Schirmende Schilde reichten dem Herrn
Heldische Freunde... Dietrich von Bern!

Krachend im Streite sein Schild ward gespalten;
Treue um Treue, er hat sie gehalten.
Drum singen und sagen noch heute so gern
Tatfrohe Knaben von Dietrich von Bern.

Lotte Huwe.

## Das Geschenk der Ostgoten.

Dort, wo das swebische Meer gegen die Küsten schäumt, saßen einst die Ostgoten. Man rühmte ihre Kraft und Schönheit, ihren Mut und ihre weise Rechtsprechung, vor allem aber die Friedensliebe ihres mächtigen Königs. Theoderich der Große, den die Sage Dietrich von Bern nennt, regierte in Ravenna, der Rabenstadt, über Goten und Römer. Die Goten verehrten ihren edlen Fürsten und beschlossen, ihm eine Ehrengabe nach Italien zu senden.

Ein geschickter gotischer Bernsteindreher verfertigte kunstvolle Zierate und Waffenschmuck aus dem hellen nordischen Gold; und Guotfried, ein kühner Jüngling von hohem Waffenruhm, wurde ausersehen, den Schatz in die Rabenstadt zu bringen.

Frohen Sinnes machte sich der gotische Sendbote auf den Weg. Sein Herz war erfüllt von stolzer Erwartung; denn lange hatte er gewünscht, dem großen König gegenübertreten zu dürfen. Das treue Roß Gelhaar trug den Jüngling südwärts. Guotfried lernte fremde Gaue kennen, sah mächtige Ströme, einsame Wälder und stille Seen.

Nach langem Ritt kam der Gote an die Donau. Die kostbare Ehrengabe seines Volkes auf die Schultern hebend, durchschwamm der Jüngling mit seinem Pferd den Strom. Als sie in der Mitte des Flusses waren, schien es Guotfried, als risse ein Strudel das treue Tier mit sich. Sie trieben immer weiter ab. Da sprach der Reiter: "He, alter Streitgesell, hast mich in wilde Schlachten getragen; willst du schwach werden in den Fluten der grünen Duona-

we? Sieh, ich trage die Gabe der Goten für Dietrich von Bern!" Das edle Roß schnob und versuchte vergeblich, das Ufer zu erreichen.

Plötzlich bemerkte der Gote, daß ein Wasserweib von großer Schönheit neben Gelhaar einherschwamm. Es hatte mit seiner lilienweißen Hand die Zügel ergriffen und zog den Hengst mit sich in die Strömung. Zornig wollte Guotfried das Flußweib verscheuchen; aber die grünen Augen schauten ihm mit traurig wissendem Blick ins Antlitz. Die Stimme der Wasserfrau klagte wie raunendes Schilf:

"Kehr um, junger Gote! Wenn du hinüberschwimmst, wirst du Heimat und Volk nie wiedersehen. Verderben droht dir und allen Goten auf fremdem Boden. Wirf den Schatz in die Flut und reite nordwärts!"

Hellauf lachte der Jüngling. Trotz und Todesmut erfüllten sein Herz, und er antwortete:

"Soll eines Wasserweibes Wort mich zurückhalten, meinem großen König die Gabe der Goten zu bringen? Nimmermehr will ich zagen. Mein Glaube gilt dem Glück der Goten; mein Stahl wird allen Feinden ein Schrecken sein. Ich will meinen König schützen, solange ich atme. Gib mein Roß frei, Flußfrau, und laß uns ziehen!"

Da verschwand die Grünhaarige klagend in den Fluten der Donau. Gelhaar aber erreichte das Ufer und trug den jungen Reiter fort durch Sonne und Wind.

Bald stellten sich hohe Berge in den Weg des reisigen Goten. Der Jüngling fürchtete weder Berg noch Eis. Er führte Gelhaar sicher über die steilen Pfade. Endlich kam er an einen Felsspalt, der vor ihm jäh in die Tiefe stürzte. Gelhaar scheute und wollte nicht weiter gehen.

Plötzlich stand wie aus dem Stein gewachsen ein kleines Männlein vor dem Reiter. Der lange weiße Bart hing wie Eiszapfen über das nebelgraue Kleid. Der Zwerg sprach eindringlich:

"Kehre um, Jüngling; Verderben droht dir und dem Volk der Goten. Der große König, dem du die Gabe der Ostgoten bringen willst, ist schon gezeichnet von den ersten Schatten des nahenden Todes. Bald werden Tausende nach ihm den blutigen Tod sterben auf welscher Erde. Wirf den Schatz in die Tiefe! Folge mir und kehre heim in den Frieden der Nordlandküste, wo List und Verrat dich nimmer erreichen!"

Guotfried schüttelte unwillig das Haupt.

"Unseliger Zwerg," so rief er aus, "was rätst du mir! Ist mein König in Gefahr, droht meinem Volk der Untergang, so werde ich für sie streiten, solange dieser Arm eine Waffe zu tragen vermag. Zurück, Uralter, niemand soll meinen Weg hemmen. Lieber läge ich zerschmettert in der Tiefe, als daß ich furchtsam mein Leben rettete vor Weh und Wunden."

Er riß dem steingrauen Männlein die Zügel aus der Hand und trieb sein Pferd an. Mit todesmutigem Sprung setzte Gelhaar über die Felsspalte. Zitternd stand das edle Tier auf sicherem Boden. Der Jüngling klopfte dankbar den Hals des Rosses. Nach kurzer Rast setzten Roß und Reiter den Weg fort.

Bald brannte die Sonne so heiß wie in den wärmsten Tagen am swebischen Meer. Sanfte Hügel, von Reben bestanden, durchzogen das Land. Den Reiter dürstete.

Da trat ihm aus dem Reblaub ein Mädchen von fremdartiger Schönheit entgegen. Nachtschwarz glänzten seine Locken; sein roter Mund lachte verführerisch. Die Fremde hielt dem Durstenden

eine reife Traube hin und spottete:

"Labe dich, Gelbhaariger, an der süßen Frucht italischer Erde! Wenn du sie genießt, so wirst du alles Leid vergessen; denn wahrlich, du reitest nicht zu Glück und Wonne, sondern zum Sterben!"

Guotfried verschmähte die lockende Gabe; er wendete sich ab und ritt davon. Nun gellte ihm die Stimme des Mädchens nach:

"Reite, reite, stolzer Gote! Nimmermehr wirst du heimkehren an das nordische Meer! Die Schönheit der rotlockigen Enkelin des Gotenkönigs soll dich bezaubern! Untergehen sollst du im Kampf mit den Römern! Mit dir aber mögen fallen alle trutzigen Söhne des wilden Nordens!"

Guotfried jagte mit unruhvollem Herzen der Rabenstadt entgegen. Bald durfte der Jüngling dem großen König die Ehrengabe der Ostgoten überreichen. Freude leuchtete aus des Berners Augen, als er die prächtigen Zierate und den Waffenschmuck aus gelbem Bernstein entgegennahm. Der König ließ den Sendboten in die Schatzkammer geleiten. Hier durfte der Gote wählen, was ihm an Waffen und Schmuck würdig genug erschien als Gegengabe Theoderichs an das Volk der Ostgoten. Im prächtigen Palaste mußte der Jüngling berichten vom Nordmeer, das den gelben Bernstein an die Küsten schwemmt, von den Taten seines Volkes und von den seltsamen Abenteuern seines Rittes.

Während er sprach, sah er die blauen Augensterne einer wunderbar schönen Jungfrau auf sich gerichtet; es war Schönhaar, das Tochterkind Theoderichs. Ihre rotgoldenen Locken fielen wie Flammenzungen über das königsblaue Gewand.

Nur wenige Tage blieb der Ostgote an des Königs Hof in der Rabenstadt. Banger Sorge voll, gewahrte er den geheimen Aufruhr unter den Römern, welche knirschend die gerechte Herrschaft des edlen Königs ertrugen; Tag und Nacht sannen sie auf Rache, während der König die großen und edlen Geister an seinen Hof zog. Allzu sehr vertrauten der Goten Söhne den listigen Reden der Welschen. Italiens blauer Himmel, seiner Blüten Pracht und seiner Frauen Schönheit betörten und entwurzelten viele Söhne des Nordlandes.

Guotfried schied mit unruhvollem Herzen vom Rabenhof. Noch einmal warnte er seine Goten; dann riß er sich los von der prangenden Schönheit der rotgelockten Königstochter, von der glänzenden Hofhaltung und von den blütenreichen Fluren dieses Landes, um die Gegengabe seines Königs nordwärts zu tragen. Gotische Reiter geleiteten ihn.

Auf einsamer Straße wurden sie von welschen Reitern heimtückisch überfallen. Wohl wußten die Goten ihre Waffen zu gebrauchen; blutige Runen mußten in Todesnot ihre Schwerter schreiben. Zahlreiche Feinde sanken in den Staub. Aber es waren ihrer zu viele. Ein Speer traf den Jüngling; tödlich verwundet, sank Guotfried vom Roß.

"Kehrt heim," rief der Gote im Sterben. "Laßt nimmermehr eure Rosse aus Italiens blauen Flüssen trinken! Die grünen Wälder des Nordens sind eure Heimat; sie gibt euch Freiheit und Frieden."

Witold, der gotische Begleiter, schwang sich auf Gelhaar und brach sich als Letzter Bahn durch die Feinde. Er trug Theoderichs Geschenk auf dem Sattel bis zum swebischen Meer. Mit hohen Ehren wurde der Heimkehrende aufgenommen; doch bittere Klagen gingen um Guotfried, den Jungen. Die kostbare Gabe des Berners empfingen die Ostgoten mit stolzer Freude.

Nach kurzen Wochen edler Gastfreundschaft verließ Witold das Land an der blauen Bucht. Als er endlich die Tore der Rabenstadt erreichte, empfing ihn die Trauerbotschaft vom Tode seines großen Königs. Klagend standen die Recken an Theoderichs Bahre, und Witold schaute auf Hildebrand, den mächtigen alten Waffenmeister. Der neigte das weiße Haupt, faßte seine Waffe fester und sprach:

"Wenn alles stirbt;
eines ist, das nimmer vergeht:
der Toten Tatenruhm."

Lotte Huwe.

## Gotenzug.

"Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt!
Wir sind die letzten Goten.
Wir tragen keine Schätze mit,
Wir tragen einen Toten.

Mit Schild an Schild und Speer an Speer
Wir ziehn nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein,
Dort gilt noch Eid und Ehre;
Dort senken wir den König ein
Im Sarg der Eichenspeere.

Wir kommen her - gebt Raum dem Schritt! -
Aus Romas falschen Toren.
Wir tragen nur den König mit,
Die Krone ging verloren."

Felix Dahn.



--===--

## Von den alten Germanen

Der Norden Europas ist die Heimat der Germanen.

Es ist das ein Geschlecht, das die unsagbaren Leiden der verschiedenen Eiszeiten überstanden hat, das auf seine Zähigkeit u. Widerstandskraft, auf seine Lebensfähigkeit unter den schwierigsten Umständen immer wieder geprüft worden ist. Auch nach der Eiszeit zwang das rauhe Klima, der kärgliche Boden unsere Ahnen, starke Willenskräfte zu entfalten, wenn sie sich am Leben erhalten wollten.

Was krank und schwächlich war, das wurde durch die Härte des Daseins ausgemerzt. Nur das Lebenstüchtige konnte bestehen. Das ist das unerbittliche Lebensgesetz, das über den Germanen waltet.

Dadurch aber wuchs ein Geschlecht heran durch die Jahrtausende: stark an Leib, stark an der Seele, klar und trutzig dem Leben, seinen Gefahren und Schwierigkeiten gegenüberstehend. --

Unsere Ahnen waren ein Bauernvolk. Ihre Wohnstätten legten

sie an Quellen und Bächen an, dort, wo der Boden für Ackerbau u. Viehzucht geeignet war. Das Gehöfte grenzten sie durch eine Umhegung ab, um das Vieh zu verwahren und das Wild abzuwehren. Wo unsere ältesten Bauernhöfe heutzutage liegen, genau dort saßen dereinst unsere Vorfahren.

Bestimmend für die Gestaltung des Lebens waren die Größe und Ertragsfähigkeit der Äcker und Wiesen. Vor 1200, vor 2,3, und 4 tausend Jahren ernährte die Weidefläche ungefähr den gleich großen Viehbestand wie heute, und das Vieh mußte auch damals im Winter unter Dach gebracht werden. Demnach hatte der germanische Bauer etwa dieselbe Lebensführung, wie der deutsche Bauer im vergangenen Jahrhundert. Und die Bauart der Häuser hat sich nachweislich gar nicht verändert. Auch die Größe der Häuser ist bis ins vorige Jahrhundert ungefähr die gleiche geblieben, und bei einem Neuaufbau der Gebäude ist das vorhandene Grundmauerwerk jeweils wieder benützt worden. Es ist geschichtliche Tatsache, daß die germanischen Bauern schon im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dieselbe Fachwerk-Bauweise hatten, wie wir sie in der fränkischen Schweiz, in Hessen und Niedersachsen haben. So müssen wir uns die germanischen Höfe und Dörfer vorstellen: als Fachwerkbauten mit Lehmgeflechtfüllung und mit Stroh-bez. Schilfdächern. Dieses Aussehen hat sich durch alle die Jahrhunderte ziemlich unverändert erhalten. Und die Häuser sahen schön aus und waren warm. --

Die Germanen hatten aber auch S t ä d t e . Der römische Geograph Ptolemäus zählte in einer Liste 69 namhafte Städte Germaniens auf. Und wir müssen sie uns vorstellen, wie heute noch die alten Teile von westfälischen Städten aussehen: Jedes Haus im Garten gelegen, für sich mit einer Mauer eingehegt; Fachwerkbauten mit breitem Dach, reich bemalt, verziert mit einfachem oder auch kunstvollem Schnitzwerk; stolze Häuser der Vornehmen, einfachere der Handwerker und Händler, kleine der Knechte. Aber dort, wo der Boden den Kalk lieferte, waren es stattliche Wohnungen, mit gutem Kalkmörtel errichtet; und wo der Boden den Ton lieferte, baute man mit Ziegeln und Kalk.

In den Städten wohnten jene, die für andere etwas zu leisten, zu besorgen oder zu vermitteln, die zu lehren oder zu regieren und zu ordnen hatten. Also auch die Handwerker und die Händler.

Gewiß verfertigte der germanische Bauer und die germanische Bäuerin in ihrem Hause alles, was möglich war, z.B. Linnen. Aber zu dessen Herstellung benötigte man Geräte und Werkzeuge: und diese mußte man eben vom Handwerker beziehen.

Längst hatte sich bei den Germanen ein zünftiges Handwerk entwickelt, besonders auch für die Bedürfnisse der Wohlhabenden und Vornehmen. Und diese Fachleute verstanden sich auf die Herstellung von Männerhosen und Pelzmänteln, von Sesseln und Tischen, von Wagen und Schiffen, von Töpferwaren und Fässern, von Gold- und Silbergeräten und Geschmeide, von den Erzeugnissen des Schmiedehandwerks.

Die Händler aber, die gleichfalls in den Städten saßen, schafften Rohstoffe her, wie Metalle, Farben und Bernstein, Handwerkszeug, Töpfe, Mühlsteine, Musikinstrumente und andere Fertigwaren. - Auch Salz!

Diese germanischen Menschen aber, die etwa zu einem Feste aus Stadt und Land zusammenströmten, müssen wir uns folgendermaßen vorstellen: Es waren bei den Frauen und den Männern gute und auch mäßig gute, schlichte und vornehme Gestalten. Sie trugen eine kleidsame Tracht, die aus Wolle, Leinen und Hanf gefertigt war.

In der kühlen Jahreszeit schützten sie sich gegen die Kälte durch Pelzmäntel. Nicht nur die Frauen, auch die Männer trugen fein gearbeiteten Schmuck aus Erz, Silber und Gold. Sie machten einen wohlhabenden Eindruck. Ihr Benehmen war beherrscht und gemessen, aber zugleich freundlich und lebensfroh. Sie liebten und pflegten den allgemeinen Gesang, der melodisch war, wie es unsere altvertrauten Volkslieder sind. Das ganze Bild aber würde uns heimatlich anmuten, so, wie man es manchmal auf Volksfesten erleben kann.- So zeichnet dieses Bild von unseren Ahnen das Buch "Germanische Altertümer" von Wilhelm Teudt.

Dazu paßt die Charakteristik, die ein ehrlicher Schriftsteller des frühen Mittelalters von den Sachsen gibt. Darin werden sie geschildert als "fleißig und voll Freude am eigenen Schaffen; ausgestattet mit lebhaftem Sinn für das Nützliche u.Schöne; bewundernswert wegen ihrer sittlichen Reinheit; friedsam und aufs allgemeine Beste bedacht; Hüter der Ordnung mit vortrefflichen Gesetzen und voll tiefen religiösen Sinnes." Desgleichen zollt ein römischer Bischof höchste Anerkennung den Goten und den Vandalen wegen ihrer Lebensführung. Und wir dürfen uns alle germanischen Völker als sehr hochstehend denken.

Besonders ausgeprägt war ihre religiöse Veranlagung. Sie dienten täglich der Gottheit unter freiem Himmel, ein Ehrendienst, der dem Sippenhaupt oblag. Im Naturerleben verehrten sie das Göttliche. Auf den Fluren hatten sie ihre kleinen Heiligtümer als Stätten ihrer Andacht, wie die "Hilge Eke"(Heilige Eiche) usw. Jede größere Siedlung hatte ihr Ortsheiligtum, ihren heiligen Hain mit Spielplatz und Kampfbahn und ihre Bergesheiligtümer. Ihr ganzes persönliches und öffentliches Leben war durchwebt vom Göttlichen, und ängstlich bemühten sie sich, nichts zu tun, was wider den Willen der Gottheit sein könnte, so wie sie meinten, ihn zu erkennen. Bei solcher Art der Gottverehrung hatten sie natürlich gar nicht das Bedürfnis, die Gottheit sich im Bilde darzustellen; eine geschichtliche Tatsache, die von alten Schriftstellern ausdrücklich bezeugt wird.--

Sehr großes Gewicht legten sie auf Körperpflege und Leibesübungen. Die Seife war eine germanische Erfindung; das Waschen war eine Selbstverständlichkeit und das gemeinschaftliche Baden/ /und Schwimmen Gewohnheit und Freude.

Stählung der Körperkräfte war Volkssache und war fest in Sitte und Brauchtum verankert. Planmäßig betrieben unsere Ahnen Spiel und Sport und erzielten hervorragende Leistungen. Beliebt waren Ballspiel, Pfeilschießen, Messerwerfen. Der Schwertertanz der Jünglinge mit nacktem Oberkörper, ein Reigen zwischen scharfen Schwertern der Göttin Ostera zu Ehren und ein beliebtes Osterspiel, wurde noch tief bis ins Mittelalter in Überlieferungen erwähnt. Ebenso wurden noch im Mittelalter Wettkämpfe im Freien zwischen der Mannschaft eines Dorfes oder Gaues gegen die des anderen veranstaltet.

Manche der in den Ebenen seßhaften Stämme waren Meister im Reiten. So erwähnt ein römischer Schriftsteller, daß König Teutobod über 4 bis 6 Pferde hinweg sprang. Und ein anderer schildert ausführlich die Geschicklichkeit des Ostgotenkönigs Totila: "Auf einem prachtvollen Pferde reitend, führte er auf freiem Platze mit großer Gewandtheit das Waffenspiel aus. Zuerst ließ er sein Pferd die zierlichsten Wendungen und Volten machen. Dann warf er im Galopp den Speer hoch in die Luft und fing ihn wieder auf, ihn in der Mitte ergreifend; er fing ihn abwechselnd mit der Rechten und mit der Linken. Während des Reitens sprang

er vom Pferde herab und wieder hinauf; auch hier zeigte er sein großes Können, indem er nach vorne,nach hinten und nach beiden Seiten herabsprang, eben wie einer, der von Jugend auf diese Künste der Reitbahn geübt hat.

Die germanischen Reiter traten auch geschlossen in Zügen auf und führten ihre Schwenkungen vor, so gut geschult, daß keiner in der Linie zurückblieb.

Für ihre Reitübungen hatten die germanischen Bauernschaften ihren örtlichen Anger. Für die Wettkämpfe aber und Festspiele gab es Rennplätze mit Umwallungen für das zuschauende Volk.

Diese sind aus der germanischen Landschaft nicht verschwunden! So hat Hagen in Westfalen einen geebneten Bergrücken mit herrlicher Aussicht "Im langen Loh"; dieser Platz wurde vom Volksstamm der Sugambrer klug ausgewählt,ist seit Menschengedenken Reitbahn gewesen und geblieben und heute auch Sportplatz der Hagener Jugend.- Im Donoper Walde(in Lippe) liegt eine auffällig umwallte Wiese mit Zuschauerbühne auf der einen Längsseite u.mit Schiedsrichterhügel im Innern;ist heute ebenfalls wieder Sportplatz der Jugendverbände.

Eine andere Rennbahn ist das sog. Langelau(Lau=Loh=heiliger Hain) nördlich Lippspringe: ist 15 ha,also 60 Morgen groß und besonders kräftig umwallt in Form einer Ellipse. Die Außenmaße sind 500 mal 300 Meter, die Innenmaße 400 mal 230 Meter. Hier wurde als Rennbahn ein Hügelring ausgewählt, der zu zwei Drittel geschlossen ist, durchschnittlich 13 Meter über das Gelände sich erhebt und einen guten Überblick gewährt. Ein ansehnlicher Teich von 40 Meter Durchmesser konnte als Tränke für die Pferde benutzt werden; für die Menschen ist ein Wasserlauf vorhanden von 100 Meter Länge und beiderseits betretbar. Die Umwallung und die Innenfläche sind bewaldet;aber innerhalb der Umwallung ist ein 20 bis 25 Meter breiter Streifen frei von Pflanzenwuchs: Das war das Geläuf der Rennbahn! Und Forstleute halten es durchaus für möglich, daß der Boden hier durch die sehr langfristige Verwendung als Rennbahn für einen Pflanzenwuchs ungeeignet geworden ist.

Nach Ansicht der Sprachgelehrten bedeutet im Worte "Langelau" die Silbe "lange" soviel wie anlangen=ankommen. Demnach wären alle Orts-und Flurnamen wie Langeloh,Langewiese,Langewand,Langenberg,Langental,Langenkamp usw. Kampfplätze für Reit- und Waffenübungen udgl. gewesen. Und in deren Nähe sind andere kultische Orte zu suchen, zumal auch diese sportlichen Wettkämpfe religiösen Charakter hatten. --

Jede Siedlung hatte ihren Versammlungs- oder Thingplatz. Die Dorflinde dient auch heute noch diesem Zweck. Und in manchen Dörfern sieht man noch den eingehegten Thingplatz, um den viereckig sich die Straßen herumziehen. Mit Vorliebe verlegte man den Thingplatz in heilige Haine oder auf Bergeshöhen.

Aber auch benachbarte Stämme hatten ihren gemeinsamen Thingplatz.

Grund und Boden war bei unseren Ahnen Eigentum des gesamten Volkes. Das Ackerland wurde dem einzelnen zur Bewirtschaftung und Nutzung überlassen; aber die Gemeinde behielt das Eigentums- und Verfügungsrecht. Es war dies eine dem germanischen Wesen angemessene Form des Verhältnisses eines freien Volkes zu seinem Heimatboden.

Das unbesiedelte Land dagegen zwischen den Dörfern,Stämmen u. Gauen, welches zumeist aus Wald,Heide,Bruch,Moor,Wüstung bestand, war neutral, war freies Jagdgebiet und frei zur Holzung. Das sind

die altgermanischen "Marken"; und die Angrenzer waren die sog. Markgenossen. Hier lagen auch Straßen,Rennsteige und Kammwege, die oft durch tiefe Waldeinsamkeit führten; manche zeigen noch heute von uralter Benützung. In den Marken lagen die Handelsplätze,die "Markt"plätze, welche dem Tauschhandel zwischen den anliegenden Stämmen und Gauen dienten.

Und hier lagen auch die Orte für die gemeinsamen Versammlungen, Feste und sonstige gemeinsame Einrichtungen, also auch die gemeinsamen religiösen Heiligtümer. Dorthin konnten die einzelnen Stämme gelangen, ohne fremdes Gebiet betreten zu müssen. Dem entspricht es, daß diese ursprünglichen Grenzwälder heute Staatsbesitz sind und daß an einem altgermanischen Götterberg heutzutage mehrere Länder Anteil haben, und wenn es nur mit einem schmalen Zugang ist, der sonst wirtschaftlich wertlos,ja störend ist.

Von dieser kultischen Bedeutung künden uns jetzt noch so manche örtliche Bezeichnungen: so z.B. Heilige Berg, Asenberg, Götterberg, Götterhain, Goden-und Gudenberg(Wodan), Donnerberg(Donar), Friggberg, Freiberg; Osterberg,Oesterholz(mit einem Heiligtum der Göttin Ostara); Flurnamen wie:Hilge Land, Hilge Eike, Donnerkuhle(Kuhle=Vertiefung), Godenslau(Wodanshain). Und daß so manche Bergeshöhen als Thingstätten dienten, besagen die Namen Dütberg(Diet=Volk),Teutberg(in Lippe)und Teutstätte. Auch mancher " so viele Jahrhunderte so berühmter" Hügel wie der "Hagedorn" an der preußisch-lippischen Grenze(also wieder altes Markgebiet!) diente der Versammlung von Vertretern der Stämme und zu Verhandlungen; darum hat das Volk diesen kleinen Platz nicht landwirtschaftlich genutzt,sondern immer wieder mit Bäumen bepflanzt. Und da und dort in deutschen Landen bezeichnet ein auffallender Einzelbaum oder eine Baumgruppe eine geweihte Stätte unserer Altvordern. Oder ein kreisrund aufgeschütteter Hügel,der mit Linden bepflanzt wurde, war Gerichtsstätte;auch die Eberesche spielte als Gerichtsbaum eine Rolle, noch über die altgermanische Zeit hinaus; und Theotmalli(woraus der Name Detmold entstanden ist) war Volksgerichtsstätte. Mit großer Beharrlichkeit wurden solch althergebrachte Gerichtsstätten auch in der späteren Zeit benützt, und ein erheblicher Teil der "Galgenberge" wird auf die altgermanische Zeit zurückzuführen sein. Für die Küstenbewohner aber war die einsame Insel in der Deutschen Bucht mit ihrem schönen rotgrünen Felsen das "Heilige Land" = Helgoland!

An diesen heiligen Orten strömte an bestimmten Tagen das Volk zusammen. Und die Orte übten eine große Anziehungskraft auf unsere Ahnen aus: es war das Naturerleben und die schöne Aussicht; es waren aber auch die feierlichen Handlungen und die Spiele, welche die Menschen von weit her hinzogen. Dorthin zu "wallfahren", war "seit unfürdenklichen Zeiten" althergebrachter Brauch.

Hier richteten sie Male und Warten auf, z.B. große Findlingsblöcke im Norden. Oder bei der germanischen Vorliebe, alle für einen besonderen Zweck ausgesonderten Plätze einzuhegen, errichteten sie aus herumliegenden Steinen mächtige Steinwälle(wie im Kleckerwald südlich Hamburg-Harburg und im Leistruper Wald bei Detmold). Auch mit Hasel, Hagedorn, Brombeere oder anderem Dorngestrüpp umhegten sie die Mal- oder Versammlungsstätte, mitunter auch jeder einzelne Stamm seine eigene Lagerstätte.Hier legten sie Feststraßen an, schnurgerade,einige Kilometer lang,bis zu 35 Meter breit, und bepflanzten sie mit mehreren Baumreihen. Solch auffällige feierliche Straßen in einsamer Gegend sind nicht nur

bei den Externsteinen z.B.,sondern finden sich auch in anderen Teilen unseres Vaterlandes und zwar häufig.

Auf diesen feierlichen Straßen bewegten sich große Menschenscharen zu den heiligen Plätzen, um dort die gewohnten Frühlings- und Herbstfeste zu begehen. Das germanische Frühlingsfest war der Ostaragöttin geweiht;aber wir wissen nichts darüber. Ein heiliger Brauch war es auch, am Tag der Sommersonnenwende in festlicher Versammlung den Aufgang des Tagesgestirns zu erleben;darum war bei den Externsteinen der heilige Raum nach Nordosten ausgerichtet. Und altherbracht waren die Orte, an denen die Sonnwendfeuer und die Osterfeuer entzündet wurden. Das Feuer war das bevorzugte Mittel der Gottesverehrung: In feierlicher Weise wurde die heilige Flamme durch Holzreibung gewonnen, wofür seit alters der Name Nodfyr,Notfeuer,auch Niedfyr geläufig war. Und wenn heute nach alter Gewohnheit Volksfeste,Schützenfeste udgl. irgendwo in einem Waldtale usw. abgehalten werden, so auf dem Walberlafelsen nördlich Erlangen oder vom Böhmerwaldverein auf dem Haselstein (Asenstein?), so ist zu überlegen,ob dies nicht auf germanische Zeiten zurückgeht.Vielfach finden sich Spuren,daß diese Plätze für ihre Zwecke eigens hergerichtet worden sind.Die jährlichen Volksfeste,die mit Pferdemärkten verbunden sind;dürften Wodansfeste gewesen sein;auch beim südbayerischen Leonhardiritt darf man an Wodansverehrung denken,denn da reiten die Bauern sogar in die Kirche hinein.Und Ortsnamen wie Röschengrund,Rosental,Rosengarten führen auf die Pferdezucht zurück, oder Dierhagen in Mecklenburg war ein Tierhain,also der Wald für die heiligen Wodansrosse; und Stuttgart war natürlich der Stutengarten der Alemannen.

So ist gemeinsame Pflege der religiösen Feiern bei unseren Ahnen geschichtliche Tatsache, ebenso Pflege gemeinsamer wirtschaftlicher Fragen. Dann haben sicherlich auch wissenschaftliche und politische Aufgaben des Volkslebens zu gemeinsamen Einrichtungen geführt, also zu einer gemeinsamen Obrigkeit eines Bundes von Stämmen, einer Bundesregierung, die in "Markloh",dem heiligen Hain in der Grenzmark,zusammentrat oder wohnte und die über das höchste volkliche Recht,über die Entscheidung über Krieg oder Frieden, zu wachen hatte.

Eine gemeinsame Einrichtung waren auch die Gelehrtenschulen, die für die Druiden in Gallien und für die Goten Ostgermaniens bezeugt sind, die wir also auch in Westgermanien zu suchen haben. Besonders wichtig für das gesamte Volksleben war die Pflege der Astronomie.

Diese war wichtig für den Ackerbau,die Viehzucht,Ficherei,Jagd und in den Küstengebieten für die Schiffahrt, also für das gesamte Leben des Volkes im Jahresablauf. Nicht nur die Jahreszeiten waren einzuteilen, sondern auch die Himmelsrichtungen festzustellen. Denn Opfer und Gebet,Eid,Gelübde,und andere feierliche Handlungen haben die Germanen in bestimmte Himmelsrichtung abgelegt und sie hatten die fromme Gewohnheit, sich nach jener Richtung zu wenden, wo man sich die zu verehrende Gottheit vorstellte. Darum hatte die Astronomie eine große religiöse Bedeutung. Die Nord-Ortung war dabei grundlegend und am wichtigsten;dazu kam die praktisch bedeutsame Ost-West-Linie. Darum wurden die im Gelände festgelegten Orientierungspunkte zu Heiligtümern, die man sich vom Geist der Gottheit umschwebt dachte; und man hat sie mit einem Mal: einem Steinhügel,Steinkreuz oder einem Turmsockel für den Feuerbrand ausgestattet.

Die wissenschaftlichen Leistungen unserer altgermanischen Astronomen waren hervorragend: Die Pollinie haben sie mit voll-

endeter Richtigkeit erkannt, und die geometrische Meßkunst über Berg und Tal hinweg war hochentwickelt. Und die Goten kannten schon im ersten Jahrhundert vor Beginn unserer heutigen Zeitrechnung 346 Sterne mit Namen,ferner die 12 Tierkreisbilder u. den Lauf der Planeten.

Eine germanische Gelehrtenschule war in Herford, und als astronomische Schule und Forschungsstätte wird die große Anlage in Oesterholz (nördlich Lippspringe) angesehen.

Diese ist 32 Morgen groß,bildet ein unregelmäßiges Sechseck und ist auf einer Gesamtlänge von 1140 Meter eingehegt,teils mit Wällen teils mit Mauern. Nach Feststellung von zwei Berliner Universitätsprofessoren der Astronomie ist diese Einhegung in der Zeit von 1850 vor unserer Zeitrechnung aufgeworfen worden, ist also jetzt 3800 Jahre alt.

Ein anderes Heiligtum unserer Altvordern, welches dem Sterndienst geweiht war, waren die Exsternsteine(einige Kilometer von Oesterholz entfernt), d.h.die Sternsteine an dem Gebirgszug der Egge. Hier und auf allen"Sternbergen" oder "Sternsteinen", auch "Störnsteinen" geschrieben, in deutschen Landen müssen wir uns die sternkundigen,gelehrten Männer vorstellen, die an solchen religiösen Stätten durch die Jahrhunderte und Jahrtausende saßen und wirkten. Ihr Dienst veraltete nie;was sie schufen,war lebenswichtig für unser Volk. ==

Die germanischen Stämme hatten auch ein gemeinsames Nachrichtenwesen : hiefür hatten sie Leuchtfeuer und Schallsignale.

In den verschiedensten Gauen finden wir Orte wie Leuchtenberg, Hohelüchte,Lichtenberg,Lichtenfels,Lichtenrade,Lichtenfelde,Lichtenwalde,Auf dem Leuchten;ferner die Orte mit der Silbe Brand-. Der Name des Forstbezirkes Brandelse weist in die gleiche Richtung,und Nachgrabungen dort ergaben,daß an dieser Stelle ein dauerndes Feuer unterhalten wurde. Bedeutsam ist die "Alte Warte"(in Lippe). Es ist das der Rest eines kreisrunden Turmes mit dem Durchmesser von etwa 3,80 Meter,mit Kalkmörtel gebaut,und in der Mitte weist er ein quadratisches Loch von 55 mal 55 cm auf;er steht in tiefer Waldeinsamkeit und wird noch heute von den Einheimischen besucht. Ähnlich ist die "Detmolder Warte"; ein massiver Turmrest, der im Innern nichts als einen Schlot aufweist,in dem sich kein Mensch aufhalten kann, so eng ist er. Die gleiche Bauart finden wir bei den Resten von anderen Warten auf Bergeshöhen;und man nimmt an, daß diese Turmstümpfe die Sokkel bildeten, auf denen die Brandstapel aufgeschichtet wurden, und durch den engen Schlot wurde ihnen Luft zugeführt:also vermutlich Feuerwarten! So müssen wir wohl auch die Bergnamen wie Hohenwart,Wachtberg,Wart(h)berg uns erklären.

Diese Feuerzeichen wurden ergänzt durch Schallsignale. Darauf deuten die Orts-bez.Bergnamen wie Heulmeier,Klapperberg,Klapperkapelle(verchristeter Name),Sackpfeife,Flötepfeife,Dönberg usw. (dön:volkstümlich für tönen). Der Ortsname"Klockenbrink" hängt mit "Glocke" zusammen. Und Turm bez.Turmberg bedeuten die Namen:Dornberg,Tören,Thören,Dören,Dohren,Dooren,Doren,Dorn.

Die Türme und die Glocken werden den Germanen zugeschrieben. Denn Glocken sah Rom erst im 7.Jahrhundert, als germanische Sitten weitgehend von der Romkirche übernommen wurden. Daß die Glokken dem germanischen Kult gedient haben, sieht man an den vielen Sagen von den versenkten GLOCKen;und dann kam die Glockentaufe auf, durch die die "heidnischen" Glocken für die Christen brauchbar

gemacht wurden. ==

So war das germanische Volk, das aus vielen Stämmen bestand, einheitlich in Sprache, Religion, Recht, Sitten und sonstiger Kultur. Natürlich hatten die einzelnen Stämme ihre Streitigkeiten u. Kämpfe, aber die Zerrissenheit war im germanischen Altertum wohl geringer als im Mittelalter. Die Zwistigkeiten der Großen wurden im Zweikampf ausgetragen. Die Blutrache war gemeinsamer Schutz der Sippen. An den Grenzen gab es auch Abwehrkämpfe gegen andrängende fremde Völkerschaften.

Aber Kämpfe und Kriege wurden ausnahmelos als "Gottesgerichte" angesehen, durch die das "gottgewollte" Recht geoffenbart und hergestellt werden sollte. Daher die Forderung der Sieger und der Unbeteiligten, daß sich der Unterlegene dem Urteil füge und den Streit als erledigt ansehe. Daher auch die Forderung gerechter Kampfbedingungen. So ging die sittlich-religiöse Auffassung von Krieg und Kampf dahin, daß die Entwicklung des Gesamtvolkes nicht durch verhängnisvoll anhaltende Feindschaft und Absonderung beeinträchtigt werden dürfe. (Nach Teudt)

Es war also im Ganzen ein friedliches Leben, das unsere Ahnen führten, und das einen steten, starken Kulturfortschritt bedeutete.

Aus diesem friedvollen Leben wurden sie aufgeschreckt durch die Einfälle der Römer unter Drusus, Varus und Germanicus.
Als Kampfgelände der Varusschlacht (vom Jahre 9) ist einwandfrei die Gegend um die Grotenburg festgestellt worden, und Bandel hat mit richtigem Empfinden hieher das Hermannsdenkmal gestellt. Hier wurden Hufeisen gefunden, die für römische gehalten werden, ferner römische Münzen, Reste von römischen Wagen, und es gibt dort Überbleibsel von römischen Befestigungswerken. Dadurch wird die alte Volksüberlieferung bestätigt, daß hier die Römerschlacht geschlagen worden ist. (Trotzdem wuchern die Hypothesen weiter, und sog. Gelehrte suchen und "finden" weiter nach "Varusschlachtfeldern". Die Wahrheit soll eben unterdrückt werden, und unserem, an alten geschichtlichen Denkmälern armen Volke soll die Freude an der gewaltigen Befreiungstat Hermanns des Cheruskers herabgemindert werden. - Übrigens soll nach mittelalterlicher Überlieferung ein Standbild Hermanns des Befreiers auf der Herlingsburg (ostwärts Detmold) gewesen sein. Doch gewohnt hat Hermann nicht dort; denn die germanischen Fürsten lebten, wie die Bauern, auf ihren Höfen.)

In den Jahren 14 bis 16 unternahmen sodann die Römer Rachezüge gegen Germanien. Es kam zur Entscheidungsschlacht bei Idistaviso (=Eisbergen bei Rinteln an der Weser): Die Römer wurden besiegt u. flohen zurück zu ihrer Flotte von 1000 Schiffen auf der Ems; sie suchten sich über die Nordsee zu retten, aber ein Sturm vernichtete die Flotte, und der Rest der Schiffbrüchigen fiel in germanische Gefangenschaft. Niederlagen wurden aber schon damals in Siege umgefälscht, und so wurde dem Germanicus ein Triumphzug bewilligt, in dem den schaubegierigen Römern eine erschwindelte Thusnelda vorgeführt wurde. (Daß Thusnelda, die Gattin Hermanns, den Römern in die Hände gefallen sein soll, halten Teudt, Schierenberg und andere Forscher für einen Schwindel.)

Was unsere bäuerlichen Ahnen im Jahre 9, in den Jahren 15 und 16, geleistet haben, sind militärische Großtaten, die in den geschichtlichen Darstellungen bisher viel zu wenig Beachtung finden. Denn unsere Ahnen hatten bis dahin noch keinen Kampf gegen eine wohlgeschulte feindliche Heeresmacht geführt. Um so größer

ist ihr Ruhm ==

Nach 7oo Jahren brachen wieder fremde Eroberer mit wohlgeschulten Heeren in das Land unserer Ahnen ein und brachten Unruhe in ihre Wohnungen, Scheunen und Ställe, in ihre Gärten und Felder. Diesmal waren es die völlig romanisierten Westfranken aus dem heutigen Frankreich.

In stets erneuten Überfällen gelang es ihnen vor und nach 750, die Alemannen (in Südwestdeutschland) und die Hessen zu unterwerfen; auch die Sachsen wurden von ihnen schon damals angegriffen. Und Kaiser Karl vollendete dann anschließend das blutige Werk. 32 Jahre lang dauerten die Verwüstungen im Lande der Bayern, Thüringer und Sachsen vom Rhein bis zur Elbe und zum Thüringer Wald, von der Ostsee bis zum Main und südlich davon. Aber die gleichen Stämme, die unter Hermann dem Cherusker ihre Freiheit gegen die Römer verteidigt hatten, waren sieben Jahrhunderte später unter Widukind (Wittekind) die Seele des hartnäckigsten Widerstandes.

Kaiser Karl suchte sie an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen, am Mittelpunkt ihres nationalen Lebens, indem er im Jahre 772 das oberste Heiligtum der Sachsen, die Irminsul (wohl die Externsteine) zerstörte. Doch im Sachsenvolke lebten und wirkten eine Fülle fester, sittlicher Charaktere, das ganze Volk war mit solchen stark durchsetzt. Und die Sachsen setzten ihre ganze Existenz daran, sich der neuen Religion zu erwehren, die ihnen mit Gewalt aufgedrängt wurde. Ihre nationale Religion besaß weit mehr Kraft und Leben, als die der Westfranken: daher ihr zäher Widerstand und die Energie ihrer Religiosität, mit der sie höchste Treue hielten: dem eigenen Volkstum, dem Erbe der Ahnen, der Gottheit.

Um dieses Volk seiner führenden Persönlichkeiten zu berauben, ordnete der Machthaber an: alle, die es noch wagten, die heiligen Handlungen des alten Glaubens zu verrichten - und das waren in erster Linie die Schriftkundigen - müßten von der Bevölkerung ausgeliefert werden; als Strafe gegen Ungehorsam wurde angedroht die Vertreibung von Haus und Hof, die Verpflanzung in eine weit entfernte Fremde. Dieses Maßregel hat die größte Wirkung ausgeübt. Die Dichter und Sänger, die Schreiber der Lieder und Sagen waren vogelfrei; die Häscher Karls holten sie aus den Häusern u. sammelten sie in Verden an der Aller, und hier wurde an einem Spätherbsttage des Jahres 782 der wesentlichste Teil der sächsischen Intelligenz vernichtet. Und wie dies im Sachsenlande geschah, so müssen wir dies annehmen für die Alemannen, die Bayern, die Thüringer, die Hessen, die Friesen-für alle germanischen Stämme: die politische und geistige Führerschicht wurde ausgerottet, und das Gedenken an sie wurde ausgelöscht.

Dazu kam in wirtschaftlicher Hinsicht die Vernichtung des germanischen Bodenrechts, des Allodialsystems, das durch das westfränkisch-römische Bodenrecht ersetzt wurde. Seine Beseitigung wurde eine der schlimmsten Ursachen des nachherigen Elends im Mittelalter und wirkt bis in unsere Tage: Die Grundlage der sittlichen Eigentumsbegriffe der Germanen ist vernichtet.

Damit ist das Ende der germanischen Zeit gekommen, das wir etwa in das Jahr 772 (Zerstörung der Irminsul) ansetzen müssen.

Der Wille der neuen Machthaber aber war: das germanische Volk von seiner Vergangenheit zu lösen und die mannigfachen Fäden der Erinnerung zu durchschneiden.

Darum wurden auf die Thingplätze nach Anordnung der Päpste dort,"wo das Volk gewohnt sei,zusammenzukommen", die Kirchen hingesetzt. An heiligen Plätzen germanischer Gottesverehrung legte man Kirchen und Kapellen an:also auf Bergeshöhen,in heiligen Hainen und an manchen Gerichtsstätten,auch auf germanischen Pferdemärkten entstanden Wallfahrtskirchen,Waldkapellen,Klausen,Klöster, Kalvarienberge,Marterln usw. Als die der Gottheit geweihten Mäler und Türme vernichtet waren, wurde angeordnet:"Auch die Steine,die in den Wäldern verehrt werden, wo die Germanen Gelübde ablegen u. erfüllen, sollen von Grund aus ausgegraben und an einen solchen Ort geworfen werden, wo sie von ihren Verehrern niemals aufgefunden werden können." Darum weist auf manchem Bergesgipfel der Boden eine sehr merkwürdige Störung und Durchwühlung auf,wo doch noch nie ein Steinbruch gewesen ist. Eine Ausnahme machte man nur bei den Steinkreuzen;denn ein Papst erließ im Jahre 799 die Aufforderung, an Wegkreuzungen Wegkreuze zu errichten;und so finden sich noch eine große Anzahl von ihnen auf germanischem Boden.Sogar die Nordrichtung wurde "verteufelt":Dorthin verlegte man den "Wohnsitz des Teufels",und die Neubekehrten mußten,nach Norden gerichtet, mit gerunzelter Stirne und zorniger Gebärde dem alten Glauben abschwören.

Aber,obwohl die Beibehaltung und Äußerung der alten Glaubenssitten mit größter Gefahr für Hab und Gut,für Leib und Leben verknüpft war, besuchten die Anhänger des alten Väterglaubens doch immer noch nach Möglichkeit die heiligen Stätten. So groß war die religiöse Beharrlichkeit der Germanen,daß sich das Volk die altvertrauten Feste nicht nehmen lassen wollte. Darum wurden die einen verchristet, andere aber satanisiert:
Die heiligen Orte wurden als Teufels-und Hexenstätten bezeichnet;man belegte sie mit verächtlichen Namen, ersann Spuk-und Schauergeschichten und machte sie zu verrufenen Plätzen, die von bösen Geistern umlagert würden,wo Gespenster ihr Unwesen trieben;man machte sie zu "unheimlichen" Orten,die noch heute mitunter in Verruf sind und gemieden werden.Und in manche,früher heilige Quelle pflegt das Volk noch heute beim Vorübergehen zu spucken - zum Ausdruck der Verachtung!

Auch die Namen der ehedem kultischen Orte sollten aus dem Gedächtnis getilgt werden. Darum veränderte man ihre Bezeichnung: entweder verchristete man sie(Christenberg,Heiliger Berg,Frauenberg) oder man machte sie zu Teufels-und Höllenorten, oder man veränderte und verstümmelte absichtlich den Namen(Ossenberg,Ösenberg,Oschenberg,Ossa) oder veränderte die Schreibweise(Köterberg).

Zusammenfassend kann man sagen:Kein einziges Heiligtum,Denkmal oder Zeugnis des alten Glaubens, das zerstört werden konnte, blieb verschont. Das Gleiche gilt für das gesamte Schrifttum der Germanen: Die alten Lieder und Sagen wurden von Kaiser Karl "gesammelt", weil sie eine Stütze des germanischen Nationalbewußtseins waren und seines Widerstandes gegen ihn: diese sollten unschädlich gemacht werden. Vielleicht wollte man sie christianisieren, was sich aber nicht durchführen ließ, und so endeten sie im Feuer. Kein Runentäfelchen ist uns erhalten geblieben,und kein Kalenderstab, zur Berechnung der Jahreseinteilung,findet sich mehr vor!

Ab 772 ist die germanische Kultur absichtlich und radikal vernichtet worden. Und diese Auslöschung der Kultur und Überlieferung hat in keinem germanischen Lande so gründlich gewütet,wie gerade im eigentlichen Deutschland. Diese Vernichtung hat uns nichts übrig gelassen als kümmerliche Reste von Wällen,Wallburgen und Siedlungen. Und die ältesten Siedlungen sind überbaut worden von den

folgenden Geschlechtern. So sind wir berechtigt, zu sagen:

Kaiser Karl hat unter die germanische Vergangenheit den großen Abschlußstrich gezogen. Mit ihm beginnt die Geschichtslosigkeit unseres Volkes. Über die vorausgegangenen Zeiten ist ein Schleier gezogen worden, der nahezu undurchdringlich erscheint. So sind alle Spuren und Erinnerungen des Alten sorgsam im ganzen Lande vertilgt.

Nun ging die Ausübung und allmählich auch die Kenntnis des Schriftwesens ausschließlich auf die christlichen Priester über. Nun lag das Monopol des Sanges, der Dichtung und Geschichteschreibung, der Schreibkunst und der Gelehrsamkeit bei den Priestern u. Mönchen, welche für die Romanisierung unseres Volkes eintraten.

Es sollte eben das germanische Wesen durch römisch-westfränkische Art auf allen Lebensgebieten ersetzt werden, und unser Volk wurde fremder Geistesherrschaft unterworfen. Die eigentliche heilige Sprache, mit der man Gott am besten dienen könne, so sagte man, sei das Latein; und so wurde dieses nicht nur die Sprache der Kirche und der Behörden, sondern auch die der "Gebildeten" und der Dichter. Unsere Muttersprache aber wurde das ganze Mittelalter hindurch zur Sprache der Ungebildeten herabgedrückt. Erst in der Zeit der Reformation wurde die deutsche Sprache gerettet und dadurch die völlige Romanisierung Deutschlands verhindert. Aber die romanisierende Erziehung unseres Volkes hat es seelisch krank gemacht, hat es getrennt von den Wurzeln seines germanischen Wesens.

Ein großer Teil der Schuld trifft auch manche Geschichteschreiber, welche die Lüge vom "germanischen Barbarentum", die Verleumdung der alten Sachsen als "wild, als barbarisch", unfähig zu den einfachsten kulturellen und geistigen Leistungen, durch die Jahrhunderte getragen haben. Es fehlte ihnen die Sachlichkeit in germanischen Dingen; sie waren erfüllt von Voreingenommenheit und von Vorurteilen gegen germanische Kultur; die germanischen Leistungen haben sie in Zweifel gezogen, sie mußten minderwertig sein oder sie wurden den Kelten, den Römern, den Westfranken zugesprochen. Gegen aufklärende Nachrichten stellten sie sich taub und harthörig und taten sie ab als "unwissenschaftlich". Alles das sollte dem Zwecke dienen, unser Volk von seinen Ahnen abzuschneiden.

Aber trotz aller Kulturvernichtung ist uns eines geblieben, das Wichtigste, die Urquelle, aus der heraus alle germanischen Leistungen geschaffen wurden: die deutsche E i g e n a r t !

So wie die Sachsen Widukinds die unverfälschten Nachkommen der Erbauer der Megalith-oder Hünengräber waren, so gibt es auch heute noch viele unverfälschte Nachkommen der alten Germanen in Deutschland. In ihnen leben und wirken die gleichen wesenhaften Kräfte wie in unseren Ahnen. "Dieser Zug des Blutes ist naturhaft und gottgegeben und beeinflußt, wenn er nicht unterdrückt wird, Denken, Fühlen und Wollen. Er ist die naturgegebene Kraftquelle für volkhaftes Streben." (Nach Teudt)

Aus germanischem Geiste heraus wirkten viele vorbildliche deutsche Frauen und Männer auch in den Jahrhunderten nach 772, wie der nächste Abschnitt zeigt. Sie künden uns von germanischer Eigenart und lassen den Ruf der Ahnen an uns ergehen, ihnen nachzueifern.

Aus der seelischen, blutmäßigen Verbindung mit unseren Altvordern aber erkennen wir, daß uns folgende Aufgaben gestellt sind:

Wir müssen im Willen zur Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit die germanische Vergangenheit aufhellen, insbesondere das geistige Leben unserer Vorfahren, soweit dies noch möglich ist; dazu die Kräfte erforschen, die unsere Vergangenheit gestaltet haben.

Ferner müssen wir die örtlichen Thingstätten feststellen. Das ist nicht zu schwer. Denn da jede größere Siedlung ihre Heiligtümer hatte, muß man nur achten auf die Führung der Wege am Kern des betreffenden Ortes, auf Kirchplatz, Kapelle, Friedhof, auf Quelle, Teich, Wasserlauf sowie auf die Höhenlage . Dazu muß man sich die Frage stellen, ob vielleicht die Haupthimmelsrichtungen einen Anhaltspunkt am Horizont geben, ob dort ein Orientierungsmal gewesen sein könnte.

Wichtig ist die Pflege unserer Volkslieder. Deren geschichtliche Erforschung hat nämlich ergeben, daß viele von ihnen auf das germanische Altertum zurückgehen, daß der Melodie nur ein christlicher Text unterlegt wurde, die Weise aber unverfälscht auf uns gekommen ist. Wenn wir also diese Lieder singen, dann nehmen wir unmittelbaren Anteil am Empfindungsleben unserer Ahnen.

Schwieriger ist die andere Aufgabe. Nachdem der Fremdgeist immer wieder seinen Angriff auf die deutsche Seele und unsere Eigenart gerichtet hat, müssen wir das Fremde erkennen und aus unserer Seele ausscheiden. Dadurch wird die Zerrissenheit am deutschen Wesen beendet. Das ist die große Zukunftsaufgabe unseres Volkes. Sie kann nicht von heute auf morgen gelöst werden. Schwierig ist dabei nur der Anfang; sobald dieser gemacht ist, geht die Entwicklung von selbst weiter, weil sie eben naturgemäß ist.

Diepold

(Benützt wurde bei dieser Zusammenstellung das Buch von Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer. 2. Auflage. Eugen Diederichs Verlag in Jena 1931. 302 Seiten.- Dieses bedeutende Werk zeichnet sich durch strenge Sachlichkeit, kritische Vorsicht und Wahrhaftigkeit aus. Inhaltlich nimmt es Bezug auf sehr viele Einzeluntersuchungen über das germanische Altertum.)

--====--

## Aus dem letzten Jahrtausend

### Schwäbische Kunde

Als Kaiser Rotbart lobesam
Ins Morgenland gezogen kam,
Da mußt' er mit dem Kreuzzugsheer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not;
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.-
Nun war ein Herr aus Schwabenland
Von hohem Wuchs und starker Hand;
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,

Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück. -
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und tät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer,dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang. -
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut:
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken. -
Da packt die andern kalter Graus;
Sie flieh'n in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's,als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten. -
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach:"Sag an,mein Ritter wert,
Wer hat dich solche Streich gelehrt?"
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
"Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!"

(1190) Ludwig Uhland

## B a r b a r o s s a

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr,zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
"Geh hin vors Schloß,o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg!

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr'."

Friedrich Rückert

## Landgraf,werde hart!

Landgraf Ludwig von Thüringen hinterließ bei seinem Tode einen jungen Sohn, der eine Zeitlang noch der Vormünder bedurfte und auch später, da er volljährig geworden, sich ihrer nicht entwöhnte. Er war ein gar milder und weicher Herr, gutmütig gegen Hohe und Niedere und ließ jeden nach seinem Willen leben. Da huben seine Edelinge an, überheblich zu werden, schmähten ihn und mißachteten seine Gebote, aber die Untertanen drückten sie aller Enden. Bürger und Bauern litten eitel Gewalt, und die bösen Ratgeber des Fürsten wußten zu verhindern, daß ihm ihre Klagen und Beschwerden zu Ohren kämen.

Es trug sich aber einstmals zu, daß der Landgraf auf der Jagd im Waldgebirge sich verirrte und die Nacht hereinbrach. Da gewahrte er ein Feuer durch die Bäume, ging darauf zu und kam zu einer Waldschmiede. Der Fürst war mit schlichten Kleidern angetan und hatte ein Jagdhorn umhängen. Der Schmied kannte ihn nicht und fragte, wer er sei. Ludwig antwortete:"Des Landgrafen Jäger." Da sprach der Schmied:"Pfui des Landgrafen, des weichherzigen Herrn! Wer ihn nennet, sollte allemal das Maul wischen!" Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt:"Beherbergen will ich dich heut'; in dem Schuppen findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herren willen solltest du mir nicht über die Schwelle kommen."

Der Landgraf ging beiseit' und legte sich auf die Streu; aber er konnte über dem, was er gehört hatte, nicht schlafen. Der Schmied blieb die ganze Nacht hindurch mit seinem Gesellen an der Arbeit, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, rief er bei jedem Schlage:"Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart wie dies Eisen!" und schalt ihn und sprach weiter:"Du böser,unseliger Herr! Was taugt den armen Leuten deine Herrschaft? Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen?" Und so erzählte er die liebe,lange Nacht, was für Tyrannei die Beamten an den armen Untertanen verübten, und wenn sie dann Klage führen wollten, dann könnten sie nicht vor den Herrn kommen; und wenn es ja glückte, so spottete die Ritterschaft seiner Befehle hinter seinem Rücken und mißachteten ihn.

Mit solchen und ähnlichen Worten führte der Schmied seine Schläge die ganze,lange Nacht. Aber der Landgraf hörte alles und nahm es sich zu Herzen; und als er am Morgen vom Meister Abschied nahm, da war er hart geschmiedet. Seit der Zeit zeigte er sich stark und ernsthaft in seinem Gemüte, steuerte dem Unrecht,strafte die Widerspenstigen und zwang sie zum Gehorsam. Das Volk aber dankte es ihm und liebte ihn in seinem Herzen.

Ferdinand Bäßler

## Der Schweizer Freiheitskampf

Die heutige Schweiz gehörte ehemals zum Deutschen Reiche. In dem herrlichen Gebirgslande wohnte ein einfaches,kräftiges Bauern- und Hirtenvolk, das die alten,väterlichen Sitten treu bewahrte.

Die Gemeinden am Vierwaldstätter See lebten frei unter eigenen Obrigkeiten, keinem andern Herrn als dem Kaiser untertan.

Als aber im Jahre 1298 Albrecht von Oesterreich, der Sohn Rudolfs von Habsburg, deutscher Kaiser geworden war, suchte er die Bewohner dieser Orte, der sogenannten Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden, zu Untertanen seines Hauses zu machen. Da sie aber bei ihren uralten Freiheiten beharren wollten, setzte er als Reichsvögte über sie harte und böse Beamte, die sie drükken und quälen sollten, damit sie endlich aus Not ihre Selbständigkeit aufgäben und der österreichischen Herrschaft sich fügten.

Die Vögte aber bauten Zwingburgen im Lande, übten arge Gewalttaten und spotteten alles Rechts. Einst, so erzählt die Sage, ritt der Vogt Geßler an einem schönen,neuen Hause vorüber, das sich Werner Stauffacher,ein begüterter Landmann von Schwyz, erbaut hatte. "Ich will nicht," rief der Vogt zornig, "daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Bewilligung;ich will auch nicht, daß ihr so frei lebet, als ob ihr selbst Herren wäret; ich werde mich unterstehen, euch das zu wehren!" Noch ärger trieb es der andere Vogt im Lande. Einem Bauern aus dem Melchtal in Unterwalden ließ er um geringer Ursache willen ein Gespann schöner Ochsen vom Pfluge nehmen. Und als der Mann darüber jammerte, sagte des Vogtes Knecht:"Wenn die Bauern Brot essen wollen, so mögen sie sich selbst vor den Pflug spannen!" Da schlug des Bauern Sohn Arnold den Knecht mit dem Stocke, daß ihm ein Finger brach. Aus Furcht vor Strafe ergriff er die Flucht. Doch der Vogt rächte sich grausam an Arnolds Vater: er ließ dem alten Manne die beiden Augen ausstechen.

Arnold verbarg sich in Uri bei Walter Fürst, einem angesehenen Landmanne. Dorthin kam nun auch der Stauffacher aus Schwyz, und die drei Männer redeten miteinander von der Not des Landes und der Bosheit der Vögte, und wie sie eher sterben möchten als so schmähliches Joch dulden. Darum beschlossen sie, jeder solle mit vertrauten,herzhaften Männern des Landes sprechen und erforschen, wes Sinnes das Volk sei und was es für seine Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle. Darnach kamen sie, jeder von zehn treuen Männern begleitet, bei nächtlicher Weile zusammen auf einer kleinen,heimlichen Wiese am See. Man heißt sie vom ausgerodeten Gestrüpp das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Und alle streckten die Hände gen Himmel und schwuren: für die alte Landesfreiheit zu leben und zu sterben, alles gemeinschaftlich,nichts eigenmächtig zu wagen, kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu tun, des Kaisers Recht zu achten, aber auch den Vögten zu wehren,das Land zu verderben. Dann gingen sie auseinander, ein jeglicher in sein Tal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh. -

Unterdessen stieg der Übermut des Vogtes Geßler immer höher. Er ließ in Uri den österreichischen Herzogshut auf einer Stange erhöhen und befahl, wer vorübergehe,solle dem Hut Ehrerbietung erweisen. Aber Wilhelm Tell, Walter Fürsts Schwiegersohn, ging mit seinem Knaben vorüber und beugte sich nicht. Alsbald führten die Wächter ihn gefangen zum Vogt. Der sprach:"Wohlan,Tell, du bist ein guter Schütze; so schieße denn einen Apfel vom Kopfe deines Söhnleins! Fehlst du beim ersten Schuß, so kostet es dich das Leben." Tell bat um Gottes willen, ihn zu so verwegener Tat nicht zu zwingen. Umsonst; der Vogt drohte, wenn er nicht gehorche, ihn samt dem Knaben zu töten. Und sie banden das Kind, legten ihm den Apfel auf den Kopf und führten den Schützen weit da-

von. Da holte Tell zwei Pfeile aus dem Köcher, legte einen auf den Bogen und schoß.. Und siehe, mitten durchbohrt, flog der Apfel dem Knaben vom Haupte! Alles Volk jauchzte laut auf. Geßler aber fragte den Schützen: "Wozu hast du denn den zweiten Pfeil hervorgenommen?" Tell antwortete kühn: "Der hätte d i r das Herz durchbohrt, grausamer Vogt, wenn ich mit dem ersten mein Kind getroffen hätte!" Da ließ ihn Geßler binden und auf sein Schiff bringen, um ihn mit sich über den See nach Küßnacht zu nehmen und einzukerkern.

Während der Fahrt aber erhob sich ein furchtbarer Sturm, und dem Schifflein drohte Verderben. Der Vogt zitterte am ganzen Leibe. "Nur Tell kann uns retten," rief ihm der Fährmann zu. "So tut ihm die Fesseln ab, daß er das Fahrzeug lenke!" sprach Geßler ängstlich. Tell faßte das Ruder und trieb das Schiff gegen eine nackte Felsplatte, die etliche Schritt weit in den See hervortritt. Dort angekommen, ergriff er rasch seine Armbrust, sprang hinaus auf die Felsplatte und stieß mit kräftigem Fuß das Schiff in den See zurück. Nun eilte er über das Gebirge gen Küßnacht, der Ankunft des Vogtes harrend. Der entging auch wirklich dem Tode in den Wellen des Sees und ritt, nachdem er gelandet war, nach seiner Burg bei Küßnacht. In der "Hohlen Gasse" nahe dem Orte stand Tell und schoß ihm einen Pfeil in die Brust.

So war einer der übermütigen Landvögte gefallen. Nicht lange darnach befreite sich das Volk auch von den anderen Gewaltherren. An einem festgesetzten Tage drangen unvermutet überall im Lande rüstige Männer in die Zwingburgen ein, eroberten sie und jagten die erschreckten Vögte und ihre Gesellen über die Grenzen. Ohne weiteres Blutvergießen wurde die Freiheit wieder errungen. Darauf schlossen die drei Waldstätten einen Bund zur Verteidigung derselben und nannten sich Eidgenossen. Bald vergrößerte sich der Bund, indem noch andere Orte sich anschlossen. Alle ferneren Versuche Österreichs, das Land zu unterjochen, mißlangen. Heldenkühn traten die Eidgenossen den feindlichen Heeren entgegen, und ihre Tapferkeit, ihre Vaterlandsliebe erfochten in einer Reihe von Schlachten die glorreichsten Siege. Einst standen ihnen im Jahre 1386 auf dem Schlachtfelde bei Sempach die Feinde in schwerer Rüstung, Mann an Mann, gleich einer Eisenmauer gegenüber. Da rief einer der Eidgenossen, der wackere Arnold von Winkelried: "Liebe Brüder, ich will euch eine Gasse machen; sorget für mein Weib u. meine Kinder!" Und alsbald sprang er vor, umfaßte mit beiden Armen so viele der feindlichen Speere, als er konnte, drückte sie sich in den Leib und riß sterbend Speer und Mann mit sich zu Boden. Durch die entstandene Lücke drangen die Eidgenossen sogleich ein und zersprengten und zermalmten das ganze stolze Heer der Feinde.

So verteidigte die Schweiz ihre Unabhängigkeit gegen Österreichs Eroberungsversuche. Aber sie löste sich seitdem auch mehr und mehr vom Deutschen Reiche und wurde endlich als eigener Freistaat ganz davon getrennt.

J.C. Andrä

## Die Gegenkönige

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne waren gleichaltrige Vettern und Jugendfreunde; der eine regierte in Oberbayern, der andere in Österreich. Aber später entzweiten sie sich, weil sie beide Macht und Einfluß in Niederbayern anstrebten. Es kam zur

Fehde zwischen den Habsburgern und den Wittelsbachern,in der Ludwig der Bayer siegte. So mußte Friedrich der Schöne auf Niederbayern verzichten.

Da starb der deutsche König,und nun feierten deutsche Zwietracht und Uneinigkeit, vielleicht auch tückische Berechnung ihre Triumphe: der eine Teil der Kurfürsten wählte den Wittelsbacher zum König, der andere den Habsburger. Dadurch wurde der Zwist zwischen den Vettern erst recht vertieft, und beide beanspruchten die Königswürde. So entbrannte der Kampf von neuem.

Doch der Krieg zog sich acht Jahre hin, und erst 1322 kam es endlich zur entscheidenden Schlacht bei Mühldorf am Inn: zur letzten großen Ritterschlacht in Deutschland, die ohne Feuerwaffen ausgefochten wurde. In dieser wurde Friedrich besiegt, geriet in die Gefangenschaft seines Vetters und wurde fortan auf der Burg Trausnitz in der Oberpfalz in Haft gehalten.

Friedrichs Bruder führte den Kampf weiter und gewann einen einflußreichen Bundesgenossen im Papst. Dieser hatte über acht Jahre lang in dem Zwist der deutschen Gegenkönige keine Stellungnahme bekundet; jetzt wollte er Richter in Deutschland sein und forderte von König Ludwig, daß er innerhalb von drei Monaten die Krone niederlege, sonst werde er gebannt; denn dem Papste stehe bei zwiespältigen Königswahlen die Entscheidung zu.

Aber Ludwig der Bayer wies diese Anmassung mit Würde zurück und erklärte unter dem Beifall des Volkes, daß der von der Mehrheit der deutschen Fürsten gewählte deutsche König überhaupt keiner päpstlichen Bestätigung bedürfe. Andererseits suchte Ludwig Aussöhnung und Frieden mit seinem Vetter; darum suchte er ihn 1325 auf der Trausnitz auf. Auch dieser war zur Versöhnung bereit, und beide Fürsten einigten sich: Friedrich verzichtete auf seine Ansprüche an den Thron und verpflichtete sich, seinen Bruder zu veranlassen, daß auch dieser den Wittelsbacher als den rechtmäßigen König anerkenne. Ludwig hingegen gab seinem Vetter die Freiheit.

Daß aber Friedrich der Schöne ein wirklicher Ehrenmann war, ersehen wir an folgendem:
Sein Bruder wollte von einer Anerkennung des Wittelsbachers nichts wissen.
Bei diesem Mißerfolg konnte also Friedrich den Vertrag mit Ludwig nicht erfüllen. Sollte er nun wieder in die Gefangenschaft zurückkehren?

Zweieinhalb Jahre lang hatte er erleben müssen, was Unfreiheit bedeutet. Wie oft hatte er im Kerkerturm die Bauern beneidet, wenn sie unten an der Burg vorbei ihres Weges gingen! Der Flug der Vögel,der Zug der Wolken hatte ihm weh getan. Die ganze Zeit über konnte er keine blühende Wiese,kein wogendes Kornfeld aus der Nähe bewundern. Wie sehr sehnte er sich nach seinen Alpenbergen, nach den Wassern seiner Donau! Und wenn er unten am Burgfelsen die Pfreimd rauschen und gurgeln hörte, wenn sie ihn lockte und einlud in die Ferne - wie schmerzhaft war das alles in der langen Zeit der Gefangenschaft gewesen!

Und all das Schwere der Haft sollte er wieder auf sich nehmen? Doppelt hart war ihm der Gedanke an die Gefangenschaft jetzt, wo er die goldene Freiheit wieder genoß. In diesem Ringen seines Gewissens zwischen Pflicht und Neigung trat die Versuchung an ihn heran: Der Papst sandte ihm die Botschaft, daß er kraft apostolischen Rechtes den alleinigen Deutschen König Friedrich von sei-

nem dem Herzog Ludwig geleisteten Eide entbinde.

Gerade dieser päpstliche Sendbrief wurde für Friedrich bestimmend und ließ seinen Entschluß reifen. Unverzüglich ritt er nach München zu seinem Vetter. "Mein König," so begann er schlicht, "ich stelle mich dir wieder als dein Gefangener. Mein Bruder ließ sich nicht umstimmen; also kann ich den Trausnitzer Vertrag nicht erfüllen. Aber niemand soll sagen können, daß ich je mein Wort gebrochen hätte."

Nun sollte es sich erweisen, daß von adeliger Gesinnung auch Ludwig der Bayer war. Gerührt reichte er seinem Vetter die Hand und teilte mit ihm die Macht. Friedrich waltete sodann in Deutschland des königlichen Amtes, indes Ludwig nach Italien gegen den Papst zog.

Leider starb Friedrich der Schöne mit der lauteren Seele schon im Jahre 1330. Ludwig der Bayer wurde von den deutschen Bauern und Bürgern verehrt wie ein Vater des Volkes. Nur die eigensüchtigen unter den Fürsten waren gegen ihn und standen auf Seite des Papstes - gegen den eigenen König.

Diepold

## 1495 Der Bauer von Nordoog 1877

Der Bauer Garmer Tyrling, der den großen Hof zu Nordoog in der H_agermarsch besaß, schritt unruhig in der Wohnküche auf u. ab. Er war nun alt, Haus und Hof waren wohl bestellt und mochten noch Jahrhunderte unbeschadet überstehen. Der Keller des Hauses war aus drei Fuß dicken Mauern gefügt und wölbte sich wie ein Burggelaß über Butterfässern und anderem Vorrat. Sie konnten so leicht nicht verderben auf diesem Hof, der als einer der reichsten in der Marsch galt.

Aber die Zeiten waren unruhig und aller Besitz fragwürdig geworden.

Hero Omken vom Harlingerland und Graf Edzard befehdeten einander.

Der Bischof von Münster, der schon bei seinem zweiten Einfall in das Rheiderland die Stadt Weener in Brand gesteckt und reiche Beute gemacht hatte, versuchte nun durch einen dritten Feldzug über die Orte Friesoythe und Apen die Grenzfestung Friedeburg zu nehmen, um sich von da aus mit Hero Omken zu vereinen.

So war Graf Edzard gezwungen worden, von dem Platze Jever wieder abzuziehen, wo er Edo Wiemken in seiner Burg belagert hatte.

Die Bischöflichen erfuhren indessen früh genug, daß Edzard zum Entsatz der Friedeburg herannahte, und konnten rechtzeitig fliehen.

Hero Omken aber ließ die gute Gelegenheit nicht vorübergehen und nutzte die Abwesenheit der Ostfriesen vor Jever, um seinerseits in das Berumer und Norder Land einzufallen. -

Nun waren die Nächte rot vom Brandschein brennender Höfe. Die Streitschar Hero Omkens zog mordend und plündernd durch das Land, und nichts war vor den gierigen Händen dieser Männer sicher, denen der Fleiß einer ganzen Geschlechterfolge als Beute in die Hände fallen konnte. -

Garmer Tyrling stieß das Fenster auf und hielt die Hand hinter das Ohr. Sein Silberbart wehte in der Zugluft. War es nicht eben, als wenn es wieder durch die Lüfte rauschte wie das Sturmgeläut, das die Bauern zur Abwehr zusammengerufen hatte? Es hieß, daß sich

die Bauern bei Arle den Eindringlingen entgegenstellen würden. Er selbst war zu alt, um dem Notruf zu folgen;aber drei seiner Söhne waren dabei, alle drei in Eisen gepanzert und gut beritten.

Sturmgeläute? Wie konnte er sich so täuschen. Das Notgeläut war längst verschallt, aber vom Dache hatte sich ein aufgeschreckter Taubenschwarm in die Luft erhoben. Das Flügelbrausen hatte in seinen alten Ohren nur so wunderlich geklungen. Eine Sinnentäuschung also. Garmer Tyrling schloß das Fenster u.nahm die Wanderung durch die Küche wieder auf. Schade,daß er selbst nicht mehr dabei sein konnte. Und wenn es schief ging bei Arle und die Raubgesellen auch über diesen Hof kamen, dann sollten sie wenigstens den Goldhort nicht finden, dafür hatte er gesorgt.

Er starrte auf die Stelle neben dem Feuerherd. Dort hatte er den goldenen Klingklang in einer steinernen Höhle versteckt,die nur er selber kannte und auch durch keine Folter verraten würde.

Eigentlich hätte er doch wenigstens einem der Söhne das Versteck angeben müssen; aber dazu war es wohl noch Zeit, wenn er wirklich auf dem letzten Lager lag. Die Jungen sollten sich erst einmal selber mühen und konnten die Liegestelle des Schatzes noch früh genug erfahren. Mochten sie ihn zunächst einmal mehren helfen, statt ihn womöglich vor der Zeit anzugreifen und zu mindern.

Ein harter Zug trat bei diesem Gedanken in das Gesicht des Bauern. Was konnte ihn eigentlich auf dieser Welt erschüttern, ihn, den reichen Marschbauern? Soweit er um sich blickte am Feierabend, gehörten ihm die Felder.

Den ererbten,goldenen Hort aber hatte er nach Kräften gemehrt, sodaß er seinen Nachfahren einen reichen Schatz hinterließ. Eigentlich schade, daß man nichts davon mitnehmen konnte, und wenn er den Sensenmann selbst mit dem funkelnden Goldgulden des Udo von Norden bestechen mußte. Wahrhaftig,ein schönes Stück, das da mitten zwischen den goldenen Münzen aus Friesland,Frankreich,England,Bayern und Holland lag. Diese Goldmünzen waren wie die Abgesandten des Reichtums fremder Länder, die nun bei ihm, einem freien,friesischen Bauern, in Gefangenschaft geraten waren.

Wenn er doch nur diese Unruhe loswerden könnte! - Wieder hatten sich draußen die Tauben erhoben und erneut auf das Dach niedergelassen. - War es nicht sogar, als wenn er Pferdegetrab vernommem hätte? - Er mußte doch einmal nach dem Rechten schauen. - Er stieß die Tür auf und ging mit vom Alter schon etwas unsicheren Schritten nach den Ställen. Die Scheunentür stand weit offen, aber das Tageslicht vermochte die Dämmerung nicht ganz zu vertreiben, die unter dem niederen Dache nistete. Oder lag es an den Augen, die müde wurden wie der ganze Leib? --

Was war das? -- Das Herz wollte ihm stehenbleiben bei diesem Anblick. Wurde er übersinnig und hatte ein Gesicht? - Ach,was, an so etwas mochten alte Weiber glauben. Und doch, es konnte unmöglich eine Einbildung sein. Er vermochte keinen Schritt mehr zu tun; aber nun löste sich von den trockenen Lippen ein Laut, ein Anruf.

Im Pferdestall stand der goldgelbe Fuchs an der Krippe, hob das Haupt und spähte zu ihm herüber. Das Pferd war gesattelt,u. auf seinem Rücken saß starr, ein wenig vornübergebeugt, ein in

Eisen gepanzerter junger Bauer. Die eine Faust hielt einen zersplitterten Speer umklammert, während der Linken die Zügel entglitten waren, die über die Kruppe des Tieres in die Krippe niederhingen.

Einen Schritt nooh vermochte Garmer Tyrling vorwärts zu tun, dann mußte er sich erst an einem Stallpfosten stützen. Er rief den stummen Reiter ein zweites Mal an, aus dessen wächsernem Gesicht alles Leben gewichen war. - Das glänzende Fell des Fuchses hatte dunkle Flecke. Es tropfte rot auf die festgestampfte Diele nieder.

Nun endlich stand Garmer Tyrling neben Pferd und Reiter und mußte begreifen, daß sein jüngster Sohn tot im Sattel saß und das treue Tier den toten Herrn ohne Zügellenkung auf den heimatlichen Hof getragen hatte. Vielleicht mochte der sterbende, todwunde Reiter sich bis zum Angesicht des Hofes lebend im Sattel gehalten haben und erst als Toter durch das Scheunentor geritten sein. Selbst der Tod hatte den Jungbauern nicht aus dem Sattel geworfen, bis er des Vaters Hof erreichte, dessen ganzer Stolz er stets gewesen war.

In den Augen Garmer Tyrlings erschienen keine Tränen. Er raffte sich auf und rief nach den Mägden, die nun wehklagend herbeigelaufen kamen und halfen, den toten Sohn des Hofes aus dem Sattel zu bergen und in der Upkamer aufzubahren. --

Was galt es nun noch, daß ein goldener Hort in einem steinernen Grabe neben dem Herdfeuer lag und auf einen jungen Erben wartete. Verflucht war das Gold, um dessen Besitz sich die Menschen rauften und Ströme von Blut unablässig vergossen. Mit keinem Gold der Welt, und wäre es gleich wie ein Berg getürmt, konnte Garmer Tyrling nun dem Tod seine Beute abkaufen. -- Schweigsam war Garmer Tyrling sein ganzes Leben lang gewesen, aber von diesem Tage an konnte man wahrhaft seine Worte zählen.

Seine Lippen öffneten sich auch nicht, als er selbst auf dem Sterbebette lag. Vielleicht vergaß er es auch, oder war es zu spät, seinen anderen,aus dem Treffen bei Arle zurückgekehrten Söhnen noch den Lageplatz des Hortes mitzuteilen, bevor er auf ewig von dieser Erde schied. Jedenfalls blieb der Schatz ungehoben und vergessen. ===

Garmer Tyrling und seine Söhne zerfielen zu Staub, und ihre Sorgen,Kämpfe und Freuden mit ihnen; aber ihr Hof sollte noch vielen Geschlechterfolgen in kommenden vier Jahrhunderten Arbeit und Nahrung geben und den wahren Reichtum verschenken, den die Heimaterde als Hort in ihrer Tiefe birgt.

Verschollen und vergessen blieb der Schatz neben der Herdstelle des Hofes bis zum Jahre 1877, als die Dreschmaschine summte u. durch Funkenflug das alte Gebäude in Brand geriet. Der Hof, der vor vier Jahrhunderten von Hero Omkens Reiterführer Wittenhorst verschont blieb, brannte durch einen bösen Zufall nieder. Ein Funke legte in Schutt und Asche, was Jahrhunderte mit allen ihren Stürmen überstanden.

Als man den Brandschutt auf Nordoog wegräumte, fand man in einer Mauerhöhle einen Hort von 348 Goldmünzen, die aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stammten und wegen ihrer Seltenheit viele deutsche und ausländische Käufer anlockten. Ein Verzeichnis wurde gedruckt und die Münzen an der Börse in Emden öffentlich versteigert. Für den Goldgulden des Udo von Norden, dessen Besitz Garmer Tyrlings Freude gewesen war, wurde mit 351

Mark der höchste Preis erzielt. Die Goldmünzen rollten wieder in die Welt und gerieten in fremde Hände und Länder; aber der alte Bauernplaats birgt noch immer einen Hort, den Segen der Felder, der unter dem Sommerwinde reift und noch goldene Wogen schlägt, wenn auch wir vergangen sind.

Gustav Engelkes

## Ulrich von Hutten

Ein Feuer hat in ihm geloht
Um Deutschland.

Ein Schicksal hat ihn hart bedroht
In Deutschland.

Eine Not hat er mit Schmerz getragen
Um Deutschland.

Einen Kampf begann er kühn zu wagen
Für Deutschland.

Tiefe Wunden hat er dann empfangen
Für Deutschland.

Einen Weg ist blutend er gegangen
Aus Deutschland.

Ein letztes Denken hielt ihn zäh umfangen:
Sein Deutschland.--

Und Deutschland?

Vergiß es nicht, was er gesagt:
Ich habs gewagt!

O Deutschland!

Richard Hoyer

## Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der märkische Bauer

Einst fuhr der König zum Brandenburger Tor hinaus, zu einer Erholungsfahrt am milden Sommerabende. Er saß allein im Wagen, dessen Räder mühsam durch den Sand mahlten. Ein Bauer aus der Nähe, der wohl wußte, daß der König gegen Abend eine Spazierfahrt liebte, hatte schon einige Tage auf die königliche Kutsche gewartet. Endlich erblickte er sie, freudig eilte er ihr entgegen und hielt dem Könige ein Papier entgegen, indem er sich auf den Tritt des schwerfälligen Fuhrwerks stellte. Der König nahm freundlich das Papier, erstaunte aber nicht wenig, als er kein geschriebenes Wort darauf erblickte, sondern ein rohes Viereck mit vielen Strichen und Punkten darin, zugleich bedeckt mit zahlreichen Tintenklecksen. Der König sah das seltsame Ding und dann den Bauer an. "Was soll das?" fragte er. Der Bauer sagte in seiner platten Mundart, es sei ihm von seinem Herrn Amtmanne Schaden zugefügt worden, er könne aber nicht zu seinem Rechte kommen. Da er nun nicht schreiben könne, so habe er die Sache, so gut er es vermochte, zu malen versucht, um das Bild seinem gerechten Herrn Könige zu überreichen und um Gerechtigkeit ihn anzurufen. Die schlichte,einfache und treuherzige Weise des Bauern gefiel dem Könige, und gütig sagte er:"Soll ich das verstehen, so mußt du mirs erklären!" Sogleich begann der Bauer, indem er mit dem Zeigefinger auf das Blatt zeigte:"Sehn

Se nmal, ick mut Se man seggen, dat is hier min Rövenland, un dat sin mine Röven. Ach, de Röven, Herr König, sollden Se mal kosten, dat is wat Delikates!" - "Nun, nur weiter!" sagte der König. - "Nun sehn Se nmal," fuhr der Bauer fort, "dat hier mundet Amtmanns Swine, de hebben mine schönen Röven upgefreten, un nu bin ick en geschlagene Kerel. Liewe Herr König, de Amtmann will mi nischt vergüden, un dat is doch unbillig. Da wollte ick Se denn recht schön gebeden hebben, Se wollden doch de Amtmann sagen laten, dat he mine Röven betalt. Et soll mi nich up en Gerichte Röven ankommen, und de will ick Se bringen, wenn Se mi to Rechte helpen!" - "Schon gut," sagte der König lächelnd, ließ den Namen des Dorfes, den des Amtmanns und des Bauern aufschreiben und versprach zu helfen. Darauf grüßte der Bauer den König und ging, vergnügt, daß er sein Ziel erreicht, dem Dorfe zu.

Noch denselben Tag schickte der König einen Feldjäger an den Amtmann ab mit dem gemessenen Befehle, den Bauer zu befriedigen nach Recht und Gerechtigkeit. Da war begreiflicherweise nicht zu zögern; und obgleich der Amtmann dem Bauern alles Schlimme wünschte, tat er doch, wie ihm befohlen war.

Einige Tage später meldete der diensttuende Kammerherr, es sei im Vorzimmer ein Bauer mit einem Sack voll Rüben, der sich durchaus nicht abweisen lasse und aufs bestimmteste erkläre, er müsse persönlich zum Könige. Der König erinnerte sich des lustigen Auftritts mit dem Bauern, lachte herzlich und befahl, ihn vorzulassen. Der Bauer trat denn auch mit fröhlichem Gesichte ein, sah sich im königlichen Gemache um, und da mitten in demselben ein großer, runder Tisch stand, so nahm er seinen Sack mit Rüben von der Schulter und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch aus. Die Königin, die zugegen war, wollte schier bersten vor Lachen; der König blieb freundlich, aber ernst. Der Bauer aber sagte: "Liewe Herr König, Se hebbe ehr Wort treulich gehalden, un so will ick ooch dat mine halten. Wohl bekomms!"

Dem hohen Paare machte die gutmütige Zutraulichkeit des Bauern großes Vergnügen; und als er ging und sich für die geleistete Hilfe bedankte, gab ihm der König trotz seiner großen Sparsamkeit ein reichliches Geschenk. Zu seiner Gemahlin aber gewendet, sagte er: "Obs ein Herz unter einem goldgestickten Rocke ehrlicher meint?"

(Erklärung am Ende des Buches) Wilhelm Örtel

## Friedrich Wilhelm I.

Kaum 25 Jahre alt, nahm Friedrich Wilhelm im Jahre 1713 die Zügel der Regierung in die Hand. So jung er war, so in sich gefestigt stand er da. Schon als Kind hatte er eine energische Willenskraft gezeigt. Bereits der zehnjährige Knabe zeigte eine seltene Sparsamkeit. Inmitten eines prunkvollen Hofes und französischer Manieren blieb Friedrich Wilhelm einfach und schlicht, gewissenhaft und ohne Eitelkeit. Die französische Staatsperücke, die zu tragen man ihn frühzeitig zwang, teilte mit einem Schlafrock aus Brokat dasselbe Schicksal: sie wanderten durch des Prinzen Hand in das Kaminfeuer. Die Eltern hegten die Besorgnis, daß die Schroffheit und Rauheit des äußeren Wesens die inneren Herzensanlagen verdecken würden; sie sollten sich täuschen. Gewiß ist Friedrich Wilhelm in seiner Jugend und in seinen späteren Jahren oft hart gewesen; aber er war es nur dann, wenn sein sittliches Bewußtsein, seine Anschauungen von Pflichterfüllung u.Ge-

horsam verletzt wurden. Dann brach wohl sein Jähzorn hervor;aber er hat ihm selbst dann mehr Pein bereitet als anderen,denn die rauhe Außenseite barg ein warmfühlendes Herz. Seine Offenheit u. sein ungezwungenes Benehmen gewannen ihm viele Freundschaften. Frühzeitig war der Kronprinz ein unermüdlicher und verwegener Reiter, ein sicherer Schütze; in allen Leibesübungen war er Meister. Als sein Vater ihn in die Regierungsgeschäfte einführen ließ, erkannte er bald, wo die Mängel der Verwaltung lagen. Die Zuchtlosigkeit und Durchstecherei unter den Höflingen erregte seinen Zorn, und er wurde die Seele der Bewegung gegen die Mißwirtschaft des leitenden Ministers. Mit 21 Jahren hatte er Gelegenheit, unter den Augen des Generals Leopold von Dessau die Feuertaufe zu empfangen; kaltblütig und unerschrocken hielt er im dichtesten Kugelregen aus.

So geartet, bestieg Friedrich Wilhelm den Königsthron. Er fand einen übermäßig großen Hofstaat vor; sehr große Gehälter belasteten den Staatshaushalt. Mit einem Federstrich ward dem ein Ende gemacht. Von 276000 Talern wurden die Summen auf 55000 Taler herabgemindert; und fortan wurden für das königliche Haus selbst statt rund 624000 Taler nur 52000 angesetzt. Bis zur Beisetzung seines Vaters blieben die Hofämter noch bestehen; dann verschwanden alle besoldeten Kammerherren bis auf einen, alle Kammerjunker,die Schweizergarde,die Hofkapelle usw. Die kostbaren Weine des Hofkellers,die Luxuspferde,Karossen und Sänften wurden verkauft. Die silbernen Eßgeschirre, Möbel und Kronleuchter wanderten in die Münze, um eingeschmolzen zu werden. Die Gehälter wurden herabgesetzt. Die französische Sitte ward mit eisernem Besen aus dem Schlosse gekehrt; die Einfachheit eines gut deutschen, bürgerlichen Hauses zog ein. Die Anhänger des französischen Prunkes weinten der alten Zeit noch lange Tränen nach; das Volk aber blickte mit Ehrfurcht und Zufriedenheit auf dieses königliche Vorbild der Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit.

Friedrich Wilhelm hatte seine Augen bald überall. Er sah die Küchenrechnungen seines Haushaltes durch, er nahm an den Sitzungen seiner Räte teil, er besichtigte die Truppen, die Dörfer, die Bauten. Statt der rauschenden Hoffeste herrschte geschäftige Arbeit.

Herr zu sein,war für Friedrich Wilhelm eine Pflicht und ein Amt, für das er vor Gott verantwortlich war. Oft war der König schon früh um drei Uhr bei der Arbeit; im Sommer erschienen seine Räte um fünf, im Winter um sieben Uhr. Bis zehn Uhr lösten sich Arbeit und Audienzen ab, von zehn bis zwölf Uhr ging's zur Truppenbesichtigung. Um zwölf Uhr ward das meist aus Hausmannskost bestehende Essen eingenommen. Ein Teil des Nachmittags ward zur Spazierfahrt oder zum Reiten verwendet, dabei wurden Bauten besichtigt; dann folgten wieder Audienzen,Arbeit,Vorträge, und alles mit militärischer Pünktlichkeit.

Am Abend fand der König im Tabakskollegium seine Erholung.Daran hielt er fest, ob er in Berlin,Potsdam oder Wusterhausen weilte. Um einen einfachen eichenen Tisch herum saßen auf Holzschemeln oder auf bemalten Holzstühlen der König und seine Gäste,Generäle,Minister,Räte,Geistliche und andere; immer einige wenige an der Zahl. Oft war der alte Dessauer dabei. Aus tönernen holländischen Pfeifen ward "Königstabak" geraucht, dazu Ducksteiner oder Bornstedter Bier aus weißen steinernen Krügen getrunken,auf denen der zur Sonne fliegende Adler oder des Königs Bildnis und sein Namenszug sich befand. Im Nebenzimmer stand Butterbrot und

kalter Braten, wenn's hoch kam:Fischsalat. Die Gespräche drehten sich um Fragen des Staates und Volkes, auch wohl um ein fremdes Buch, das ein Gesandter eingeschickt hatte. Oft traten auch Witz und Scherz in ihr Recht - dann ging's zuweilen über manchen der Anwesenden derb her.

"Der Regent ist zur Arbeit erkoren," heißt es in der Anleitung Friedrich Wilhelms an seinen Sohn. Dieses Wort hat der König redlich selbst befolgt. Bald war er die Seele des ganzen Staatsgetriebes. Ein Zeitgenosse fällte das Urteil:"Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes und nichts Prächtiges als seine Soldaten hat. Es ist also möglich, daß man ein großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp zu suchen. Hier ist die Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich an dem Vorbild des Oberhauptes prüfen. Die Zucht macht Leute, die preußische ist herrlich." Mit Recht kann man Friedrich Wilhelm den Vater dieser Zucht nennen.

Welch hohe Ansicht über den königlichen Beruf spricht aus dem Worte Friedrich Wilhelms:"Der König ist berufen, unparteiisch über allen Ständen zu walten, die Sonderrechte und Sondervorteile zu beugen unter das öffentliche Wohl!" Von solcher Gesinnung erfüllt, diente er seinem Volke. Sich selbst aber bezeichnete er als den "Amtmann Gottes auf Erden".

Nach Edwin Evers

## Titelsucht

Friedrich der Große haßte nichts so sehr wie die Titelsucht. Wenn er dennoch Anträgen auf Verleihung von Titeln entsprach, so geschah es meistens, weil dadurch dem Staatssäckel Einnahmen zuflossen. Aber trotzdem konnte es sich der König bei solchen Gelegenheiten oft nicht verbeißen, seinem scharfen Spott die Zügel schießen zu lassen. Seine Meinung war, daß man sich persönliche Verdienste erwerben müsse durch richtiges Leben und Tun: diese sollte man für sich sprechen lassen; dann bedürfe es keinerlei hochtrabender Titulaturen.

Da hatte sich der Pächter einer Ratswage um den Titel eines Kriegsrates beworben. Der König ließ dem Betreffenden mitteilen, daß eine solche Ernennung nicht erwogen werden könne, da Friede sei. Aber aus Rücksicht auf die Eitelkeit der Frau des Antrag - stellers sei er hiermit zum Wagenrat ernannt.

Ein anderer Bittsteller wollte Kommissionsrat werden, weil er ein Tabakmagazin zu verwalten hatte. Der König beschied sein Gesuch ebenfalls abschlägig, erlaubte ihm jedoch, gegen Zahlung einer hohen Geldsumme sich den Titel eines Tabakrates zuzulegen, da dieser zu seinem Amt besser passe.

Da war ferner ein Tierarzt, der glaubte, in der Bekämpfung von Viehseuchen Erhebliches geleistet zu haben. Flugs kam er um die Verleihung des Titels Hofrat ein. Er wartete und wartete. Endlich kam das Schreiben zurück. Eine Stellungnahme war nicht beigefügt, jedoch hatte der König das Wort"Hofrat"durchstrichen und durch das Wort "Viehrat" ersetzt. Es ist nicht bekannt geworden, ob der Tierarzt von diesem Titel Gebrauch gemacht hat. Ungenannt

## "Mitgestohlen!"

Friedrich der Große ging einst in der Dämmerstunde in seinem

Schlosse zu Potsdam durch den Audienzsaal. Er fand niemanden darin als einen Handwerker, der sich bemühte, auf einer Leiter zur Wanduhr zu gelangen. Die Leiter wollte auf dem glatten Boden nicht recht haften. Dem praktischen Blicke des Königs war dies ganz erklärlich. Er fragte den Handwerker: "Was macht Er da?" Unbefangen erwiderte dieser: "Ich bin der Hofuhrmacher, vom Hausintendanten beauftragt, die Uhr zu richten, und ich will sie eben abnehmen; aber die Leiter hält nicht auf den glatten Dielen."

"So steig' Er nur hinauf, ich werde die Leiter halten," sagte der König.

Dies geschah denn auch, und der Uhrmacher hatte schnell die Uhr von der Wand gelöst, nahm sie unter den einen Arm, die Leiter unter den anderen und verneigte sich ehrfürchtig dankend für die herablassende Güte. Der Handwerker entfernte sich; Friedrich folgte ihm, erfreut, gegen einen Menschen gut gewesen zu sein.==

Am anderen Morgen erhielt der König die schriftliche Meldung, daß aus dem Audienzsaal die Uhr gestohlen worden sei. Dem König war es nun augenblicklich klar: Er hatte nicht dem Hofuhrmacher, sondern einem Diebe die Leiter gehalten. Ohne hierüber ärgerlich zu sein, belustigte ihn vielmehr der komische Vorfall. Er schrieb an den Rand der Meldung: "Laufen lassen! Habe selbst die Leiter gehalten, also mitgestohlen!"

Unbekannt

## Friedrichs des Zweiten Kutscher

Des alten Fritz Leibkutscher soll aus Stein
Zu Potsdam auf dem Stall zu sehen sein -
Da fährt er so einher,
Als ob er lebend wär:
Aller Kutscher Muster, treu und fest und grob,
Pfund genannt, umschmeißen konnt er nicht: das war sein Lob.

Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Mut
Hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war das einerlei,
Er fand gar nichts dabei.
In dem Schnurrbart fest und steif blieb sein Gesicht,
Und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht.

Doch rührte man an seinen Kutscherstolz,
War jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;
Woher es auch geschah,
Daß er es einst versah
Und dem alten Fritz etwas zu gröblich kam,
Wessenhalb derselbe eine starke Prise nahm

Und sprach: "Ein grober Knüppel, wie Er ist,
Der fährt fortan mit Eseln Knüppel oder Mist!"
Und so geschahs.-Ein Jahr
Bereits verflossen war,
Als der Pfund einst Knüppel fuhr und gutes Muts
Ihm begegnete der alte Fritz: "Wie tuts?"

"I nu, wenn ich nur fahre," sagte Pfund,
Indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,
"So ist mirs einerlei
Und weiter nichts dabei,
Obs mit Pferden oder obs mit Eseln geht,
Fahr ich Knüppel oder fahr ich Euer Majestät."

Da nahm der alte Fritz Tabak gemach
Und sah den groben Pfund sich an und sprach:
"Hüm, findt Er nichts dabei
Und ist Ihm einerlei,
Ob es Pferd, ob Esel, Knüppel oder ich;
Lad Er ab und spann Er um, und fahr Er wieder mich!"

August Kopisch

## Ein Lied Gellerts und seine Geschichte

"Hu, wie kalt! Müssen einheizen, Herr Professor!" So sprach zu dem Dichter Gellert sein Arzt, ein kleiner dicker Mann. "Wollen Sie sich denn ganz verderben? Sie müssen wärmer sitzen!" Gellert lächelte verlegen. "Mein Holz hat die Schwindsucht, und mein Geld dazu. Doch, Herr Doktor, seien Sie zufrieden; ich will sorgen."

Der Doktor bückte sich über Gellerts Schreibtisch und fragte: "Ah, ein neues Lied?" - Gellert nickte. Der Doktor hielt es gegen das mit Eisblumen gezierte Fenster, und als er es gelesen, sprach er: "Vortrefflich! Ein entzückendes Lied! Lieber Herr Professor, das muß ich für meine Frau abschreiben. Morgen erhalten Sie's wieder."

Dann fühlte der Doktor Gellerts Puls und sagte: "Immer noch langsam; das Sitzen ist ein Elend für Sie. Sollten einen Gaul haben, sollten reiten! Müssen ein Pferd kaufen!" - "Schon wieder kaufen! - Haben Sie nicht noch mehr solche wohlfeile Verordnungen, Herr Doktor?" erwiderte Gellert ablehnend.

Der Arzt entfernte sich. - Gellert verfiel ins Sinnen: Gestern hatte er noch dreißig Taler, heute nicht mehr; sein Holz reichte höchstens noch acht Tage; Einnahmen waren nicht zu erwarten. Wo waren aber die dreißig Taler von gestern hingekommen? ===

In einer abgelegenen kleinen Gasse der Stadt Leipzig war ein Häuslein, das gehörte dem reichen Geizhals Neidhardt. Es war ein elendes Gebäude, brachte aber doch noch seine Zinsen. Schon seit Jahren wohnte ein armer Schuhmacher mit Frau und vielen Kindern darin. Die Sorge ums tägliche Brot war hier zur Herberge, und es ging ihnen recht kümmerlich. Im Sommer hatten sie sich noch so ziemlich durchgeschlagen; aber jetzt war es Winterszeit, Krieg, große Kälte und der Verdienst armselig. Zudem nahte die Zeit der Hausmiete, die auf dreißig Taler angewachsen war; und schon hatte der geizige Neidhardt mit Hinauswerfen gedroht. - Da ging die Frau noch einmal zu dem Hartherzigen; aber er kannte kein Erbarmen. Unter tausend Tränen bat sie um Geduld; alles war umsonst.

Es nahte der schreckliche Tag. Der Kummer hatte den Ernährer aufs Krankenbett geworfen. Und sechs unmündige Kinder standen um den kalten Ofen, frierend, hungernd, weinend. Der Mutter wollte das Herz brechen. Da ging sie mit zwei der Größeren hinaus auf den Zimmermannsplatz, Späne aufzulesen. Es war ein heller Wintertag; ein kalter Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die dünnen Röcklein der Armen, daß sie zitterten vor Frost und Hunger.--

Zu eben dieser Zeit war Gellert ausgegangen, seiner Gesundheit wegen, und folgte im warmen Pelzmantel der Mutter und den Kindern nach. Diese waren vorausgesprungen, die Mutter kam langsamen Schrittes nach und unter Tränen setzte sie sich bekümmert auf einen Stein nieder.

Gellert kannte Kummer und Not. In seinem Vaterhause waren bei-

de bei kärglichem Einkommen und dreizehn lebenden Kindern oft zu Gast gewesen. Darum ging er leise zu der Armen und fragte sie so innig nach ihrer Not, daß ihr seine Worte tief in die Seele drangen und sie all ihren Kummer dem unbekannten Herrn mitteilte: wie Neidhardt sie heute oder morgen aus der Wohnung hinauswerfen werde, wenn sie die dreißig Taler nicht zahlen könnten, und wie das ihrem Manne der Tod sein werde, und wie sie u. ihre Kinder vor Hunger sterben müßten.

Gellert befahl der Frau, ihm zu folgen, schloß zu Hause sein Pult auf, nahm dreißig Taler heraus und gab sie der Frau. Als diese vor Freude ihm danken wollte, wehrte er ihr und sagte:" "Geht nun, aber nicht vor elf Uhr, zu Neidhardt, ihm das Geld zu bringen!" -

Er selbst ging kurz vor elf Uhr zu dem alten Neidhardt, der eben vor einem Tische mit Geld saß und es ungern hatte, daß er gestört wurde; aber einem so allgemein geachteten Manne gegenüber mußte er artiger sein, als es ihm ums Herz war. - Gellert sagte:"Herr Neidhardt, von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen. Sie werden die Kunst verstehen, mit Ihrem Gelde wohlzutun." - Der Geizhals war in großer Verlegenheit, und er wünschte den Professor über alle Berge. Gellert aber fand so schöne Worte, von den Freuden des Wohltuns zu reden, daß es dem Wucherer ganz warm ums Herz wurde.

Da schlug es elf, und mit dem Schlage trat die arme Frau herein, mit einem strahlenden Gesichte, und rief:"Da bring' ich Ihnen die dreißig Taler, daß Sie uns nicht aus dem Hause werfen!" - Und dem Neidhardt wars, als stünde er auf Kohlen, und er sagte:"Ach- es hätte doch nicht so geeilt - es war doch nicht so ernst gemeint.-Ihr seht doch, daß ich jetzt Besuch habe; geht nur!" Unterdessen ergriff er mit seinen knochigen Fingern die Geldrolle und schob sie in die Tasche. - Gellert aber sagte halblaut:"Es sind dreißig Taler, ehrlich verdiente." Und Neidhardt fühlte bei diesen Worten ein sonderbares Frösteln. Die Frau aber fuhr fort:"Ja, ja, jetzt sagen Sie, es sei Ihnen nicht Ernst gewesen. Gestern aber sagten Sie: Geld her oder ich werf euch mit eurem Plunder auf die Straße! Und wie ich auf einem Straßenstein weine, hat mich dieser gute Herr da gefunden und mir die dreißig Taler geschenkt." - Gellert winkte, daß sie schweigen solle; aber die Frau sagte:"Winken Sie nur; ich muß es sagen, sonst drückts mir das Herz ab." - Neidhardt wurde rot bis über die Ohren. Aber auf einmal nimmt er sich zusammen, gibt der Frau die dreißig Taler, streicht am Pult einen Posten durch u.spricht: "Frau, Eure Schuld ist bezahlt. Kauft Brot und pfleget Euren Kranken!" Und zu Gellert sprach er:"Vortrefflicher Herr, Sie können nicht nur schön schreiben, sondern auch schön handeln. Wir wollen zusammen zu den armen Leuten gehen!" - Gesagt, getan. Und ins elende Stübchen schien die Sonne gütiger Hilfe, und von nun an tat Neidhardt der Haushaltung viel Gutes. ===

Der kleine, dicke Doktor hatte sich beim Weggehen noch Gellerts Holzvorrat zeigen lassen und dazu den Kopf geschüttelt, trotzdem aber befohlen, man solle dem kranken Herrn recht tüchtig einheizen. Jetzt wollte er heim und seiner Frau das neue Lied Gellerts bringen.

Aber wie er um die Ecke biegt, redet ihn eine arme Frau an: "Herr Doktor, kommen Sie doch zu meinem Mann! Der Herr Professor Gellert und der Herr Neidhardt haben es gesagt." - "Schon wieder Gellert," brummte der Doktor. "Kennt Ihr den, Frau?" - "Ja," ant-

wortete diese, und Mund und Herz gingen ihr auf. Und der Doktor rief:"Aha, da ist das Geld hingekommen; darum friert er." Der Frau fällt's zentnerschwer aufs Herz, daß der liebe Herr um ihretwillen Mangel haben soll. Der Doktor aber sagte:"Ja,habt nur keinen Kummer um den!".

Der Doktor besucht also den Schuhmacher, verschreibt ihm etwas und eilt jetzt nach Hause. Da steht ein Bursche mit zwei gesattelten Pferden. "Was gibts?" fragte der Arzt. - "Der Schultheiß von Wachau läßt Euch herzlich bitten, gleich mit hinauszukommen. Seine Frau ist gefährlich erkrankt." Der Doktor schwingt sich auf das eine Pferd und trabt mit davon.

Es war fast nicht durchzukommen. Preußische Soldaten nahmen die Straße ein. Endlich halten sie vor des Schultheißen Haus,und der Doktor geht an seine Pflicht. Als er die Gefahr beseitigt hat, muß er Platz an der Tafel nehmen, wo eben preußische Offiziere an der Mahlzeit sitzen; denn der Schultheiß hatte auch eine Wirtschaft. Der Doktor hatte riesigen Hunger und hieb tapfer drein.

Als der Grund ein wenig gelegt war, sagte der vornehmste der Offiziere:"Herr Doktor, Sie sind wohl von Leipzig?" - "Zu dienen," antwortete dieser und schnitt sich noch ein Stück Bratwurst ab.- "Kennen Sie auch den Professor und Dichter Gellert?" - Jetzt legte der Doktor Messer und Gabel hin und erwiderte:"Ich bin sein Arzt und sein Freund." - "Man hat mir gesagt, er sei kränklich." - "Das ist er leider; sollte eben mehr Bewegung haben. Habe ihm diesen Morgen gesagt, er solle sich einen Klepper kaufen." -"Und das wird er doch tun?" - "Ja," sagte lächelnd der Arzt, "das Wollen wäre schon da, aber beim Vollbringen haperts" - und dabei rieb er den Zeigefinger am Daumen. - "Ist Gellert arm?" fragte der Offizier teilnehmend. - "Arm wie eine Kirchenmaus!" Und nun erzählteder Doktor alles, was er von ihm wußte, namentlich die Geschichte von dem armen Schuster und vom Neidhardt. Der Offizier schlug die Hände zusammen und rief:"Und so ein prächtiger Mann kann sich kein Holz und kein Pferd kaufen! Aber, Herr Doktor, lassen Sie mich doch Gellerts Handschrift und sein neues Lied sehen, von dem Sie sprachen!" Und der Offizier las es vor. Es war das allbekannte Lied "Ich hab' in guten Stunden".

Alle Tischgenossen waren tief ergriffen, am meisten aber der Schultheiß, der eben erst Schweres durchgemacht. Der Offizier aber bat den Doktor um die Erlaubnis, von dem herrlichen Lied eine Abschrift nehmen zu dürfen, und rief seinen Adjutanten:"Schreiben Sie mir doch das Gedicht genau ab!" - Der Schultheiß aber,der unten am Tisch saß, rief:"Und ein Mann, der so köstliche Lieder schafft, sollte in diesem Winterwetter keine warme Stube haben? Lieber wollte ich acht Tage frieren wie ein Windhund. Das muß anders werden." Er machte das Fenster auf:"He,Fritz! Auf der Stelle belade den großen Wagen mit Buchenholz, was drauf geht! Fahr mit vier Pferden nach Leipzig zum Professor Gellert; sag,ich laß ihn schön grüßen, und das sei das Geschenk für das schöne Lied "Ich hab in guten Stunden" - und er solle sich eine warme Stube machen!" - "Bravo!" riefen alle Anwesenden. Und gegen Abend lag vor Gellerts Haus ein Haufen Holz, daß es eine Art hatte. Der Doktor aber nahm einen der Offiziere auf die Seite und fragte, wer der hohe Offizier sei, der das Wort geführt, und erhielt zur Antwort: "Das ist Prinz Heinrich von Preußen."

Als aber Gellert das Holz sah und hörte, das sei für das Lied, das er erst heute gemacht, schüttelte er den Kopf; er konnte sichs

nicht erklären, wie das zugegangen sei.

Unterdessen war ein ganzes preußisches Heer in Leipzig eingerückt, und am anderen Tage war alles voll Soldaten, und unser kleiner Doktor wußte fast gar nicht durchzukommen. Auf der Straße begegnete ihm der alte Neidhardt und fragte:"Herr Doktor, wie gehts dem armen Schuster?" - "Ja,dem haben Sie selber die beste Arznei verschrieben," rief lächelnd der Doktor. "Aber wissen Sie auch, daß Gellert sich die dreißig Taler vom Munde abgespart hat und jetzt dafür keinen Pfennig hat und dabei doch noch ein Lied dichten kann?" Und der Doktor las dem Neidhardt das Lied vor; da war sogar dieser ergriffen, ging nach Hause, packte die dreißig Taler ~~Taler~~ zusammen, schrieb auf einen Zettel:"Für das Lied'Ich hab in guten Stunden', gab sie seiner Magd und sprach:"Da,lauf hin zum Professor Gellert und gib das Päcklein ab; sag aber beileibe nicht, woher es kommt!"

Gellert saß eben am Schreibpult. Als er das Päcklein öffnete und die Zeilen las, rief er aus:"Das ist doch zu bunt! Haben denn die Leute das Lied schon gedruckt in Händen? Der Doktor wird doch nicht..." Während er so grübelte, klopfte es. "Herein!" und es tritt ein preußischer Stabsoffizier herein und meldet, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen, der seit gestern in Leipzig sei, anfrage, wann er den Herrn Professor besuchen könne. "Mich besuchen? Mich? Der Prinz von Preußen mich besuchen? Das muß ein Irrtum sein. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich es mir zur hohen Ehre anrechnen werde, ihm meine Aufwartung zu machen. Bin ich auch krank, so bin ich doch nicht bettlägerig." Der Offizier erwiderte:"Allerdings,Herr Professor, wollte Seine Königliche Hoheit Sie besuchen; denn er achtet Sie sehr hoch. Wollen Sie sich aber zu ihm bemühen, so freue ich mich, Sie begleiten zu dürfen."

Gellert zog schnell sein bestes Gewand an, und nun gings zum Prinzen. Der hohe Herr reichte dem Professor sehr freundlich die Hand und sagte:"Ich freue mich ungemein, den Dichter des Liedes 'Ich hab in guten Stunden' vor mir zu sehen." Wieder wußte Gellert nicht, obs mit rechten Dingen zugehe, daß der Prinz ebenfalls von diesem Liede sprach, getraute sich aber nicht, der Sache genauer nachzufragen. "Man hat mir gesagt," fuhr der Prinz fort, "daß Sie unwohl seien. Sie sitzen wahrscheinlich zu viel; sehen auch nicht gesund aus." - "Mein Beruf macht das Studieren und Sitzen notwendig," erwiderte Gellert. - "Mag sein; aber Sie müssen sich und dem deutschen Volke Ihr Leben erhalten,sich mehr Bewegung machen. Sollten ein Pferd halten und täglich ausreiten!" - "Wohl wahr, Königliche Hoheit, mein Arzt rät mir auch dazu;aber nicht jeder hat die Mittel dazu." - "Zumal, Herr Professor, wenn man die letzten dreißig Taler einer armen Haushaltung spendet." - Gellert wurde rot. Der Prinz sah das, ergriff Gellerts Hand u. sagte:"Edler Mann, erlauben Sie mir, Ihnen ein Pferd zu verehren?" Gellert wollte danken, aber seine Worte stockten. Der Prinz selbst war bewegt und sagte:"Darf ich um Ihre Gedichte in Zukunft bitten? - Leben Sie wohl, teurer Mann!"

Gellert brauchte Zeit, sich zu sammeln. Als er zu seiner Haustür kam, hieben die Holzspalter drauf los, und es stand ein wunderschönes Roß mit prächtigem Sattel und stattlich gezäumt vor derselben. Am Abend kam der Doktor. Da gab nun ein Wort das andere, und der kleine,dicke Mann wollte fast zerspringen vor Lachen und Herzensfreude.

Franz Hoffmann

## Ein deutscher Postillon

Es fuhr der Herr von Zavelstein
Gar lustig in die Welt hinein;
Und vor ihm auf dem Kutscherthron
Saß Michel hoch als Postillon,
Ein Kerl als wie ein Riese.

Und fort ging's durch den Böhmerwald,
Da plötzlich tönt ein donnernd "Halt!"
Zwei Räuber nahn; doch kämpft voll Mut
Der edle Herr; schon fließt sein Blut
Aus mancher tiefen Wunde.

Der Postillon schaut ruhig drein.
Da ruft der Herr von Zavelstein:
"Nehmt alles; nur gerbt mir dem Hund
Dort auf dem Bock das Fell erst wund,
Der mich so feig verlassen!"

Ein Ruck - und Michel stürzt vom Bock,
Auf seinem Rücken tanzt der Stock;
Es trifft ihn mächtig Streich auf Streich;
Doch stets bleibt seine Ruh' sich gleich,
Als müßt' ers eben leiden.

Auf einmal aber reckt er sich,
Und immer höher streckt er sich,
Und jetzt - ein Schlag und noch ein Schlag -
Und blutend auf dem Boden lag
Vor ihm das Raubgesindel.

"Was?" rief der Herr von Zavelstein,
"Du toller Narr, was fiel dir ein?
Erst läßt du mich in Not, du Wicht,
Dann hältst du still und wehrst dich nicht
Und dann erschlägst du beide!"

"Herr," sprach der Michel voller Ruh,
"Erst schaut' ich dem Spektakel zu;
Doch als mirs selbst ans Leder ging
Und das mich an zu jucken fing,
Da bin ich warm geworden.

Und seht, bin ich erst einmal warm,
Dann juckts gewaltig mich im Arm,
Dann werd' ich voller Gall' und Gift,
Und wohin meine Faust dann trifft,
Da wächst kein Grashalm wieder!"

Julius Sturm

## Aus Joseph Haydn's Jugendjahren.

Der unsterbliche Tondichter Joseph Haydn wurde am 31. im Lenzmond 1732 zu Rohrau in Unter-Österreich geboren und war das älteste von zwanzig Kindern seines Vaters, eines Wagners, namens Matthias, welcher in seinen Wanderjahren etwas Harfenspiel gelernt hatte und es gerne als Meister zu Rohrau in seinen Erholungsstunden übte. Seine Gattin Annamirl (Anna Maria) begleitete gewöhnlich sein Spiel mit ihrem Gesang, und der kleine Seppl saß daneben und geigte mit einem Stab auf seinem Arm, der eine Violine darstellen sollte. --

Eines Tages kam aus dem nahen Hainburg Herr Johann Frank, Schulrektor, auf Besuch nach Rohrau, und die Sippe Haydn gab ihm eines ihrer Hauskonzerte zum Besten.

"Ei," sagte er, als er eine Weile zugehört hatte, "woher kommt es, daß Euer fünfjähriger Sepperl so schön Takt hält?" - "Das geschieht von sich selbst; wir haben es ihn nicht gelehrt." - "Das Kind hat musikalische Anlagen; und wenn Ihr mir das Bübl nach H_ainburg mitgeben möchtet, wollte ich ihn unterrichten u. mit der Zeit einen geistlichen Herrn aus ihm machen."

Die Eltern nahmen diesen Vorschlag freudig an, und Joseph Haydn zog mit dem Rektor nach Hainburg, wo er Unterricht im Lesen und Schreiben, in der Religion, im Singen und fast in allen Instrumenten, sogar im Paukenschlagen erhielt. Bereits im achten Lebensjahre hatte er es in der Musik zur Meisterschaft gebracht, sodaß er weit und breit berühmt war. Oft äußerte sich später der große Haydn:"Ich verdank's dem Vetter Frank noch im Grab, daß er mich zu so vielerlei gmacht hat, obwohl ich dabei mehr Prügel als z'essen bekommen hab'!"

Nach drei Jahren kam der Hofkapellmeister Reutter aus Wien in das Städ_tchen und wollte Chorknaben für die Stephanskirche anwerben. Es wurde ihm vor allem das "Wundersepperl", wie damals Haydn genannt wurde, vorgeschlagen. Der Kapellmeister ließ sich Haydn bringen, prüfte ihn und war ganz erstaunt über den Schmelz seiner Stimme und seinen richtigen Vortrag. Er nahm Haydn an; dieser verließ bald Hainburg und kam als Schüler in das Kapellhaus der Stephanskirche zu Wien, wo er bis in sein sechzehntes Jahr blieb. Da wechselte seine Stimme, und er wurde infolgedessen entlassen.

Nun bezog Haydn eine elende Dachkammer, in der er kaum vor Regen, noch weniger vor Kälte geschützt war. Er studierte fleißig, gab Unterricht in der Musik und verdiente sich einige Siebzehner "gassa tim"(so hieß damals das musikalische Ständchenbringen zur Nachtzeit). Wenn ihn dies auch nur sehr kärglich nährte, so verlor er doch nie seine gute Laune. -

Eines Abends wollte er sich eben, ermüdet von angestrengtem Lernen, zur Ruhe begeben, als er unten auf der Straße seinen Namen rufen hörte. Schon ausgezogen, steckt er seinen Kopf zum Fenster hinaus und ruft hinab:"Was gibts denn?" - "Geh,komm gschwind runter, wir haben eine schöne Nachtmusik zu bringen. Tummel di!" - "A Nachtmusik?" schreit Haydn. "Nit um a Million!" - "Es bekommt a jeder ein' Gulden dreißg Kreuzer!" - "Wart's an Augenblick, i kumm glei!" schreit Haydn hinunter, fährt schnell in die Kleider und eilt die Treppe hinab, um den "Gulden dreißg Kreuzer" zu verdienen. Das war zu seinem Glücke.

Das Abendständchen fand zu Ehren der Gattin eines berühmten Komikers statt. Allenthalben sahen neugierige Köpfe aus den Fenstern; auf der Straße hatte sich die Jugend versammelt, schlenderte auf und ab und lauschte dem etwas eigenartigen, aber sehr kunstvollen Tonstücke, das die nächtlichen Musiker vortrugen.

Plötzlich stürmte der Gatte der Dame auf die Straße hinaus. "Wie heißt denn der prächtige Kerl, der diese Serenade komponiert hat?" fragte er die Musikanten. - "Ich bin es," erwiderte ein schmächtiger, fadenscheiniger junger Mann von etwa neunzehn Jahren. - "Machen Sie mir nichts weis, Sie Guckindiewelt; das ist die Schöpfung eines großen, mir leider unbekannten Meisters. Oder meinen Sie, so viel Schönes schaffen zu können?" - "Es ist

schön, daß Ihnen meine Komposition gfallt, sie ist aber von keinem andern. Ich komponier' Sonaten, die ich an meine Schüler verkauf', Walzer, Menuetten und Serenaden, die ich, wie die heutige, mit meinen Freunden zum Besten geb'." - "Du bist ja ein fixer Kerl, in deinem Alter so schöne Sachen z'machen!" - "No, einmal muß man doch anfangen." - "Das ist ein prächtiger Spaß. Wie heißt du denn?" - "Ich bin der Haydn Seppl von Rohrau." - "Von dir muß ich eine Oper haben. Komm mit mir hinauf!"

Haydn folgte dem Herrn, wurde dessen Frau vorgestellt, erhielt Nachtmahl, einige blanke Dukaten und den Text zu einer Oper.

Täglich kam er nun zu dem Herrn Direktor Kurz und spielte ihm die komponierten Teile vor. Kurz war mit allem zufrieden, nur eines gefiel ihm nicht: es sollte darin ein Meeressturm ausgedrückt werden. Der Direktor, eine Rolle in der Hand haltend, schritt hastig im Zimmer auf und nieder, wobei er sich alle Augenblicke verzweifelnd in die Haare fuhr. Haydn saß am Klavier und schwitzte, während seine Finger rastlos auf den Tasten herumsprangen.

"Das ist alles nichts, Seppl!" rief Kurz. "Ums Gotteswillen, hast du noch nie einen Sturm brausen ghört? Die Oper wird gar nicht über die Bühne gehen können." - "Ich kann ihn nicht finden, den Sturm mach der Kuckuck nach!" schrie Haydn verzweifelt und fuhr mit beiden Händen wütend über die Tasten. - "Goldkäfer! Da is er ja!" schrie Kurz in höchster Freude. "Ich habs ja glei gsagt, du wirst ihn finden. Machs nochmal! - So, hörst, wie der Sturm übers Meer dahinbraust?" Und er fiel Haydn um den Hals, wobei er rief: "Haydn, du bist ein großer Meister, ein unübertrefflicher, und wirst dir einen unerreichbaren Namen machen!" -

Diese erste Oper Haydns, betitelt "Der hinkende Teufel", wurde im Jahre 1751 mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Sie brachte ihm 24 Goldgulden ein.

Franz Hoffmann

## Ein gutes Rezept

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohltätiger Herrscher, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. -

Eine kranke Frau sagte einmal zu ihrem Büblein: "Kind, hol mir einen Doktor! Sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Kranken einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Tränen. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich wills versuchen. "Gnädiger Herr," sagte er, "wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der macht's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, brauche ich nicht sechzigmal betteln. "Tuts ein Kreuzer nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: "Nein" und offenbarte ihm, wozu das Geld benötigt sei.

Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt. Und während das Büblein zum dritten Doktor springt, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel,

sodaß man ihn nicht recht erkennen konnte. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam - und es sah recht leer und betrübt darin aus -, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne.

Der Kaiser sagte: "Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben", und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist; also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tisch. --

Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer dagewesen und habe ihr etwas verordnet und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: "Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Golddukaten verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten steht: J o s e p h, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können."

Da konnte die Frau nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung. Das Geld wurde hernach richtig und ohn Anstand von dem Zahlamte ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich verschaffen konnte, stand sie in wenigen Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

Johann Peter Hebel

## Aus der Jugendzeit Friedrich Schillers

Als einmal der kleine Friedrich, der damals kaum neun Jahre zählte, beim Abendessen fehlte, zog eben ein finsteres Gewitter am Himmel auf, und feurige Blitze durchzuckten die Luft. Im ganzen Hause wurde er vergebens gesucht, und mit jedem Donnerschlage vermehrte sich die Sorge der Eltern. Endlich fand man ihn nicht weit vom väterlichen Hause im Wipfel der höchsten Linde, und er machte erst Miene, sie zu verlassen, als das Krachen des Donners sich ganz in seiner Nähe vernehmen ließ. "Um Gottes willen, wo bist du gewesen?" rief ihm der geängstigte Vater entgegen.-"Ich mußte doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam!" entgegnete der mutige Knabe ruhig, als ob er nichts Absonderliches getan hätte.

C.J.Krumbach

## An Friedrich Schiller

Du hast der Menschheit Ewiges gegeben,
Der heil'gen Freiheit war dein Sein geweiht,
In deinen Werken pulst dein stolzes Leben,
Um deinen Namen weht Unsterblichkeit.

Erich Limpach

## Im Sterbezimmer Friedrich Schillers

Schmal war das Bett, in dem der Tod dich fand,
Und klein der Raum, in dem dein letztes Schaffen,
Das deine Kraft dem Leben noch entwand,
Sich krönend fügte deinen Geisteswaffen.

Doch welche Größe hast du offenbart,
Wieviele Ströme sind von hier geflossen!
Kein Prunkgemach hält Heil'geres bewahrt
Als dieser Raum, der dich zuletzt umschlossen.

Erich Limpach

## Königin Luise von Preußen

Einer der schönsten Punkte der Stadt Berlin war dort, wo man am Eingang zu den Linden in Richtung auf das Brandenburger Tor die Viktoria erblickte und dann hinabschaute nach dem alten Schlosse, eine Straße, die eine der schönsten der Welt sein mochte. - Auf dieser Stelle war zum begrüßenden Empfange der ihren bräutlichen Einzug haltenden Prinzessin Luise eine prächtige Ehrenpforte erbaut. Die weithin tönenden Pauken und Trompeten machten eben eine feiernde Pause; Tausende schauen aus Fenstern und von den Dächern herab, aller Augen sind nur auf sie, den Mittelpunkt des Festes, gerichtet. Ein großer Kreis hübscher Kinder, Töchter der Bürger, geschmückt mit farbigen Kränzen, umgibt die königliche Braut.

Eines dieser lieblichen Mädchen tritt näher zu ihr hin und spricht unter Überreichung einer blühenden Myrtenkrone ein einfaches Begrüßungsgedicht. Freudig bewegt und gerührt, nimmt die Prinzessin die bräutliche Krone an; sie folgt der Stimme ihres Herzens: sie umarmt das liebliche Kind, drückt es an sich u.küßt es herzlich. Die hinter ihr stehende Oberhofmeisterin erschrickt und will sie zurückziehen; aber es ist schon geschehen, das Unerhörte und nie Erlebte. "Mein Gott!" ruft die Wächterin über die Hofsitte aus, "was haben Eure Königliche Hoheit gemacht! Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!" Doch die Herrliche dreht sich um, heiter und ruhig, und fragt unbefangen: "Wie? Das sollte ich nicht mehr tun dürfen?"

von Eylert

Zu Deutschlands Zusammenbruch:

"Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermächtige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt - darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

Ja, er darfs! Er geht unglücklich aus dem Kampf; aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren."

Friedrich Schiller

## Königin Luise, das Vorbild der Stärke

Es war im schweren Kriegsjahr 1806, da mußte die königliche Familie von Berlin nach Ostpreußen flüchten. Hier gab es Tage,

wo beim Mangel an barem Gelde für die täglichen Ausgaben des Hofes nur noch das Unentbehrlichste angeschafft werden konnte und die königliche Tafel so einfach und kärglich war, daß man an bürgerlichen Tischen besser speiste.

Aber die erhabene Frau verlor auch in dieser Not ihre starke Seele nicht. Sie war schon im Julmond 1806 in Königsberg krank geworden und lag noch darnieder, als am 7.im Hartung 1807 die Nachricht kam, daß die Gegner im Anmarsche seien; so mußte die kranke Königin im fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen werden, und zwanzig Meilen weit wurde sie über die kurische Nehrung nach Memel gebracht. Später,bei günstigerer Witterung wurden die Kinder nachgesandt.

Bezeichnend für den Starkmut der Königin ist folgende Stelle aus einem Briefe an ihren Vater:"Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in der Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein."

Das reiche silberne Tafelgeschirr, das noch von dem prachtliebenden König Friedrich I., dem Vater Friedrich Wilhelms I., stammte, wurde in den Niederlanden für anderthalb Millionen Taler verkauft und dieser Betrag für die Kriegsentschädigung verwendet. Königin Luise trennte sich auch von ihrem Schmuck, und das Gold von ihren Prunkgewändern wurde in Münzen umgeprägt.

Nach dem Friedensschlusse veranstaltete der König einmal im altehrwürdigen Schlosse zu Berlin ein Fest, zu dem auch die dort als Besatzung weilenden Franzosen zahlreich eingeladen werden mußten. Die fremden Herren nahmen mit ihren Damen die Einladung an und füllten, mit dem reichsten Schmuck beladen, die weiten Räume des Königsbaues. Indes, wie blendend auch die Pracht ihrer Juwelen und Edelsteine ins Auge fiel, so überstrahlte doch die Königin Luise alle Anwesenden durch Anmut und Würde, obgleich sie, jeglichen Schmuckes bar, nur einen Kornblumenkranz um ihr Haupt gewunden hatte.

Die Königin aber, die in so ausgezeichneter Weise ihre Würde zu wahren gewußt, stieg nur um so höher in den Augen ihres Volkes, und noch heute verehren wir ihr liebliches Bild, das die große Frau im Schmucke der schlichten blauen Blume zeigt, die sie sich um das goldene Haar gewunden.

Franz Hoffmann

"Deutschland ist mir das Heiligste, das ich kenne! Deutschland ist meine Seele! Mein Halt! Mein Alles ist Deutschland.

Es ist, was ich bin und haben muß, um glücklich zu sein! Das Schöne in den Augen der Kinder ist doch Deutschland, es ist die Treue, die Ehrlichkeit, der Fleiß der stillen Tat. Die Anständigkeit, der Ruhepunkt im ziellosen Herumsuchen. Deutschland ist das,was mich gut macht!

Die alten verträumten Schlösser, die lieben windschiefen Häuser, die hochgiebeligen Städte, unser Hausrat, die Spinnwinkel, die moosigen klappernden Mühlen, die Sägen, der Weihnachtsbaum, der Pfefferkuchen, das Fest, der Winter da draußen, die Schlittenschellen,die so segnend hereinklingen, dies alles ist Deutschland! - Unsere Liebe ist deutsch, unser Zusammenhaltenmüssen, unser Aneinandergebundensein! Wenn Deutschland stirbt,so sterbe auch ich." Luise von Preußen.

(Zum Ende des Deutschen Kaiserreiches 1806)

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch großes Allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr das Kaiserzepter brechen ließet
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einziges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer Einziges lieben.

Sie ist noch eu'r, ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wenn ihr verschmachtet.

Friedrich Rückert

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An deines Volkes Auferstehung!
Laß diesen Glauben dir nicht rauben -
Trotz allem,allem, was geschehn!

Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge
Und die Verantwortung wär' dein!

Johann Gottlieb Fichte

## Der Ritt durch die Weihnacht

Eine Anekdote von Theodor Seidenfaden.

Die Nacht vom vierundzwanzigsten auf den fünfundzwanzigsten Dezember des Jahres 1812 war die schwerste, die der General Johan David Ludewig York während seines bewegten Lebens erfuhr.Daß ihn die Soldaten ob der wortkargen Strenge - Potsdam,der Ort seiner Geburt, war nun einmal streng und nüchtern, voller Selbstzucht, wenn auch geheimnisvoll ins Leben verliebt - daß sie ihn den Isegrimm hießen, wußte er.

Bei einem nächtlichen Biwak war er im Mantel eines Korporales, derweil es regnete und der Herbstwind durch die Ebene pfiff, zwischen den Zelten herumgewandert. Unbeobachtet hatte er nicht weit von einem Wachtfeuer gestanden und einen Unteroffizier sagen hören: scheinbar habe der Alte, der unerbittlich fordere, ein Eisherz; tief innen aber müsse ein Feuerkern glühen, und seine Glut werde sorgen, daß die Ehre der Armee und mit ihr die Preußens gewahrt oder wieder aufgerichtet werde, auch jetzt, wo man mit dem Napoleon marschieren und den Oberbefehl des französischen Marschalles Macdonald, des Schöntuers, anzuerkennen habe!
"Der letzte Soldat darf stolz sein, unter unserem York fechten zu dürfen."
So hatte der Unteroffizier, dessen Leute sich mühten,das Feuer anzuhalten, geschlossen, und sein Wort hatte dem General mehr bedeutet als ein hoher Orden.

Das war im November gewesen, und niemand hatte ihn vermutet oder gar erkannt.

Jetzt ritt er durch die Nacht des Winters, die weiß und totenstill lag. Die Sterne schimmerten, die zunehmende Mondsichel hing zwischen ihnen, und der gefrorene Schnee knirschte beim Hufschlag des schwarzen Hengstes.

Der Zwiespalt, in welchem der Dreiundfünfzigjährige seit Wochen lebte, hatte ihn zu dem Ritt durch die Weihnacht gezwungen. Ob auch die militärische Lage unklar war: Tauroggen, sein Hauptquartier, war gesichert, und er liebte das litauische Land. Er hatte an seine Frau und die Kinder denken müssen: jeden Soldaten stimmt die Weihnacht weicher. Da hatte er dem Adjutanten gesagt, in einer Stunde werde er wieder zurück sein!

York ritt allein, und seine Gedanken fieberten.
Der Korse war geflohen, seit dem Moskauer Brande die grande armée vernichtet; das Inferno an der Beresina, wo sich Eis und Schnee des gefrorenen Stromes mit dem Blut ausgemergelter und abgehetzter Soldaten aller Völker Europas mischen, steht wie ein Mahnmal im Geschehen; der Macdonald führt den hinhaltenden Krieg der Brückenköpfe; er aber, der York, schont das preußische Hilfskorps, wo er kann: es ist die einzige verläßliche Truppe des Wirrwarres, der seinen König, Friedrich Wilhelm, den Gemahl der unvergeßlichen Königin Luise, zwang, sich mit Napoleon gegen den Zaren zu verbünden: gegen Alexander, dem der Freiherr von Stein, der Arndt, preußische Offiziere alter Geschlechter und hoher Grade dienen, weil sie den Korsen hassen und glauben, mit dem Zaren das zerrissene Preußen wieder herstellen zu können!

Der General saß straff im Sattel, und ob auch der Winter seiner Gewohnheit nach hart war: der Frost kühlte die Glut des Sinnens. Er,der York, der 1772 ins fritzische Heer eingetreten war, den man sieben Jahre später wegen Insubordination entließ, der dann 1783 niederländische Dienste annahm und in Indien kämpfte, 1787, ein Jahr nach dem Tode des alten Fritz, wieder in die Armee zurückkehrte, als Brigadekommandeur im verfluchten Jahre 1806 den Elbübergang des Herzogs von Weimar deckte und die Nachhut Blüchers befehligte; er,den man bei Lübeck gefangen nahm, doch 1807 auswechselte gegen einen französischen General; er,den der König 1810 zum Generalinspekteur der leichten Truppen ernannte, hatte mancherlei erfahren und so das ihm eingeborene Mißtrauen gegen die Menschheit gesteigert. Jedes Wort, das ihn traf, mehrte seine Vorsicht.

Wer wird als gereifter Mann durch eine selbstwillige oder übereilte Handlung das Wohl des Vaterlandes, das Schicksal Europas aufs Spiel setzen? Ich bin Soldat, kein Politiker. Ich stehe zwischen russischen und französischen Lockungen, bin gebunden durch den Eid und lebe trotzdem in der Hölle des Unentschiedenen. Was soll die Weihnacht?
Der Hengst schnaubte, und der General beugte sich und streichelte ihm unter der üppigen Mähne den Hals.

Sein Korps - York reckte sich - sei intakt, er die Zunge der Wage; denn des Korsen Stunde stehe verzweifelt; der König werde ihn - seinen General - decken, falls er das Bündnis mit dem Macdonald breche, sich zu den Russen schlage, Ostpreußen befreie, damit aber die Fackel entzünde, auf deren Schein jedes preußische Herz warte; es dürfe kein Franzose der grande armée über den Rhein zurück!
Der Herr von Canitz, einer der Vermittler, hatte die Worte zu setzen gewußt. Sie klangen dem General im Ohr.-Doch gleich sprach die innere Stimme wieder gegen sie: Politik gehe ver-

schlungene Wege; sie dürften den Soldaten nicht kümmern; Waffe sei ein ander Werk als Wort!

Der General ritt.
"Nein: ich will keine große Tat vollbringen. Ich habe mein Korps - noch sind es fünfzehntausend Männer - vor sinnloser Vernichtung zu bewahren. Der Teufel selbst erfand den Streit zwischen dem Soldatengehorsam und der höheren Pflicht des Patrioten."

Indes der General so zu sich selbst sprach, sah sein inneres Auge schnell und scharf die Vertreter der Mächte, die fortgesetzt auf ihn eingewirkt hatten, wie wenn sie neben ihm ritten, vor allem den Oberst Carl von Clausewitz, Scharnhorstens Schüler, der als Preuße Adjutant des Russengenerals von Wittgenstein war. Er sah den Marquis Palucci, den Gouverneur von Riga, der ihn bewegen wollte, den Macdonald festzunehmen oder aber sein Korps hinter die Memel zurückzuziehen und sich in der unausbleiblichen Auseinandersetzung zwischen Russen und Franzosen neutral zu verhalten. Er sah aber auch den Marschall, dem er infolge des Vertrages verpflichtet war. Er sah Briefe und Botschaften, die hin und her gingen: diplomatisches Redewerk, welches sich mühte, die dem Soldaten selbstverständlichen Begriffe Geheimnis und Vertrauen zu deuten.

York mußte aufatmen: so bedrängten ihn die Gesichte, und er ließ den Hengst ausschreiten, wie wenn er in dieser Nacht ein entscheidendes Ziel zu erreichen hätte. Dennoch spürte sein Unbewußtes, daß er aus Not und sozusagen im Kreis reite: allzuweit durfte er sich nicht entfernen, da ihn der Adjutant jeden Augenblick nötig haben konnte.

Wieder/sah er seine Frau und die Kinder, die jetzt daheim den Weihnachtbaum schmückten. Er sah den eigenen schweren Weg, der ihn, den jungen,ehrgeizigen Offizier eigenen Willens durch die Welt und wiederholt in dämonische Zwiespalte geführt hatte, die dem gegenwärtigen glichen.

Darf er, der als preußischer Korpskommandeur seinen Offizieren,Unteroffizieren und Männern das Wort darzuleben hat, er kenne keine Persönlichkeit, er kenne nur Gehorsam gegen König und Vaterland: darf, kann er Verräter werden und ohne Befehl des Königs den Macdonald verlassen, das Bündnis brechen? Darf er dem Russen trauen? Will er ihn nicht in die Falle locken? Schloß nicht der Zar 1807, obwohl er dem preußischen König verbündet gewesen war, mit Napoleon den Separatfrieden, dem dieser dann das Schmachdiktat von Tilsit folgen ließ? --

Bei sechsundzwanzig Grad Kälte mußte der Schnee knirschen.Doch der Hengst blieb der Nacht gewachsen. Der General blickte ihm über die Ohren, unbewegt, trotz dem Widerstreit der Gedanken. Er tat es bis zu jenem Augenblick, in dem sich aus dem Waldstücke rechts vom Wege eine zwar mächtige, doch leicht geneigte Gestalt auf ihn zu bewegte: ein Mann mit schneeweißem Vollbarte, der die Pelzmütze und den Wettermantel fast wie ein Vorzeitiger trug. Er hob die Hand, und der General hielt an: der Hengst stand auf der Stelle.

Ostpreußen, sagte der Nächtliche, warte auf den, der mutig u. entschlossen sei; er, der zweiundachtzigjährige Schulze aus Mehlauken,sei seit zwölf Tagen unterwegs zu ihm, dem General der Strenge; er spreche für alle; die Nacht fordere zwar ein heilig Lied; aber das Erinnern an den Stall der Heide, an Krippe u.Hirten werde überwuchert von der vaterländischen Not; während der

Eylauer Schlacht - vor fünf Jahren - habe man ihm den roten Hahn auf die Scheune seines Hofes geworfen; ob ihm auch die ganze Habe mit Stumpf und Stiel verbrannt sei: der Hof stehe wieder und werde im kommenden Herbst, 1813, zum erstenmal, so der Frühling und der Sommer Sonne,Regen und Wind recht aufteilten, den Ertrag einer vollen Ernte bringen; wo ein Wille lebe, sei alleweil ein Weg; jedes Ostpreußenherz schlage dem General York entgegen, u. ob er als derb und hart verschrieen sei: das mache nichts; er gelte als gerecht, und einem Armeeführer dieses Rufes stehe es nicht an, zu grübeln; da sei des Volkes Stimme die Gottes, und Weihnacht könne nur werden, wo man sie vernehme und guten Willens sei, sich also nicht verschließe; das sei zu Bethlehem gewesen und bleibe so - auch in Ostpreußen!

Johan David Ludewig York hatte den Blick nicht von dem Alten wenden können und unbewegt gelauscht. Derart unmittelbar war ihm der Wille des Volkes nie begegnet. Doch - es widersprach seiner Art, sich lange zu unterhalten.

"Woher stammen deine Ahnen, Schulze?" fragte sein harter Baß.

1273, während der kaiserlosen Zeit - habe es in der verbrannten Familienchronik geheißen - sei der Ahnherr, ein dritter Bauernsohn, mit seiner jungen Frau aus dem westfälischen Haltern aufgebrochen, in Ostpreußen zu siedeln; das Geschlecht sei zäh und hart geblieben, vor allem mit dem Zustrome ostpreußischen Blutes; er, der trotz seinen zweiundachtzig Jahren immer noch den Pflugsterz führe, hoffe, daß sein Urenkel dereinst als Großvater den Enkel auf dem erneuerten Hofe durch viele Weihnachten in dem Frieden freien Bauerntumes wachsen sehe!

"Und nun?" fragte der General.

Er wolle nur ein Wort hören, erwiderte der Bauer; dann gehe er ins Dunkel zurück, und Ostpreußen feiere Weihnachten wie nie zuvor, ohne ein Lied zu singen: still, verhalten, wie es entscheidendem Geschehen gebühre!

Johan David Ludewig York straffte sich.

"Gehe zurück in die Nacht,Bauer!" sagte er. "Ich vertraue dir. Ostpreußen wird leben. Feiere Weihnacht in deiner Art!Stets ist das Kind der Wiege das kommende Jahrhundert. Der Blick auf seine Unschuld entscheidet."

Die nächtige Gestalt tauchte in den Wald zurück und war verschwunden, bevor noch der General durch einen Schenkeldruck den Hengst bewogen hatte, sich zu wenden.

Johan David Ludewig York - so und nie anders unterschrieb er, wenn er den vollen Namen geben mußte - ritt zurück.

Das Mondlicht der klaren Frostnacht hatte ihm das bärtige Gesicht des Schulzen, die blauen Augen deutlich gezeigt. Er hatte ihn kommen und gehen, verschwinden gesehen: er war Wirklichkeit, kein Traum gewesen, und gleich einem Senkblei lotete in seinem Blut das Wort von der Stimme Gottes und dem guten Willen!

Fünfmal vierundzwanzig Stunden später - die Botschaften von hüben und drüben hatten sich abgelöst und die des Königs den General im Stich gelassen - schnitt er das wirre Gedankenknäuel durch, reichte dem Oberst von Clausewitz die Hand und erklärte: er wolle den General Diebitsch, den russischen Unterhändler, am nächsten Morgen um acht Uhr an der Poscherimer Mühle treffen;er sei bereit, die Feindseligkeiten gegen Rußland einzustellen!

Dann fertigte er einen Boten nach Berlin ab. Er hatte dem König den Brief zu überbringen, der die Worte enthielt: er, York, werde, falls er unrecht handle, der Majestät ohne Murren den Kopf zu Füßen legen; der Gedanke, sich ihre,der Majestät Unzufriedenheit zuzuziehen, mache ihn unglücklich; im übrigen sei er völlig eins mit sich selbst!

Daß dem General, indes er solches schrieb, immerfort der zweiundachtzigjährige Schulze der Weihnacht vor dem inneren Auge stand, sagte der Brief nicht. Dem Isegrimm aber glühte sein Blick im Blute, und als er - am nächsten Tage schon - in Tilsit einritt und die Bevölkerung ihm zujubelte, glaubte er, seine hochgewachsene Gestalt zu erkennen: den weißbärtigen Mann, der Pelzmütze und Wettermantel wie ein Vorzeitiger trug.

+

Laß den Schwächling angstvoll zagen;
Wer um Hohes kämpft, muß wagen;
Leben gilt es oder Tod!
Laß die Wogen donnernd branden -
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Neidhardt von Gneisenau.

## Des Deutschen Vaterland

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt? 1)
Ist's, wo der Märker Eisen reckt? 2)
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß,es ist das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich?

O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Soweit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt, 3)
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt -
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir uns lieben treu und gut!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

1813 Ernst Moritz Arndt

1) die Marsen: germanischer Volksstamm im heutigen Westfalen
2) die Mark: alte Grafschaft, jetzt Ruhrgebiet
3) Gott ist dritter Fall, also = dem Gotte.

## J O H A N N A   S E B U S

Der Hartung des Jahres 1809 brachte den Bewohnern des Niederrheins unerwartet viel Unglück.

Die Ufer des Rheins werden gegen seine Mündungen hin so flach, daß die geringste Anschwellung des Stromes alles Land, das ihm nahe liegt, zu überschwemmen droht. Darum hatte man schon damals schützende Dämme angelegt. Wenn aber der Schnee in den Gebirgen schmilzt, wenn Tauwetter die Eisflächen auflöst und bricht, dann ist es nicht selten, daß mächtige Eisschollen sich aufeinander türmen und die Flut des Stromes stauen: Dann entsteht große Gefahr für die Dämme selbst.

Und so geschah es in einer Nacht im Hartung 1809 mit dem Deich von Cleverham. Der Eisgang hatte eine mächtige Wassermasse angeschwellt, die immer größer wurde, bis mit einem Male die Flut den Damm zerriß. Das Wasser überströmte nun mit verheerender Eile das flache Land und verwandelte die Niederungen in einen weiten See.

Unter den nahen, der Verwüstung preisgegebenen Dörfern war Brienen. Man hatte im Dorfe keine Gefahr befürchtet, war ruhig am Abende des 12. im Hartung zu Bette gegangen und sah plötzlich mit dem anbrechenden Morgen die hart vor den Haustüren stehende Not.

In einer Hütte, die bereits von den Wellen umschlossen war, entdeckte Johanna, ein Mädchen von siebzehn Jahren, zuerst das Unglück. Mit lautem Schrei weckte sie das ganze Haus, eilte zu ihrer kranken Mutter, nahm sie auf ihren Rücken, setzte den Fuß in die eisig kalte, hochgehende Woge und ging immer tiefer und tiefer in sie hinein.

Aber Jammergeschrei aus dem Hause folgte der Retterin nach. Denn noch war eine Frau mit zwei Kindern darin zurückgeblieben; sie hatte nicht die Kraft, den Kampf mit den Wellen aufzunehmen, hatte nicht die Entschlossenheit, sich hineinzuwagen. Da rief die mutige Jungfrau den Bittenden zu, sie sollten auf den Hügel neben dem Hause flüchten; sie werde wiederkommen und sie alle holen.

Das zuversichtliche Versprechen des braven Mädchens erfüllte Mutter und Kinder mit froher H_offnung. Johanna selbst erreichte höheres Land und setzte ihre Mutter zu Boden. Dann eilte sie zurück in das immer weiter anwachsende Wasser. Schon hatte sie die Hälfte des Weges wieder zurückgelegt; da verließ sie der Grund; sie suchte den Steg, wo sie festen Fuß fassen könnte; aber sie fand ihn nicht. Die Leute, die inzwischen zusammengelaufen waren, ermahnten das heldenmütige Mädchen, zurückzukehren. Johanna achtete ihrer nicht. "Sie müssen gerettet werden!" schrie sie über die rauschenden Fluten hinweg und wagte sich tiefer hinein. Endlich fand sie den Steg, der nun schon hoch überschwemmt war; sicheren Trittes kommt sie hinüber und erreicht den Hügel, die Frau und die Kinder.Johanna nimmt eines der Kinder auf den Arm u.geht der Mutter voran. Doch nun zerreißt das Wasser den Steg. Die Wogen sind fürchterlich, sie nehmen dem müden Mädchen die letzte Kraft. Schon sinkt die Frau zusammen; noch ragt Johanna über das Wasser empor. Aber es hilft ihr keine Hand, kein Kahn naht,sie zu retten. Sie sinkt nieder, und auf der ganzen Wasserfläche sieht man nichts Lebendes mehr. Die Menschen am Ufer beweinen das edle Mädchen. Mancher bereut es, keine Rettung für sie versucht zu haben.

Aber das Andenken an das Heldenmädchen Johanna Sebus halten seither alle Deutschen heilig.

Verfasser unbekannt

## Joseph Fraunhofer

Joseph Fraunhofer war das zehnte Kind eines armen Glasers im niederbayerischen Straubing. Vater und Mutter starben ihm frühzeitig weg; und so kam der Knabe zu einem Ziegelmacher und Glasschleifer in München in die Lehre. Lehrgeld konnte er wegen seiner Armut nicht bezahlen; darum mußte er sich verpflichten,sechs Jahre lang in der Werkstatt des Meisters ohne Lohn zu arbeiten. Eifrig tat er alles, was ihm befohlen wurde. Doch eines schmerzte ihn sehr: es wurde ihm nicht erlaubt, in die Sonntagsschule zu gehen, weil der Lehrbub nicht klüger zu werden brauche als der Meister. So blieb ihm die Feiertagsschule verschlossen.

Eines Tages, im Sommer 1801, traf den Meister ein großes Unglück. Sein Häuschen stürzte ein und begrub einen Teil der Bewohner unter sich. Als man den Schutt hinwegräumte, hörte man unter den Trümmern hervor noch eine Stimme: es war der Lehrjunge, der noch lebte. Nach vierstündiger,rastloser,lebensgefährlicher Arbeit brachte man ihn endlich ans Tageslicht. Er war wie durch ein Wunder am Leben geblieben; sein Körper trug nur ungefährliche Verletzungen, während die Meisterin unter ihm tot lag. Der Kurfürst Max Joseph, der sich am Unglücksorte eingefunden hatte, befahl, daß für den Knaben gesorgt werde. Als er wieder gesund war, ließ ihn der Kurfürst zu sich kommen und schenkte ihm achtzehn Dukaten mit dem Versprechen, ihm auch fernerhin helfen zu wollen.

Achtzehn funkelnde Goldstücke in der Hand eines armen, sich selbst überlassenen Waisenknaben! Sollte er nun nicht die Arbeit niederlegen, spazierengehen, gut essen und trinken? Achtzehn funkelnde Goldstücke - welche Verlockung zum Kaufe von vielen unnötigen Dingen! Mußte ihm nicht zumute sein, wie dem Kinde, das vor dem Weihnachtsladen steht und alles kaufen darf, was sein Herz begehrt?

Zwar jubelte der junge Fraunhofer überglücklich, aber er entschloß sich, das Geld vorerst nicht auszugeben. Er tat seine Arbeit im Geschäft seines Meisters wie zuvor.

Allmählich begann er dann, seine Pläne zu verwirklichen. Er ließ sich von dem Gelde des Kurfürsten eine Glasschneidemaschine machen und schliff an Feiertagen optische Gläser; denn er wollte Optiker werden. Doch das war nicht leicht: überall stieß er infolge seiner geringen Schulbildung auf Schwierigkeiten. Aus dieser Verlegenheit half ihm ein vornehmer Herr, der ihn ebenfalls beim Einsturz des Hauses kennengelernt und öfter in der Werkstatt besucht hatte: Joseph von Utzschneider. Er belehrte ihn, daß er für seine Arbeiten erst die höhere Rechenkunst erlernen müsse, und schenkte ihm einige Lehrbücher. Die konnten ihm wohl die fehlende Anleitung geben; aber neue Schwierigkeiten stellten sich ein. Da Joseph den ganzen Tag Spiegel machen mußte, hatte er nur abends Zeit zu lernen; doch der Meister untersagte ihm das Lesen der Bücher und verbot ihm, nachts Licht zu brennen. So blieben ihm eben nur die Sonn- und Feiertage. Und an diesen steckte Joseph sein Buch unter die Joppe, ging auf die Wiese vor dem Karlstor und setzte sich unter einen Baum. Das war dann seine "Schulstube", die er besuchte, und die Bücher waren seine Lehrer. Und er brachte es fertig, sie zu verstehen. Vier Jahre unterrichtete er sich auf diese Weise selbst, vier sehr schwere Jahre, die die größte Willenskraft von ihm verlangten.

Nun war er siebzehn Jahre alt; sechs Monate noch sollte er als Lehrling dienen. Da opferte er wieder einen Teil des fürstlichen Geschenkes und kaufte seinem Lehrherrn das letzte halbe Jahr seiner Lehrzeit ab. Nun studierte er den ganzen Tag und besuchte die Sonntagsschule. Mit dem letzten Rest seines Geldes kaufte er sich noch eine Maschine zum Schleifen der Gläser.

In seinem zwanzigsten Lebensjahre wurde Fraunhofer von dem Herrn von Utzschneider in dessen Geschäft als Optiker angestellt, und schnell erkannte man dort seine Bedeutung. Denn Fraunhofer war gewöhnt, die Anleitungen, die der Schulunterricht gewähren kann, durch eigenes Denken und eigene Willenskraft zu ersetzen und war darum ein selbständiger Arbeiter. Mit großer Liebe hing er am Werke seiner Hände; er beobachtete scharf, und nichts entging seinem Blick. So war er schnell der geschickteste und beste aller Arbeiter, und nach zwei Jahren machte ihn Utzschneider zum Teilhaber des Unternehmens.

In wenigen Jahren war Fraunhofer in der ganzen Welt bekannt. Während bis dahin die Gläser zu besseren Fernrohren ausschließlich aus England bezogen werden mußten, gelang es ihm nach vielen Versuchen, ganz reines Glas herzustellen, das das englische an Güte übertraf. Er erfand Werkzeuge, durch welche das Auge befähigt wurde, tiefer in die Sternenwelt hineinzuschauen; und er brachte es fertig, die Größe der Sterne und ihre Zwischenräume zu messen. Durch ein neu berechnetes Uhrwerk waren seine Fernrohre imstande, sich selbsttätig zu drehen und dem Lauf der

Sterne zu folgen. Schließlich schuf er ein Riesenfernrohr, das größte seiner Art zu jener Zeit, dessen Beschreibung in alle Sprachen übersetzt wurde. So hat Fraunhofer viele Erfindungen gemacht, und daneben glänzt er noch als Erforscher des Lichts; er entdeckte die Eigenschaften des Sonnenlichtes. --

Vierzehn Jahre war der Glaserlehrling alt, als er den Entschluß faßte, Optiker zu werden; als er zwanzig Sommer zählte, hatte er infolge seiner Tüchtigkeit Anstellung als Geselle gefunden. In den folgenden Jahren entwickelte er sich zum berühmten Meister, ja zum ausgezeichnetsten Optiker der Welt. Anerkennungen trafen von allen Ländern ein; das eigene Vaterland verehrte seinen Sohn und nahm freudigen Anteil an seinem Schaffen. Er wurde zum Professor ernannt und in den Adelsstand erhoben.

Und dabei blieb Fraunhofer immer der anspruchslose, der bescheidene Mann.

Leider war diesem verdienstvollen Menschen kein hohes Lebensalter beschieden. Die Entbehrungen und Drangsale seiner Jugend hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er wenige Wochen nach seinem 39. Geburtstage einem schweren Leiden erlag. Ein Standbild in München hält sein Andenken für die Nachwelt lebendig. Auf seinem Grabstein sind mit Recht die wenigen Worte eingegraben:

Er rückte uns die Sterne näher.

Verfasser unbekannt

## Aus Hebels Leben

Eines Abends kehrte Johann Peter Hebel - er war schon Prälat - von einem Spaziergang von Mühlburg nach Karlsruhe zurück, heiteren Sinnes und fröhlichen Herzens, wie immer, und wie nur gute Menschen sein können. Weil er aber an diesem Abend besonders lustig aufgelegt war, so beschleunigte er seine Schritte, um einen anderen Wanderer einzuholen, der vor ihm einher ging.

Dem einsamen Spaziergänger schien es nicht so leicht ums Herz zu sein, wie dem geistlichen Herrn hinter ihm; denn er ging gebeugten Hauptes, als wollte er die Kieselsteine auf dem Wege zählen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und holte tief Atem, als hätte er einen schweren Kummer, oder er schaute in die Wolken hinauf, als wollte er sich Trost vom Himmel herunterholen, oder er plauderte auch wohl mit sich selber und fuchtelte mit seinem Regenschirm.

Dem Herrn Prälaten entging keine dieser Bewegungen, und er war begierig, aus dem Äußeren des einsamen Wanderers herauszufinden, wer und was er sei, und die Absicht zu erraten, die ihn nach Karlsruhe führe.

Die ganze äußere Erscheinung des Fremden bezeichnete ihn als Geistlichen. Der lange schwarze Rock war augenscheinlich von einem Dorfschneider gemacht worden: der Mann war also ein Landgeistlicher. Der Rock war sauber zwar und sorgfältig gebürstet, das Tuch aber grob und fadenscheinig, und dem Hute war offenbar durch etwas Bier oder Zuckerwasser ein letzter Glanz verliehen worden: Der Geistliche war also arm und hatte eine geringe Pfarrei. Soweit war der Herr Prälat im reinen.

Was aber war die Absicht, die den Landgeistlichen in die Residenz führte?-Der Herr Pfarrer trug unter dem Arme ein kleines, in Papier eingewickltes Päckchen. Dieses war an der einen Ecke

aufgegangen, und aus der Öffnung schaute der Zipfel eines schwarzen Frackes heraus und betrachtete sich neugierig die Gegend. Jetzt war dem Herrn Prälaten alles klar. Ein armer Landpfarrer, der mit einem schwarzen Frack unter dem Arme gegen Karlsruhe wandelt, der kann keine andere Absicht haben als ihm,dem Prälaten, einen Besuch zu machen.

Das Ergebnis seiner Beobachtungen ergötzte Hebel ungemein,und ein gemütliches Lächeln auf den Lippen, beeilte er sich, seinen Vorgänger einzuholen. Er grüßte freundlich und mit der ihm eigenen Leichtigkeit hatte er mit dem Fremden bald ein unterhaltendes Gespräch angeknüpft. Der Pfarrer war noch ein junger Mann, hatte ein anziehendes und verständiges Gesicht, dem aber Kummer und Sorgen ihren Stempel aufgedrückt hatten. Dabei war er ein Mann von gesunder Lebensanschauung, wie Hebel bald herausgefunden hatte, und ein Mann von tüchtigem Wissen; denn Hebel pochte im Laufe der Unterhaltung an verschiedene Türen an, und überall ward ihm aufgetan; er berührte verschiedene Felder der Wissenschaft,und überall hielt ihm der Pfarrer tüchtig stand.Der Fremde selber schien eine große Freude zu haben an dem Gespräch und eine noch größere an seinem freundlichen Begleiter.

Auf einmal blieb Hebel stehen und sagte:"Und nun,Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Frage: Sie wollen den Prälaten Hebel besuchen?" Der Pfarrer sah überrascht auf:"Woher wissen Sie?" Hebel lächelte:"Genug,ich weiß - und wollen sich bei dem Prälaten um eine bessere Pfarrei bewerben?" - "Ich bin erstaunt," sagte der Pfarrer und warf einen mißtrauischen Blick auf seinen Begleiter, "wie können Sie meine Geheimnisse erraten?" - Hebel versuchte ein ernstes Gesicht zu machen und erwiderte:"Herr Pfarrer, vor der Polizei gibt es keine Geheimnisse." - "Also sind Sie bei der Polizei?" fragte der Pfarrer mit ungeheucheltem Erstaunen.

Doch Hebel fuhr, ohne über diesen Punkt Aufklärung zu geben, in dem Ton eines Untersuchungsrichters fort:"Kennen Sie den Prälaten Hebel?" - "Nein," erwiderte der andere und vergrößerte unwillkürlich den Raum zwischen sich und dem vermeintlichen Polizeibeamten, "nein, den Prälaten kenne ich nicht, aber Hebel kenne ich. Wer kennt Hebel nicht?" Hebel zuckte die Achseln und lächelte:"Sie meinen, wegen seines Kalenders und seiner Versmacherei? Pah,fades Zeug! Hätte man sollen mit der Polizei verbieten!" - "Wie,mein Herr?" rief der Pfarrer mit wahrhaftem Entsetzen. Doch Hebel fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort:"Welcher Gedanke, in der alemannischen Bauernsprache zu dichten, die kein gebildeter Mensch versteht! Und dann der Kalender! Wie unpassend für einen Geistlichen, Spitzbubengeschichten zu schreiben!"

"Mein Herr," rief der Pfarrer mit großer Wärme, "hier sind mit mir noch viele Tausende ganz anderer Ansicht. Hebel ist ein Mann des Volkes und wird von dem Volke vergöttert. Hebel hat durch seine Geschichten die Gemüter gehoben, die Herzen erwärmt und erfreut und hat mehr guten Samen gesäet,als - Sie verzeihen! - die Polizei jemals... Doch was ereifere ich mich! Hebel ist ein großer,edeler Mann!" - "Hebel ist ein Prälat," rief der vermeintliche Polizeibeamte, ebenfalls in Eifer geratend, "und zwar ein Prälat, der Kalendergeschichten schreibt und weltliche Lieder dichtet, und damit ist alles gesagt. Man hat ihn verdorben durch die Lobhudeleien, die man ihm ins Gesicht wirft, und er ist stolz,eitel,er ist ..."

"Halt," rief der Pfarrer mit glühendem Gesichte und erhobener

Hand, "halt,mein Herr! Ich habe mich in Ihnen geirrt. Sie lästern den Charakter eines braven Mannes und eines Abwesenden. Unsere Wege gehen nicht zusammen. Gott befohlen!" Und damit wendete sich der erzürnte Pfarrer kurz ab und bog mit seinem Päckchen unter dem Arme in einen Seitenweg des Hardtwaldes ein.

Über Hebels Gesicht zuckte es wie Rührung. "Ein prächtiger Trotzkopf!" murmelte er;dann rief er dem forteilenden Pfarrer nach:"Wenn Sie den Prälaten besuchen wollen, kommen Sie morgen früh vor acht Uhr!" Der Pfarrer wendete noch einmal den Kopf;dann eilte er, aus dem Bereiche des verleumderischen Polizeimannes zu kommen. --

Am anderen Morgen Schlag acht Uhr stand der Herr Pfarrer im schwarzen Frack mit weißer Binde vor Hebels Tür. Er war sonst ein mutiger Mann, jetzt aber pochte ihm das Herz; denn der Polizeibeamte von gestern hatte ihm über seinen Empfang bei H.ebel doch mächtige Zweifel erregt. Endlich aber faßte er Mut und klopfte an. "Herein!" rief eine wohltönende Stimme. Dem Herrn Pfarrer war's gerade, als hätte er die Stimme schon gehört. Er öffnete die Türe und - blieb überrascht auf der Schwelle stehen; denn in dem Zimmer selbst, an einem gedeckten Frühstückstische im Schlafrocke und mit dampfender Pfeife, saß der unangenehme Polizeibeamte.

Der Bittsteller wollte, erschrocken über seinen Mißgriff, schleunigst zurückweichen; doch Hebel erhob sich mit einem heiteren Lachen und dem verblüfften Pfarrer die Hand entgegenstreckend, rief er in herzlichem Tone:"Hier bleiben,Herr Pfarrer! Sie sind an der rechten Türe. Willkommen beim Prälaten Hebel!" und mit sanfter Gewalt zog er den schüchtern Widerstrebenden ins Zimmer. "Ich freue mich über Ihren Besuch,Herr Pfarrer; denn ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich gestern so wacker in Schutz genommen haben. Wissen Sie, gegen den Polizeibeamten. Ja,ja, Sie haben ihm tüchtig die Meinung gesagt. Jetzt aber bleiben Sie zum Frühstück und dann wollen wir Ihre Angelegenheit besprechen!" --

Als am anderen Morgen der Herr Pfarrer den Mühlburger Weg zurück der Heimat zuwanderte, da war sein Haupt nicht mehr auf die Brust herabgesenkt, nein, er trug es hoch erhoben; da war sein Schritt nicht mehr langsam und müde, nein, er war leicht und elastisch, und die helle Glückseligkeit strahlte aus seinem Gesicht. H.ebel hatte ihm eine schöne Hoffnung mit nach Hause gegeben, Hebel hatte wieder einmal einen Menschen glücklich gemacht.

Wieder trug der Herr Pfarrer ein Päckchen unter dem Arme, aber das Päckchen war bedeutend umfangreicher geworden; denn in der Freudigkeit seines Herzens hatte der glückliche Mann seiner Frau ein neues Kleid und seinem Buben Zeug zu Hosen gekauft. Der Einzug in die verheißene neue Pfarrei sollte im höchsten Glanze geschehen.

(H.ebel lebte von 1760 bis 1826.) Albert Bürklin

## Die Grimmschen Märchen

Die unzertrennlichen Brüder Grimm erkannten richtig, daß unser Volk noch reich an ererbten Gebräuchen, Liedern und Sagen sei;darum suchten sie auf ihren Wanderungen durch deutsche Lande darnach, und wo sie etwas fanden, zeichneten sie es auf. Sie wurden bei dieser Sammelarbeit von manchen ihrer Freunde unterstützt.

Geboren in Hanau, fanden sie viele Volksmärchen in den Tälern

des Mains und der Kinzig bei der dortigen Bevölkerung. Und als sie später in Kassel wohnten, lernten sie eines Tages eine Bäuerin in dem nahe bei Kassel gelegenen Dorfe Zwehrn kennen; diese war eine Meisterin im Märchenerzählen und verfügte über einen schier unerschöpflichen Schatz an alten Volksmärchen. Und so zogen die beiden Brüder oder auch nur Wilhelm Grimm allein häufig zu der Bäuerin hinaus. Wilhelm Grimm setzte ihr in seinen Aufzeichnungen folgendes Denkmal:

"Diese Frau, noch rüstig und nicht über fünfzig Jahre alt, heißt Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei und mancher gar nicht behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müßte hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede selber."

Bei dieser Sammlung und Sichtung der deutschen Volksmärchen haben ursprünglich beide Brüder mitgewirkt; später fand Jakob Grimm infolge seiner Arbeiten weniger Muße mehr dafür und überließ "die Ausstattung der Märchen großenteils" dem jüngeren Wilhelm, zumal letzterer als nachschaffender Dichter den Märchen näher stand.

Im Vorwort des ersten, im Jahre 1812 erschienenen Bandes schrieben die Brüder: "Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden." Und in der Vorrede zum zweiten Band betont Wilhelm den deutschen Ursprung mit folgenden Worten: "Alles, was aus mündlicher Überlieferung hier gesammelt worden, ist sowohl nach seiner Entstehung als Ausbildung (vielleicht darin den gestiefelten Kater ausgenommen) rein deutsch und nirgends her erborgt, wie sich, wo man es in einzelnen Fällen bestreiten wollte, leicht auch äußerlich beweisen ließe."

Wilhelm Grimm hat dann später aus den mehr als 200 gesammelten Märchen und Kinderlegenden fünfzig der schönsten ausgewählt und zu einer Ausgabe zusammengestellt, welche der aus Dresden stammende Ludwig Richter mit gemütsverwandten Zeichnungen ausgestattet hat. Durch die Märchensammlung bleibt Wilhelm Grimm unvergessen. Er zählt zu den bedeutendsten Märchenerzählern unseres Volkes.

Nach einer alten Zeitung.

## F r i e d r i c h  S I L C H E R

Wir wissen nichts von Friedrich Silcher. Sein Name ist uns fremd und unbekannt. Und doch ist er der Meister des deutschen Volksliedes, dessen Weisen überall in deutschen Landen seit über einem Jahrhundert gesungen werden.

Seine Wiege stand im Schwabenland. In dem Dörfchen Schnait, einige Fußstunden von dem Städtchen Schondorf entfernt, wurde Philipp Friedrich Silcher am 27.im Linding(Juni) 1789 als Sohn des Schulmeisters und Organisten Johann Karl Silcher geboren.Die Musik lag ihm also im Blute. Und vom Vater, der einen kleinen Gesangverein leitete, erbte er auch die Liebe zum Volksgesang. Der Knabe sollte den väterlichen Beruf ergreifen und kam deshalb zum Kantor Auberlen in Fellbach(bei Stuttgart) in die Lehre. Hier erhielt er seine erste musikalische Ausbildung und ging nach Schorndorf als Lehrgehilfe, dann nach Ludwigsburg und schließlich nach Stuttgart, wo er mit dem Komponisten Carl Maria von Weber und dem Hofkapellmeister Kreutzer Freundschaft schloß. In der schwäbischen Hauptstadt lebte er zuerst als Musiklehrer, bis er dann im Jahre 1817 an die Universität Tübingen als Musikdirektor berufen wurde.

In Tübingen widmete sich Silcher mit Eifer der Pflege des deutschen Volksgesangs. Er suchte alte, verschollene Volkslieder; er arbeitete sie für Männerchöre um; er gründete Gesangvereine und hatte bald die Freude, zu erleben, daß die alten Weisen wieder Volksgut wurden. Lieder mit verstümmelten Melodien ergänzte er; wo die Melodie fehlte, schrieb er eine neue. Einen besonderen Blick hatte er für volksliedhafte Gedichte zeitgenössischer Dichter wie z.B. Eichendorffs.

Die meisten seiner Lieder kennen wir aus der Schule, und unser Volk singt sie gerne. Von ihm stammen z.B. die Lieder "Jetzt gang i ans Brünnele", "Ännchen von Tharau", "Loreley", "Morgen muß ich fort von hier", "Bald bin ich am Neckar,bald bin ich am Rhein" und andere. Aber den Namen des Schöpfers hat unser Volk vergessen.

Silcher wußte, welch kostbares Gut der Vergangenheit in unseren Volksliedern ruht, und hat sehr viel dazu getan, dieses zu erneuern. Seine vielseitigen Verdienste um Volkslied und um Volksgesang wurden von der Universität Tübingen mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde gewürdigt. Und in Tübingen weilte und wirkte er bis zu seinem Tode am 26. Ernting(August) 1860. Das Hinscheiden dieses "ruhigen,liebenswürdigen,feinfühlenden Charakters" wurde von ganz Deutschland betrauert. Im Dorfe Schnait besteht seit 1918 ein Silcher-Museum, das sein Andenken ehrt und wachhält.

Nach einer alten Zeitung

## Turnvater J A H N

Friedrich Ludwig Jahn wurde im Jahre 1778 im preußischen Dorfe Lanz bei Lenzen als Sohn eines Pfarrers geboren.

Jahns Lebenswerk wurde begünstigt durch die Lage dieses seines Geburtsortes. Dort schiebt sich nämlich die Landschaft Prignitz, die zur Mark Brandenburg gehört, zwischen Mecklenburg und Hannover hinein. Freie Leute waren die Bauern von dem Dorfe Lanz. Und auf den Jahrmärkten trafen sich die Bauern aus den drei Grenzländern. In Sprache und Sitten unterschieden sie sich in keiner Weise; aber eifersüchtig hielten sie auf ihre Landesehre und so befehdeten,ja verprügelten sie sich oft. Das sah der junge Jahn, und er begann,darüber nachzudenken: Dieselben Menschen und drei verschiedene Länder? Unverständlich und lächerlich diese Viel- und Kleinstaaterei! Diese Gegensätzlichkeit! Wozu konnte sie denn dienen? Und der junge Friedrich Ludwig sah im Gegensatz dazu das Gemeinsame, das Verbindende, was diese Menschen aus drei verschiedenen deutschen Staaten in sich hatten. Und so keimte in seiner

Seele der Gedanke von der "Reichseinheit".

Die Freunde seiner Knabenjahre waren alte Krieger, die unter Ziethen, Seydlitz und Schwerin gekämpft hatten. Seine Freunde waren die Schmuggler, mit denen er über die Grenze nach Mecklenburg wanderte. Seine Freunde waren die Hopfenbauern, mit denen er nach dem damals schwedischen Wismar fuhr, wo er das Meer kennen lernte.

Dieser Wandertrieb, der Zug in die Ferne ist bezeichnend auch für seine weitere Entwicklung: Mit 13 Jahren kam er nach Salzwedel aufs Gymnasium(1791 etwa). Im Herbst 1794 wanderte er nach Berlin, wo er Schüler des Gymnasiums Zum Grauen Kloster wurde. 1796 ging er auf die Universität Halle;aber auch hier blieb er nicht lange. Über diese seine Lehr-und Wanderjahre schrieb er: "Im Laufe mehrerer Jahre habe ich Deutschland durchwandert zur Lehr und Lust; ich kenne seine vorzüglichsten Hofstädte,Handelsplätze und Gewerbeorte; ich kenne den Landbauer; ich kenne zehn hohe Schulen und das Tun und Treiben ihrer Gelehrten."

Ursprünglich ein schmächtiges Pfarrerssöhnchen,wuchs er sich zu einem kräftigen,unerschrockenen Burschen aus, der überall seine tollen Streiche verübte. Schon von Jugend auf war er ein Brausekopf, ein kantiger Charakter, ein ungestüm gärender Most. Und ein schroffer,knorriger Mensch, ein markiger Kopf ist er zeitlebens geblieben.

Menschen mit solch herben Eigenschaften finden wenig Verständnis und ecken gewaltig im Leben an. Das mußte Jahn schon in Halle erfahren. Die Studenten der Universitäten hatten sich, entsprechend ihrer Herkunft aus den einzelnen deutschen Teilstaaten, in Landsmannschaften zusammengeschlossen: das war dem Jahn zuwider. Er wollte, daß sich alle deutschen Studenten in einem Bunde vereinigen sollten. Er wußte nicht,der Brausekopf, daß man so einen seelischen Vorgang wachsen und ausreifen lassen muß. Und so gab es deswegen viele Rauferein und Händel. Man verfolgte ihn dieserhalb, und er mußte sich einmal einen ganzen Sommer hindurch verborgen halten.

In diesem Zusammenbruch seiner politischen Ideale wurde für ihn die Lektüre eines Romans von einem österreichischen Offizier bestimmend, und er wurde zum vaterländischen Schriftsteller. Seine erste Schrift ließ er noch unter fremdem Namen erscheinen. Aber dann erschienen als die Frucht seiner vielen Kreuz-u.Querfahrten die Schriften "Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes" und "Deutsches Volkstum".

Die Schrift "Deutsches Volkstum" beendete er am 14.Oktober 1808, zu einer Zeit, in der das Heilige Römische Reich deutscher Nation aufgehört hatte zu bestehen und Preußen zertreten am Boden lag. So wie Jahn Sprachschöpfer war(er hat als Erster die Wörter "Volkstum" und "volkstümlich" geprägt), so eilte er mit dieser Schrift seiner Zeit weit voraus, sprach von der "Einheit im deutschen Volkstum"und schenkte damit mutig und markig den kommenden Geschlechtern ein politisches Hochziel.

Im Jahre 1809 kam er wieder nach Berlin, wo er die nächsten zehn Jahre blieb. Er erhielt hier eine Lehrerstelle an einem früheren Gymnasium. 1811 eröffnete er den ersten Turnplatz in der Hasenheide: Aus allen Ständen des Volkes kamen seine Schüler auf dem Turnplatz zusammen(nur unbescholtene junge Leute nahm er auf). 1812 war er der populärste Mann Berlins. 1813 rückte er mit vielen seiner Turner freiwillig ins Feld. Zurückgekehrt

veröffentlichte er sein Buch "Deutsche Turnkunst". 1817 traten mit ihm 1074 Turner auf der Hasenheide an. --

Aber Jahns Reden mißfielen dem Berliner H_ofe. Seine Worte waren ihm zu scharf. Immer wieder sprach er von Freiheit und Vaterland, von deutscher Sitte und Lebensführung. Immer wieder forderte er ein einiges, gesamtdeutsches Reich.

Das war nicht nach den Wünschen der deutschen Fürsten. Sie hatten wohl den Freiheitskämpfern der Jahre 1813,1814 und 15 alle möglichen Versprechungen gemacht, damit sie wieder ihre Throne u. Herrschaften bekämen;aber bis auf wenige haben sie ihr Wort gebrochen.

Und so verhaftete auf Veranlassung Metternichs,des österreichischen Ministers, die preußische Polizei im Jahre 1819 Jahn,den Sprecher der deutschen Volksseele, als "Demagogen", brachte ihn nach Spandau, legte ihn in Küstrin in Ketten und schleppte ihn auf die Festung Kolberg. Sechs Jahre dauerte diese Haft u.schmähliche Behandlung;erst im Jahre 1825 sprach man ihn frei,mußte man ihn frei sprechen, weil nichts gegen ihn vorlag als niederträchtige Verleumdungen. Aber man stellte ihn unter Polizeiaufsicht, die erst 1836 aufgehoben wurde, und verbot das Turnen,das in Preußen erst 1842 wieder frei gegeben wurde.

Doch als das Jahr 1848 kam, da hatte Jahn die Genugtuung, vom deutschen Volke in das Frankfurter Nationalparlament gewählt zu werden. Und hier konnte er von sich sagen:

> "Deutschlands Einheit war der Traum meiner Jugend, der Sonnenschein meiner Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt."

Er konnte von sich mit Fug und Recht behaupten:

> "Ich habe als Kind für das Vaterland in frommer Ergebung gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling mit Sehnungen und Ahnungen geschwärmt, als Mann gelehrt,geredet,geschrieben,gefochten und gelitten."

Nur noch vier Jahre war es ihm vergönnt,zu leben, da rettete er, der zeitlebens sich für das deutsche Volk eingesetzt hatte, imScheiding1852 seinen kleinen Enkel bei einem Unwetter aus einem Gießbach und zog sich dabei eine tödliche Erkältung zu. Acht Wochen dauerte das Krankenlager, bis er am 15.Oktober 1852 seine Augen schloß. Am 18.Oktober wurde er bestattet;das war in Freyburg an der Unstrut(in Thüringen). Und selbst vor dem toten Jahn zitterten die Machthaber. "Selbst den Toten verfolgten noch die Behörden. Es durften keine auswärtigen Turner seinen Sarg geleiten. Gendarmen schritten vor,neben und hinter dem Leichenzuge,um eine Übertretung des Verbotes zu verhindern. Sogar eine Abteilung Soldaten lag bereit."

Doch äußere Macht ist ohnmächtig gegen den einmütigen Willen eines Volkes. Schon lebte und wirkte ein Otto von Bismarck. Nur noch 19 Jahre währte es, dann erwuchs auf den Schlachtfeldern des Jahres 1870, aus den Gräbern unserer Toten die deutsche Einheit: Am 18.Januar 1871 erstand wieder ein mächtiges Deutsches Kaiserreich, als Schutz für unser Volk, als Hort des Friedens.

Ein Jahr nach der Reichsgründung errichtete die Stadt Berlin auf der Hasenheide zu Ehren Jahns ein mächtiges Denkmal, ihm,dem wort-und tatgewaltigen Verkünder deutschen Sinnes und Neubeleber deutscher Kraft, dem Herolde Friedrich Ludwig Jahn. Aus allen

deutschen Gauen, ja aus aller Welt wurden Steinblöcke für sein Denkmal gesandt. An der Wasserkante aber und in den Alpentälern waren die deutschen Turnerschaften entstanden und stählten Körper und Seelen in deutschem Geiste.

Jahn aber gehört zu den größten Männern unseres Blutes als einer, der für das erhabenste, für das heiligste Ziel geglüht und sich geopfert hat:

für die Einheit der Deutschen.

Es ist aber das Schicksal solcher Vorkämpfer und Bahnbrecher, daß sie einsam sind, daß sie leiden und warten müssen.

Aber treu dem inneren Gesetze, von dem sie durchdrungen sind, sind sie letzten Endes erhaben über die Widersacher. Und wie eine knorrige Eiche inmitten des Jungholzes warten sie, bis dieses heranwächst. Die Saat, die sie gestreut, geht eines Tages auf. Und eine Idee, die ihre Kraft zieht aus dem Herzblute unserer Besten, kann wohl vorübergehend,eine Zeitlang unterdrückt werden. Doch was sind IO,was sind 20 Jahre, was sind 60 Jahre im Leben eines Volkes, das seinen Ursprung zurückführt bis auf die Eiszeiten? Und wenn die Zeitgenossen es nicht verstehen oder nicht verwirklichen wollen - für die Enkel ist es eine Selbstverständlichkeit.

Solche Einsicht lehrt uns das Leben und Wirken und Leiden von Friedrich Ludwig J A H N .

Diepold.

## Bismarcks erste Auszeichnung

Es war im Sommer 1842. Die Übungen der Stargarder Ulanenschwadron waren beendet, und die Mannschaften ritten ihren Unterkünften zu. Otto von Bismarck stand mit mehreren Offizieren auf der Brücke, die über eine Bucht des Wendelsees führt. Sein Diener Hildebrandt sprengte das Pferd seines Herrn in den See, um es abzuschwemmen. Plötzlich verlor dieses den Grund unter den Füßen, überschlug sich und der Reitknecht, der nicht schwimmen konnte, verschwand in dem Wasser. Die zahlreichen Zuschauer waren starr vor Schrecken. Aber Waffenrock,Säbel und Stiefel von sich werfen, war für Bismarck das Werk eines Augenblicks. Kopfüber stürzte er sich in den tiefen See, um den armen Menschen zu retten. Es gelang ihm auch bald, ihn zu erfassen; doch klammerte sich der Ertrinkende in seiner Todesangst so fest an seinen Herrn an, daß dieser selbst in die äußerste Lebensgefahr geriet. Rasch entschlossen,tauchte Bismarck bis auf den Grund des Sees nieder, um sich mit Gewalt aus der gefährlichen Umklammerung des Besinnungslosen zu befreien. Eine atemraubende,beklemmende Spannung trat ein. Schon hielt man beide für verloren, da tauchte zum allgemeinen Jubel der todesmutige Retter aus dem Wellengrabe empor, und indem er den bewußtlosen Diener hinter sich herzog, schwamm er dem Ufer zu. Der Ohnmächtige erholte sich bald, und schon am folgenden Tage war er wieder frisch und gesund.

Der König von Preußen verlieh Otto von Bismarck die Denkmünze "Für Rettung von Menschenleben", und dieses Ehrenzeichen war ihm Zeit seines Lebens von all den hohen Orden, die er erhielt, das liebste.

P.Müller

(Oberbayerisch)

# Der Bismarch

Im Wirtshaus hocken s' beieinand',
Da hängt der Bismarch an der Wand;
No, dem sei Bildl kennt ma' glei',
Um den geht heunt die Streiterei.

Der Fuhrknecht sagt:"Zum Teufelholen,
Dös hätt' a Fuhrmann werden sollen,
Der wirft nit um und schmeißt nit a',
Und eh'st di' umschaugst, is er da."

"Na," schreit der Maurersepp daneben,
"Dös hätt' an guaten Maurer geben,
Der hat wurzweg, dös werd's schon wissen,
Die alte H_ütten niederg'rissen
Und hat uns hing'stellt a schöns Haus."

"Mei'," schreit der Jackel, "laß mi' aus,"
(Der Jackel is a Zimmermann)
"Der hat scho' no was mehrers tan,
Der hat aa d'rumbaut no' an Zaun,
Daß d' Spitzbuam si' nit einitraun."

Der Jaagerhans hockt aa dabei.
"Geh," sagt er, "mit der Lumperei
Von enkerm G'schäft, da kemmts mir g'stohlen,
A Jaager hätt' erw_erden sollen,
Weil er allweil an Punkten trifft!"
So schreit der Hansl, weil's ihn gift't.

Da ruft der H_ausknecht 'rein in d' Stuben:
"Tuts nit so aufbegehren, Buben,
Was besser waar' - dös Best' is g'wiß:
Daß er der Bismarch wor'n is!"

Karl Stieler

# An Anfrag

(1870)

A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Sie lassen gar nix hörn;
Jetzt is er halt nach Münka 'nein
Zum Fragen in d' Kasern.

"Wie geht's meim Toni?" hat er g'fragt,
Den mag er halt vor allen;
Da schaugen s' nach und sagen's ihm:
"Der is bei Wörth drin g'fallen."

"O mein Gott nei'! - Und unser Hans?" ==
"Der is mit siebez'g Mann
Bei Sedan g'fallen." == "Und der Sepp?"
"Der liegt bei Orleans!"

Der Alte sagt koa Wort und geht;
Er hebt sich an am Kasten,
Am Stuhl, am Türg'schloß, an der Stieg'n -
Er m u a ß a weni rasten.

Drunt auf der Staffel vor'm Haus,
Da is er niederg'sessen,

Er halt' sein' Hut no' in der Hand,
Er hat auf all's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei;
Der Vader sitzt no' allweil dort -
"Drei Buam und - alle drei!"

Karl Stieler

## Schlichte Größe

Des alten Moltke Einfachheit war sprichwörtlich.

Als sein Neffe heiraten wollte, reiste er nach Ovesarum in Schweden. Auf dem Bahnhof erwartete den berühmten Feldherrn eine große Menschenmenge. Sie war verwundert, als kein Mensch dem Abteil 1.Klasse entstieg. Schließlich kam aus der 2.Klasse ein alter Mann in Zivil mit einem Köfferchen, ganz allein, und das war er. Diener baten um den Gepäckschein, um sein Gepäck zu besorgen: er hatte keines."Was ich brauche, habe ich bei mir," war seine Rede.

Die Menge war stumm geworden. Kein Rufen und Winken, als der berühmte Mann den Bahnsteig verließ - aber kein Haupt blieb bedeckt. Ehrfürchtig grüßten alle den großen Feldherrn, der ein so ergreifendes Beispiel persönlicher Bescheidenheit und altpreußischer Einfachheit gab.

Verfasser unbekannt

## Ernst von Bandel

Wenige Kilometer von Detmold entfernt, auf dem Ausläfer des Teutoburger Waldes, erhebt sich das Hermannsdenkmal und schaut wie ein Mahnmal weit in die deutschen Lande hinaus. Hier hat der Held, der Fürst der Cherusker, im Jahre 9 unserer Zeitrechnung die vereinigten germanischen Stämme gegen die römischen Legionen eines Varus zum entscheidenden Siege geführt. Und so steht er auch da: mit hoch erhobenem Schwerte, stolzen Hauptes ein Halt! den Eindringlingen gebietend. Das Bündel Ruten, das Zeichen der Schmach, mit denen die freien Germanen sich schlagen lassen mußten, liegt neben ihm auf dem Boden; und daneben ein römisches Feldzeichen, ein Adler: den zertritt Hermann der Cherusker mit dem linken Fuße. Dieses mächtige Standbild ruht auf einem hohen,schlanken Rundbau, der von einer Kuppel gekrönt ist. Eine breite Freitreppe führt mit vielen Stufen hinauf, und ringsum rauscht deutscher Wald.

Dieses erhebende Denkmal ist das Werk eines einzigen Mannes, nicht geschaffen im Auftrag eines deutschen Fürsten etwa, sondern aus eigenem Antrieb, unter größten Schwierigkeiten und Entbehrungen, geschaffen von Ernst von Bandel.

Dieser Bildhauer wurde am 17.Mai 1800 im mittelfränkischen Ansbach geboren und erlebte in seiner Kindheit das Schicksal fremder Besatzung auf deutschem Boden. Unter diesem Eindruck keimte in ihm schon in frühester Jugend der Gedanke, einmal als Mann etwas Gewaltiges zu schaffen, und als Dreizehnjähriger erklärte er, er wolle etwas "Sichtbares" vollbringen und hiefür wolle er alles Nötige lernen. Darum lehnte er, nach Nürnberg zum Studium geschickt, es ab,Gelehrter zu werden; dagegen wurde

deutsche Geschichte sein Lieblingsfach. Als er mit 17 Jahren auf die Münchener Universität kam, treibt ihn sein Inneres, Schüler eines Baumeisters und dann,1820,der eines Bildhauers zu werden: Nun hatte er seinen Lebensberuf gefunden! Und schon in den Jahren 1819 und 1820 entwarf er die ersten Zeichnungen für ein hochragendes Mal, wie es ihm schon immer vorgeschwebt war.

Wie andere Künstler seiner Zeit, ging er im Jahre 1825 nach Rom, aber gerade die Fremde brachte ihn zum vollen Bewußtsein seines Deutschtums. 1827 verheiratete er sich mit Caroline von Kohlhagen: dieser Schritt war mit entscheidend für das Gelingen seines Lebenswerkes; denn nur mit einer verständnisvollen Lebensgefährtin, welche ebenso stark wie er von der Volksseele durchglüht war, sodaß sie starkmütig Widerwärtigkeiten und Entbehrungen mit dem Gatten trug, war es möglich, das große Vorhaben zu verwirklichen.

Denn schon in jenen jungen Jahren mußte er die Verständnislosigkeit der Zeitgenossen erfahren. Als er im Freundeskreis von seinem künftigen Hermannsdenkmal sprach, lächelten seine besten Freunde darüber nur;sie hielten die Ausführung für unmöglich und rieten ihm ernstlich davon ab. Nur der Professor Maßmann, der Dichter des schönen Liedes "Ich hab mich ergeben" hatte Verständnis,versprach ihm Hilfe und hat auch immer sein Versprechen gehalten.

Obwohl Ernst von Bandel in München,wo der kunstsinnige König Ludwig I. regierte, Arbeit und Verdienst hatte, trieb es ihn nach Norddeutschland, dorthin,wo er doch einmal sein Denkmal errichten wollte. Über Berlin, wo er ein Modell Armins schuf, kam er nach Hannover(im Jahre 1834) und arbeitete hier im Auftrage des dortigen Königs, immer aber erfüllt von dem inneren Drange, "dem deutschen Volke ein Denkmal als ein Mahnzeichen zur Einheit hinzustellen". Im Herbst 1836 begab er sich nach Detmold; von einem Jungen ließ er sich auf die Höhe der Grotenburg führen und nun wußte er: "Hier werde ich das Denkmal errichten!"

Nach Hannover zurückgekehrt, durfte er mit Erlaubnis des Königs im Schlosse ein neues,nun schon sieben Fuß hohes Modell Armins öffentlich ausstellen: es sollte dadurch das Volk und dessen Unterstützung für seinen Plan gewonnen werden. Aber wie seinerzeit in München, mußte er nun in Hannover die bittere Enttäuschung erleben, daß nur wenige Verständnis für den großen Gedanken hatten: die meisten hielten ihn für einen "Narren und Windbeutel". Es war die Zeit,wo Jahn zwar von der Polizeiaufsicht befreit, aber aus jeder deutschen Universitätsstadt verbannt war, damit die Jugend von seinem Einfluß bewahrt war. Wie ein Friedrich List, der bedeutende Volkswirt und weit vorausschauende Vorkämpfer für die nationale Einheits Deutschlands und für Schaffung eines deutschen Eisenbahnnetzes, so eilte auch Ernst von Bandel seiner Zeit voraus und mußte das gleiche Mißverstehen seiner Zeitgenossen erleiden.

Bei diesem Versagen der Mitmenschen suchte sein Tatendrang nach einem Ausweg aus eigener Kraft, um allein,auf sich gestellt das große Werk zu beginnen. Er hatte ein Vermögen von 40 ooo Talern: Wenn er diese einsetzen würde, um sein Hermannsdenkmal für das deutsche Volk zu bauen? Er besprach sich mit seiner Frau; er stellte ihr aber auch alle Opfer und Entbehrungen vor, die das Werk fordern würde. Und die große Frau, die starke Seele sagte:"Schaffe dein Denkmal!" Sie war bereit, alles mit ihm zu teilen.

Nachdem nun der Fürst von Lippe-Detmold die Erlaubnis zum Auf-

stellen des Werkes erteilte, siedelte das Ehepaar im Jahre 1837 nach Detmold über,und 1838 begann von Bandel mit den ersten Arbeiten auf dem Berge. Als er im Frühjahr 1839 sein Schaffen fortsetzen wollte, gab es neue Schwierigkeiten. Es hatte sich zu seiner Unterstützung der Detmolder Denkmalsverein gebildet; der wollte ihm künstlerische Vorschriften machen. Doch Bandel blieb sich treu, er hielt an seinem Denkmalsentwurf fest und ließ es geschehen, daß der Detmolder Verein die Unterstützungen zurückhielt. Statt dessen lieh ihm der König von Preußen seine Hilfe, und so konnte Bandel 1841 die feierliche Grundsteinlegung durchführen. Bis 1846 arbeitete er dann an dem Unterbau, den er aus Bruchsteinen fertigte. Nun konnte die Figur in Angriff genommen werden. Darum ging Bandel 1847 wieder nach Hannover. Aber die Revolution von 1848 störte alle weiteren Pläne.

Zwar konnte auch dieser neue Schlag den Willen dieses großen deutschen Mannes nicht brechen(er schrieb damals:"Alles,was dem Gedeihen meines Werkes entgegentritt, kann es wohl aufhalten; aber Armins Säule wird erstehen; sein erhobenes Schwert soll noch fernen Nachkommen ein Wahrzeichen sein. Möge nie eine Zeit kommen, wo Deutsche es nur mit Scham ansehen können!"). Aber trotzdem stockte 16 volle Jahre das große Werk. Bandels Vermögen war in der Zwischenzeit aufgebraucht;mit Steinmetzarbeiten schlug er sich durch.

Diese schwere Wartezeit dauerte bis 1862. Da konnte der Hannoversche Denkmalsverein gegründet werden; dieser brachte bis zum Jahre 1863 die Summe von 5000 Talern zusammen, und sofort ging Bandel wieder an die Arbeit.

Das Geld reichte aber nicht, um einen Kupferschmied zu bezahlen: da lernte der 62jährige selbst dieses Handwerk. Er schrieb darüber:"Mit Hammer und Zange, mit Feuer und Armschmalz habe ich mit meinen beiden Fäusten alle Kupferteile der Arminstatue selbst getrieben aus geraden Kupferblechen." So fertigte er Stück für Stück an, um die Teile später an Ort und Stelle zusammenzufügen.

Da kam wieder eine Störung durch die Kriege von 1864 und 66. Aber Bandels Wahlspruch war:Was ich will, das kann ich! Er erkannte, daß die Jugend in viel größerem Grade Träger der Volksseele ist als die Erwachsenen; es war ja auch seit 1837 ein neues Geschlecht herangewachsen, das den Gedanken der deutschen Einheit verstand. Und als Bandel sich an den Primus(Vorzugsschüler) aller Schulen mit der Bitte um Unterstützung wandte, da hat ihm die Jugend geholfen, und das nötige Geld aus den Taschen der Älteren herauserbeten, und so konnte das Werk doch weiter wachsen. Auch König Wilhelm von Preußen unterstützte ihn mit einem Geschenk von 2000 Talern.

Als dann 1871 das Deutsche Reich wieder erstand, da war es auch für Bandel gewonnen: Der neue Reichstag bewilligte 10000 Taler und Wilhelm I., der erste Deutsche Kaiser und König von Preußen,gab dazu 9000 Taler. Nun war die Vollendung des nationalen Denkmals gesichert.

Zwar mußte Bandel mit den vorhandenen Mitteln sehr genau rechnen,aber er wie auch seine Frau verstanden es,sich einzuschränken. Er ließ sich auf der Grotenburg eine Blockhütte bauen,und in dieser wohnte das Ehepaar drei Jahre mit Ausnahme der Winterzeit. Sie war aufs einfachste ausgestattet, auf seine ausdrückliche Anordnung, hatte nur ein Wohn-und ein Schlafzimmer,dazu einen Vorraum; und die beiden schliefen in einfachsten Holzbetten auf Strohsäk-

ken. Aber das Werk gedieh: Beim Tagesgrauen ging Bandel an die Arbeit, und wenn am Abend kaum mehr etwas zu sehen war, verließ er den Ort seines Schaffens. Unermüdlich arbeitete er hoch oben auf dem Steinunterbau und setzte seine Hermannsfigur zusammen; nicht Regen noch Sonnenglut konnten ihn dabei abhalten. Zusehends wuchs das Standbild. Und schließlich konnte am 1.Mai 1875 das etwa 11 Zentner schwere und 7 Meter lange Schwert in den Schwertknauf eingefügt werden. Und in goldener Schrift strahlte es in die deutschen Lande,an alle deutschen Stämme,an das deutsche Volk die eindringliche Mahnung:

"Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht."

Auf dem Buckel des Schildes aber, auf den der siegreiche Cheruskerfürst sich mit der Linken stützt, stehen in ornamentaler Anordnung die Worte:"TREU FEST".

Was der Knabe gewünscht, was der Jüngling in seinen ersten Skizzen erträumt hatte,das war nunmehr an diesem ersten Mai nach vielen Jahrzehnten allen wirtschaftlichen Schwierigkeiten,allem Nichtverstehen der Menschen zum Trotz, in eiserner Ausdauer Wirklichkeit geworden. Am 16. August 1875 konnte er in Beisein des Deutschen Kaisers dem deutschen Volke das Hermannsdenkmal als ein Mahnmal für alle Zeiten übergeben.

Nicht lange sollte er diesen seinen Ehrentag,den schönsten seines Lebens,überleben: Schon nach 13 Monaten,am 27. im Scheiding 1876 schied dieser große Deutsche Mann und Künstler aus diesem Leben. Sein innerer Auftrag war erfüllt.

Sein Lebenswerk aber hat sogar die Wirren des zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre überdauert und immer mahnt es leise:

"T R E U F E S T".

Diepold

## Ein Bootsmanöver 1888

Da hockt er wahrhaftig immer noch voller Arbeitseifer auf dem Schneidertisch, er,den ich vor einem Menschenalter als einen der gewandtesten Turner in unserem Gau bei den großen Veranstaltungen ob seiner Geschicklichkeit so oft bewunderte. Mich trieb es,über einen gemeinsamen Bekannten einiges von ihm zu erfahren; denn der Meister hatte ihn als seinen Leutnant gekannt, während ich erst viel,viel später in Beziehung zu dem Manne trat, als die deutsche Not so manchen zu ihm führte.

Als ich dem greisen Meister meinen Wunsch mitgeteilt hatte u. den Namen des Mannes nannte, der sich so sehr über seine Zeit u. sein Volk erhob, da sank dem Alten die Arbeit in den Schoß, u.für eine Weile verharrte sein Auge in der Ferne über Raum und Zeit hinweg.

Dann straffte sich der alte Turner, und froh klang es:"Ja,der! Der war einer! Von dem könnte man viel erzählen. Wo soll ich da anfangen? Hm. Warten Sie. - So - jetzt hab ich was. Hören Sie:

Wir vom Seebataillon hatten einmal ein Bootsmanöver vor der ersten Hafeneinfahrt in dem kleinen,einsamen Wilhelmshaven.Zwölf Mann stark saßen wir in dem Kutter auf den Bänken. Unsere Fäuste umklammerten die schweren Riemen. Breitbeinig stand der Unteroffizier am Ruder und hatte das Kommando. An Backbord saß ganz vor-

ne als Letzter ein Leutnant, der uns von der Armee zugeteilt war.

Der Schlagmann neben mir machte kniffige Augen. Der Unteroffizier sah es wohl, ließ sich aber nichts merken. Erst übten wir:Riemen raus - so einige zwanzig Mal, wissen Sie. Na,das war so der Vorgeschmack von dem Spuk, der da kommen sollte;denn ein echtes diesiges Nordseewetter mit heftiger Brise lauerte auf uns. Dazu die Flutströmung, die da um die Ecke drückt. Sie kennen das dort ja.

Nun,da mußte man schon scharf reinhauen und sich in die Riemen legen, wenn der ungefüge Kutter nicht nach Arngast oder gar nach Dangast abtreiben sollte.

Wir also in die Riemen gelegt, daß die Knochen knackten und der Kasten mit schäumendem Bug durchs Wasser schoß. - Es ist mir wie gestern, was sag ich? - wie jetzt.

Die Kommandos des Uteroffiziers sind ein so hartes Lied, das nur zwei Töne hat, das uns aber antreibt, das alle Kräfte in uns hoch reißt. Das Rumpeln der Riemen und das Rauschen des Wassers geben die Begleitmusik dazu. Unhörbar singt in uns das Blut,ein Lied von nie ermüdender Jugendkraft und stählernem Willen. Und das H erz pocht den Takt. Es ist herrlich: um uns und in uns braust es, das Siegeslied, das der Seemann erlebt, das in seiner Kraft und Schönheit niemand in Worte fassen kann.

Der Schlagmann blinzelt mich an und nickt nach hinten. Das bedeutet: Was der Leutnant wohl macht? Und dabei gibt er ein Zeitmaß an, daß es eine Art hat. Waren wir's auch schon gewohnt, wird's manchem doch nachgerade ernst, und zusammengebissene Zähne und rote Köpfe verraten, daß die Anstrengung nicht ganz gewöhnlich ist.

Endlich Pause. Riemen hoch. Ruck. Es klappt. Wir sind ja im Eifer. Da gleitet der Blick des Unteroffiziers zu dem Leutnant. Doch der Gleichmut verfliegt, und eine sekundenlange Spannung liegt ihm im Blick. Was ist das? Später hat er's uns erzählt.

Kriecht da nicht unter den Händen des Leutnants ein winzig feines rotes Schlänglein hervor. Beileibe ja. - Blut. Seine Hände sind so harte Arbeit nicht gewöhnt, sie haben keine Schwielen. Sie rissen.

"Wünschen Herr Leutnant abgelöst zu werden?"-Höflich und bestimmt klang es von vorn:"Danke. Ich muß wissen, was verlangt wird, und darf nicht mehr fordern, als ich selber leisten kann. Machen Sie nur weiter."

Das ging uns durch, wissen Sie. Der Unteroffizier sieht in aller Augen ein frohes Aufblitzen: Das ist noch ein Leutnant.Der Schlagmann kriegt rote Ohren und schämt sich ein wenig. Da dröhnt plötzlich die Werftsirene dazwischen. Auch unsere Arbeit war beendet. Rasch rudern wir noch die paar hundert Meter bis an die Mole. Gelassen steigt der Leutnant aus, zieht seine weißen Handschuhe an, grüßt und geht mit festen Schritten den Deich entlang nach der Stadt, seiner Wohnung zu.

Wir alle sehen ihm nach. Über einen Augenblick nur, denn der Gefreite ruft:"Mensch, der Leutnant Ludendorff läßt sich nicht lumpen. Der hat durchgehalten." Und dann erzählte der Unteroffizier, was er beobachtet hatte. Der Rieman war noch am Griff rot."=

Der Meister schwieg eine Weile - noch ganz in Erinnerung ver-

loren. Dann sagte er bewegt:"Sehen Sie, von dem Tage an achteten wir Leutnant Ludendorff nicht nur wie gleich am ersten Tage, nun verehrten wir ihn alle. - Ja,ja - er ließ sich nicht klein kriegen. Er war immer Kamerad."

Der Alte sann und ließ jedem seine Gedanken; denn dem Gehilfen und dem Lehrling ruhten schon längst die Hände auf der Arbeit im Schoß.

Es war Stille in der Werkstatt. - Feierstunde.

Ich reichte dem Meister die Hand zum Dank und Abschied. Da wäre jedes weitere Wort zu viel gewesen. Erst im Straßenverkehr wurde mir bewußt: So ist es immer, wenn ein Großer unter uns tritt; selbst unscheinbare Tat offenbart uns den Kern seines Wesens.

Richard Hoyer

## Der Pumpenmeister von der "Seydlitz".

Als am 24. im H artung 1915 an der Doggerbank,zwischen Jütland und dem nördlichen Teil Englands, ein Seegefecht zwischen deutschen und britischen Kriegsschiffen stattfand, wurde unser Flaggschiff "Seydlitz" schwer getroffen. Eine feindliche Granate durchschlug einen der vier Panzertürme und tötete in der Kürze eines Augenblicks die gesamte Geschützbedienung: die einen melden von 143 Mann, die anderen sogar von 165.

Aber nicht nur die hier aufgestapelten Geschosse gehen in Flammen auf, sondern das Feuer fraß sich in die dahinter liegenden Räume hinein und entzündete dort das Pulver. Ja,die Stichflamme schlug in einen zweiten Panzerturm: 6000 Kilogramm Pulver ergaben auch hier ein,alles Leben verzehrendes Feuermeer.

Nun bestand die furchtbare Gefahr, daß das Feuer auf die anderen Munitionskammern übergriff: Dann wäre das Schiff, wären eintausend brave,todesmutige Männer einem unentrinnbaren Tode geweiht. Schon glühte die Oberfläche des Achterdeckes infolge der entsetzlichen Hitze, die das Schiffsinnere verzehrt. - Wann fliegt das Schiff in die Luft? Das ist die Frage, die sich der Kapitän der "Seydlitz" stellt.

Darum gab er, während das Feuerduell weiter ging, den Befehl an die Pumpenmannschaften, das brennende Achterdeck unter Wasser zu setzen. - Vielleicht gelingt es noch dem Pumpenmeister Heidkamp, das Feuer von den Munitionskammern fernzuhalten? Das ist der einzige Mann, der mit seinen Leuten das Flaggschiff noch retten kann.

Sie eilen nach dem Achterdeck. In den Gängen wird es immer heißer. Beißender Qualm und Rauch schlägt den Männern entgegen. Giftige Pulvergase benhmen ihnen den Atem.Die Hitze schlägt durch die Stiefelsohlen; sie versengt ihnen Haare und Haut. Doch das Pflichtbewußtsein der Flutmannschaften kennt kein Zurück; sie müssen das Achterdeck unter Wasser setzen, und das wollen sie.

Endlich sind sie bei den Flutventilen angelangt. - Jetzt müssen sie nur noch deren Räder drehen: Dann kann das Meerwasser einschießen! Dann fliegt keine Munitionskammer mehr in die Luft!

Doch - Entsetzen! Die Räder glühen infolge der furchtbaren Hitze!

Da ist es der Pumpenmeister Wilhelm Heidkamp, für den es kein Zaudern noch Zögern gibt. Die Räder m ü s s e n aufgedreht werden. Also erfaßt er selbst sie mit bloßen Händen. Und-sie drehen

sich! Das Wasser rauscht! Tausend wackere Männer sind vom sicheren Tode errettet!

Freilich - dem Tapfersten der Tapferen, dem Pumpenmeister Wilhelm Heidkamp, ist das Fleisch von den Händen weggebrannt. Auf lange Zeit ist er ans Krankenlager gefesselt. Allmählich heilen seine verbrannten, diese braven Hände. Doch die Lunge heilt nicht aus: Heidkamp hat sich bei seiner Heldentat auch eine Gasvergiftung zugezogen, und an dieser stirbt er siebzehn Jahre später.

Ehre seinem Andenken!

Diepold

## Elsa Brandström

Es ist ein Glück für die immer wieder von furchtbarsten Kriegen heimgesuchte Menschheit, daß es ein Rotes Kreuz gibt.

Schon im ersten Weltkrieg wirkte es sehr segensreich. Und als deutsche und österreichische Soldaten in russische Gefangenschaft gerieten, da nahm sich das schwedische Rote Kreuz ihrer an.

Wie andere schwedische Frauen, so wurde auch die Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg rote Kreuzschwester. Diese opferte sich in ganz hervorragender Weise für unsere Kriegsgefangenen auf.

Sie übernahm den Dienst in sibirischen Lagern und erkannte mit mütterlichem Sinne sehr schnell, wo und wie geholfen, die Verhältnisse gebessert werden könnten. Und mit starker Hand hat Elsa Brandström unendlich viel Leid gelindert. Durch keine Mühen noch Gefahren ließ sich die tapfere Frau abschrecken und hat größte Heldenleistungen vollbracht. Volle sechs Jahre harrte sie freiwillig in Sibirien aus; noch zwei Jahre nach dem Friedensschluß führte sie dort das Opferleben, und erst dem letzten Kriegsgefangenentransport schloß sie sich an.

Dieser Dienst brachte schwere Erlebnisse für die große Frau; am nachhaltigsten beeindruckte es sie, wenn sie sah, wie sehr sich unsere Männer um ihre Frauen und Kinder Sorgen machten. Elsa Brandström schrieb einmal darüber:

"Die Soldaten starben sehr schwer; schlaflose Nächte gingen einem solchen Tode voraus. Tag und Nacht sahen die Sterbenden Frau und Kinder vor sich. Und die Verzweiflung darüber, daß sie diese hilflos zurücklassen mußten, machte den Todeskampf bitter. Stand man jung und gesund an einem solchen Sterbebett, so hatte man nur den einen Wunsch, diesen letzten Kampf zu erleichtern. Wie leuchtete ein Gesicht auf, wenn man versprach, sich der Seinigen anzunehmen! So kam es, daß ich einem nach dem anderen der Sterbenden das Versprechen gegeben habe, für seine Kinder zu sorgen."

Und dieses Versprechen hat sie auch eingelöst. Sie gründete Erholungsheime für Kriegerwaisen und Genesungsheime für Kriegsopfer. Sie wurde dabei vom schwedischen Hilfskomitee unterstützt; doch das Geld reichte nicht hin noch her. Da schrieb die tatkräftige Frau ein Buch über ihre Erlebnisse in Sibirien und unternahm eine Vortragsreise durch die USA; den Erlös aber verwandte sie für das Werk ihrer helfenden und heilenden Hände. -

Es blieb ihr nicht erspart, auch den zweiten Weltkrieg mit seinen noch gesteigerten Schrecknissen zu erleben. Am 3. März 1948

schloß sie ihre gütigen Augen.

Elsa Brandström ist eine Tochter des uns blutsverwandten schwedischen Volkes. Und wir vergessen es den Schweden nicht, daß sie ein mitfühlendes Herz für die große Not, die ab 1945 über uns hereingebrochen ist, gezeigt haben.

Schwedische Güte hat viele deutsche Tränen getrocknet!

Diepold

Vielhunderttausend Gräber wohl in der halben Welt,
Um die die Sonne leuchtet, um die der Sturmwind gellt,
Auf denen Blumen blühen und oft auch Unkraut rankt -
Vielhunderttausend Söhne, um die ein Volk gebangt -
Sie ruhn von Kampf und Streiten, von Leid und bittrer Not
Und künden fernsten Zeiten ein heiliges Gebot:
Vielhunderttausend Gräber, wenn die ein Volk vergißt,
Dann stirbt, was lebenspendend an solchem Opfer ist.

Erich Limpach

## Die Retterin von Heidelberg

Heidelberg, "die feine, die Stadt an Ehren reich", liegt auf beiden Seiten des Neckar.

Im April 1945 besetzten die amerikanischen Truppen den Nordteil; die deutschen Streitkräfte standen noch auf dem Südufer. Um Mitternacht wurden die Neckarbrücken gesprengt; die beiden Fronten lieferten sich ein Feuergefecht; die Bevölkerung hockte bangend in den Kellern.

Der amerikanische Befehlshaber aber wollte die Stadt schonen und wünschte, drei Parlamentäre mit einem Schreiben an die deutschen Truppen zu senden; aber nirgends war ein Nachen aufzutreiben.

Die Kunde von dieser Schwierigkeit, welche die Rettung der Stadt in Frage stellte, drang auch in einen Bunker. Die "Rhein-Neckar-Zeitung" berichtete seinerzeit darüber folgendes:

"Lähmende Stille herrschte im Bunker. Niemand sprach. Wer setzt die Unterhändler über? Woher einen Kahn nehmen? - 'Kommt!-Wir versuchen es!' Aus einer Ecke klang die Stimme eines 16jährigen Mädchens. Wo Männer schwiegen, da faßte die 16jährige Anni Tham einen beherzten Entschluß und verließ, als handle es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt, mit zwei Freundinnen den Bunker. An den Hauswänden ging es entlang, in den elterlichen Hof. In fliegender Hast wurde ein Faltboot klargemacht und so schnell wie möglich an den Strand gebracht.

Die Parlamentäre standen unten im Zwielicht am Wasser. Dreimal ruderte Anni Tham über den Fluß. Dreimal beförderte sie, keuchend vor Anstrengung, einen Parlamentär über den Strom. Sie sah nicht rechts und nicht links; sie hatte nur zu rudern, damit das Schreiben der Amerikaner noch rechtzeitig in die Hand des deutschen Kommandeurs kam, um das Schlimmste zu verhüten. Nach einer Stunde hatte sie es geschafft.

Feierlich still war es im Bunker, als die Mädchen zurückkamen. Der Tag dämmerte. Die Deutschen räumten den Südteil der Stadt, und die Amerikaner besetzten das unzerstörte Heidelberg, die ein 16jähriges Mädchen vor dem Untergang gerettet hatte."

## Der Weg eines Briefes

In dem französischen Kriegsgefangenenlager herrschte Aufregung. Die Landser umdrängten eine deutsche Krankenschwester, die reisefertig zwischen ihnen auf dem Lagerhof stand. Bis vor kurzem war auch sie eine Kriegsgefangene gewesen. Aber jetzt war sie entlassen worden und durfte endlich die Reise in die Heimat antreten.

Ein offener Koffer, gefüllt mit Briefen, stand an ihrer Seite. Es waren Nachrichten der Kriegsgefangenen an ihre Angehörigen in Deutschland. Und sie hatte versprochen, sie mitzunehmen und der deutschen Post zu übergeben.

Gerade als sie den Koffer schließen wollte, eilte noch ein Gefangener herbei, der in der Hand einen Brief schwenkte. "Bitte, Schwester!" rief er schon von weitem, "nehmen Sie auch meinen Brief mit! Er ist an meine Eltern in Hannover gerichtet. Ich habe schon seit Jahren nichts mehr von ihnen gehört."

Die Schwester lächelte freundlich, nahm den Brief in Empfang und legte ihn zu den übrigen in den Koffer. Bald darauf saß sie im Zuge, der sie glücklich über die Grenze nach Deutschland, in die lang ersehnte Heimat brachte.

Aber in Stuttgart stieß ihr ein Mißgeschick zu: Der Koffer mit den Briefen wurde ihr gestohlen.

Der Dieb machte große Augen, als er den Koffer öffnete und sah, daß seine Beute nur aus lauter Briefen bestand. Als er dann weiter erkannte, daß es sich um die Nachrichten von Kriegsgefangenen an ihre Angehörigen handelte, da siegte in ihm das Gute. Vielleicht war er selber aus der Gefangenschaft heimgekehrt. Kurzum, er machte ein Paket aus den Briefen und schickte es an die Krankenschwester, deren Anschrift im Koffer gelegen hatte.

Die Schwester war natürlich froh erstaunt, als sie die Briefe wieder in Händen hatte und nun für deren Beförderung sorgen konnte. -

Als aber gerade der eine Brief, der noch im letzten Augenblick von dem Landser abgegeben worden war, in Hannover auf dem Hauptpostamt einlief, konnte er nicht zugestellt werden: Das Haus, in dem die Eltern gelebt hatten, war durch Bomben in einen Schutthaufen verwandelt worden.

Die Post übergab den Brief nun einem ihrer Sonderbeamten, der feststellen sollte, wo die Empfänger, an die er gerichtet war, sich jetzt aufhielten. Er konnte jedoch nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß sie unbekannt nach Süddeutschland verzogen waren. -

Damit hätte nun eigentlich der Weg des Briefes als unbestellbar sein Ende gehabt. Aber der Mann, der ihn in Händen hatte, war nicht nur ein tüchtiger Beamter, sondern er hatte auch ein mitfühlendes Herz.

Da stand nun in der Nähe der Trümmerstätte ein Wirtshaus. Dort, an dem Gläserschrank, heftete der Beamte mit Erlaubnis des Wirtes einen Zettel mit jener Anschrift und dem Vermerke an, daß

ein Brief bei der Post lagere. -

Monate vergingen.

Eines Tages stand ein Heimkehrer stumm vor dem Schutthaufen, der einstmals ein Haus gewesen war. Es war ein Sohn der Leute, die hier gewohnt hatten. Endlich war er aus der Gefangenschaft im Osten entlassen worden, hatte hoffnungsfroh den Heimweg angetreten und fand nun hier die alte Heimstatt in Trümmern. Traurig wandte er sich schließlich ab und begab sich in die Gaststätte. Kaum hatte er begonnen, dort seine Geschichte zu erzählen, als der Wirt auch schon mit dem Zettel herbeikam, der noch immer am Gläserschrank gehangen hatte. Der Heimkehrer las; dann eilte er zur Post, wo ihm der Brief ausgehändigt wurde.
"Er ist von meinem Bruder," sagte er froh; "seit Jahren schon haben wir ihn für tot gehalten."

Später ist es dem Heimkehrer gelungen, seinen inzwischen aus der Gefangenschaft entlassenen Bruder und auch seine übrigen Angehörigen wieder zu finden.

So hat der Brief seinen Weg durch viele Menschenhände gemacht, und sie alle haben dazu beigetragen, daß er am Ende doch noch seine Aufgabe erfüllen konnte.

Lucie Evard

## Der Held von der Lokomotive

An einem nebligen Novembertag des Jahres 1948 näherte sich der von Paris nach Koblenz fahrende D-Zug dem Cochemer Tunnel. 650 Reisende, Deutsche und Franzosen, Erwachsene und Kinder, befanden sich darin. In den behaglich erwärmten Abteilen saßen die Menschen, lesend oder schlafend, oder im Gespräch mit den Mitreisenden.

Jetzt zog ein Fahrgast die Uhr und nickte befriedigt. "Keine Verspätung!" sagte er zu seinem Nachbarn. "Der Zug fährt gut. Wenn er so weitermacht, lassen sich die Anschlußzüge nach Köln und Frankfurt leicht erreichen." -

Währenddessen lehnten in den Seitenfenstern der gewaltigen D-Zug-Lok der Lokomotivführer August Vochtel und sein Heizer. Mit schnellem, geübtem Blick prüfte Vochtel von Zeit zu Zeit die Instrumente. Alles in Ordnung.

Der Lokführer wandte sich seinem Heizer zu. "Da ist der Cochemer Tunnel," sagte er. Dann lächelte er ein wenig: "Ich weiß kaum mehr, wie oft ich ihn gefahren bin."

Er warf einen letzten Blick auf den Geschwindigkeitsmesser, ehe er auf das Pfeifensignal drückte. Fauchend und ratternd tauchte der Zug, gleich einem riesenhaften Ungeheuer in den finsteren Schlund der Felsenhöhle ein.

Da - in der Mitte des Bergtunnels geschah es!
Plötzlich gab es einen Knall, und eine sengende Stichflamme fuhr aus dem Feuerloch. Der Kohlenstaub in der Feuerung war explodiert! Im Nu stand die Lokomotive in Flammen. Auch die Kleidung Vochtels fing Feuer und brannte lichterloh. In wilder Hast riß ihm der Heizer die brennenden Fetzen vom Leibe.

"Ich muß bremsen!" ächzte der Lokführer, und schon tastete er sich durch die sengende Glut, hin zu den Bremsventilen. Doch, wohin er auch faßte, da blieb seine Haut hängen an glühendem Eisen, und das Fleisch an seinen Händen verschmorte bis auf die Knochen. Bei

1000 Grad Hitze waren die Ventile rotglühend geworden. Führerlos rast der Zug dahin, und gleich mußte der Bahnhof Cochem sichtbar werden, der unmittelbar hinter dem Tunnelaustritt beginnt. Ein furchtbares Unglück stand bevor.

Die Fahrt des Zuges war etwas langsamer geworden. Ahnungslos saßen 650 Reisende auf ihren Plätzen und wußten nichts von der Gefahr, in der sie sich befanden.

Aber da war August Vochtel, schon schwer verbrannt, aber beseelt von dem Willen, das Verhängnis um jeden Preis abzuwenden. Er kletterte hinaus auf den Laufsteg und schob sich/Fuß um Fuß an dem glühenden Leib seiner Maschine entlang, nach vorne, dorthin, wo an ihrem Kopfende das Luftventil liegt. Nur mit ihm war der Zug noch aufzuhalten...

Die Reste seiner Kleidung schwelten an seinem Körper, und der gegen ihn pressende Luftzug zwang ihn, um jeden Schritt unter Qualen zu kämpfen. Die vorbeifliegende Tunnelwand schien ihn mit sich zurückreißen zu wollen; aber langsam zwar, doch unaufhaltsam drang Vochtel, schon halb bewußtlos, nach vorne. Endlich - endlich konnte er das Ventil packen, das die Bremsluftschläuche abschließt. Zischend entwich die Luft, und knirschend griffen die Bremsen ein. Am Ausgang des Tunnels kam der Zug zum Stehen.

Den August Vochtel hatte eine Ohnmacht von den Schmerzen und Qualen seiner furchtbaren Verbrennungen erlöst. Zwischen dem Windschutzblech und den Puffern seiner Maschine hat man ihn bewußtlos gefunden. Wohl hat die Kunst der Ärzte ihm das Leben gerettet, aber eine Lokomotive wird er nie wieder führen können.

Seiner Opferbereitschaft und seinem heldenhaften Mut aber wird in den Herzen vieler Menschen ein Denkmal errichtet.

Lucie Evard

## Eine Frau steh_t ihren Mann!

Immer, wenn Frau Hermine aus dem Fenster ihrer wieder aufgebauten Wohnung in Hamborn blickte, gab es ihr einen schmerzlichen Stich durchs H_erz. Da lag sie vor ihr, die einst so schmucke Marienstraße, in Schutt und Trümmern, wohin sie auch blickte. Sie schüttelte den Kopf. Sieben Jahre nach Kriegsende, und noch hat niemand Anstalten getroffen, wenigstens das eine oder das andere Haus wieder aufzubauen! dachte sie. Hier in dieser Straße hatte sie sich beheimatet gefühlt; deshalb fiel es ihr so schwer, den Anblick der Zerstörung zu ertragen.

Da aber las die junge Frau eines Tages in der Zeitung, daß Baugemeinschaften von der Behörde das Geld zum Bauen erhalten, wenn sie über 50 Wohnungen dazu bereitstellen.

Dann müßte es doch möglich sein, daß auch unsere Marienstraße wieder aufgebaut wird, dachte sie sogleich. Da brauchte man sich doch nur bei den Nachbarn zu erkundigen, ob sie mitmachen wollen. Wenn wir genug beisammen haben, gründen wir eine Baugemeinschaft und lassen uns von der Behörde das Geld zum Bau geben.

Der Gedanke begeisterte Frau Hermine, und mit ihrer ganzen Tatkraft setzte sie sich für die Verwirklichung ihrer Idee ein.

Sie begann damit, Erkundigungen nach den Eigentümern der einzelnen Grundstücke einzuziehen und sie zur Beteiligung an ihrem Vorhaben zu gewinnen. War ihr das gelungen, dann mußte in vielen

Fällen erst der Nachweis erbracht werden, daß die Grundstücke ihnen auch wirklich gehörten. Das war nicht immer leicht, und die Arbeit wurde viel größer und schwerer, als Frau Hermine sich das anfangs vorgestellt hatte. Aber sie blieb ihrem Vorhaben treu u. endlich, nach wochenlangen Bemühungen, hatte sie eine Gemeinschaft Bauwilliger zusammengebracht.

Frau Hermine hatte die Verantwortung und die Sorge für das Gelingen auf sich genommen, und sie hatte das Glück, bald einen Architekten zu finden, der ihr in allen Fragen mit Rat und Tat zur Seite stand. Als sie sich aber nun an die Behörde wandte, um das Baugeld für das Unternehmen zu erhalten, stieß sie auf Schwierigkeiten. Die Stadtverwaltung stand den Bauplänen so kühl gegenüber, daß die Genossenschaftsmitglieder mutlos wurden und das ganze Vorhaben aufgeben wollten. Aber die tapfere Frau ließ nicht locker.

"Soll unsere Arbeit umsonst gewesen sein?" fragte sie. Unentwegt lief sie von einer Dienststelle zur andern und sprach mit allen möglichen Beamten. Endlich fand sie unter ihnen einen Mann, der sich für die Verwirklichung ihrer Pläne einsetzte und die Behörden so in Schwung brachte, daß in kurzer Zeit das Geld zum Bauen bewilligt wurde. --

Wenn heute Frau Hermine aus dem Fenster schaut, sieht sie in der Marienstraße die Maurer eifrig am Werk, und es wird nicht lange dauern, dann kann sie auf die neuen dreistöckigen Häuser blicken, die 92 Familien eine H_eimstatt geben. Und die hat ihnen ihr Wirklichkeitssinn und ihre Tatkraft geschaffen.

Lucie Evard

## Ein Husarenstückchen auf dem Wasser

Der türkische Reeder (Schiffsbesitzer) Hasim Mardin hatte einen Öltanker auf einer Schiffswerft in Bremen überholen lassen. Die Rechnung machte eineinhalb Millionen Mark. Da sie nicht beglichen wurde, kam der Gerichtsvollzieher an Bord und pfändete das türkische Schiff.

Das ist hart, aber der Lauf der Dinge. Wer Schulden macht, muß auch bezahlen.

Der Türke war aber ein tüchtiger Seefahrer. Und da eben Fasching war, glaubte er, den allgemeinen Trubel werde auch die bremische Wasserschutzpolizei mitmachen. Und kurzerhand legte er in der Nacht von Fastnachtsmontag auf Dienstag 1953 heimlich mit seinem Schiffe ab und fuhr ohne Hafenlotsen und Schlepperhilfe, mit abgeblendeten Lichtern in voller Fahrt die Weser abwärts, dem Meere zu.

Aber er hatte seine Rechnung ohne die Deutschen gemacht. Und so ging sie ihm nicht auf.

Die bremische H_afenpolizei hatte eben nicht den Fasching im Kopfe, sondern auch in dieser Nacht die Augen offen. Und wie sie das Schiff ohne Lichter fahren sah, wollte sie es stoppen. Doch der Türke tat so, wie wenn er nicht verstünde; und die Bremer Wasserschutzpolizei hatte nur kleine Fahrzeuge, und so konnte sie weiter nichts ausrichten gegen den Öltanker mit seinen 7800 Bruttoregistertonnen.

Aber sie funkten an ihre Kameraden in Bremerhaven, und die sagten mit Wilhelm Tell: "Durch diese schmale Gasse muß er kommen, es führt kein andrer Weg ans Meer" und liefen dem Türken entgegen.

Als das Gespensterschiff aus dem Dunkel der Nacht auftauchte, gaben sie ihm Blinksignale und schossen rote Leuchtkugeln, um ihn zu stoppen; doch der Türke spielte wiederum den Kannitverstan und fuhr mit höchster Maschinenkraft weiter.

Da legte kurzentschlossen der Kommandant sein Wachboot längsseits des Türken, und auf einmal waren der Kommandant, ein Lotse und einige Mann hinauf geklettert: kurz, sie enterten regelrecht den türkischen Öltanker.

Anfangs setzte sich dessen Bemannung zur Wehr; mit Wasserschläuchen leisteten sie Widerstand. Aber dann gaben sie klein bei und fügten sich dem Unvermeidlichen.

Der Anführer der Entermannschaft übernahm im Augenblick das Kommando; der Lotse drehte das Schiff und ordnungsgemäß beleuchtet, ließ er es schön brav wieder weseraufwärts zu seinem alten Liegeplatz in Bremen fahren, wo es wieder an die Kette gelegt wurde. Wieder kam der Gerichtsvollzieher an Bord; neuerdings klebte er dem Schiff den berühmten Kuckuck an die "Stirne". Und damit Herr Hasim Mardin nicht noch einmal auf den Gedanken käme, +) wurde vorsorglicherweise eine deutsche Polizeiwache auf sein Schiff gelegt. +) Reißaus zu nehmen,

Denn Ordnung muß sein.

Und so gab es auch noch eine Gerichtsverhandlung. Aber schon nach 10 Tagen. Man hatte Verständnis für den Tatendrang und die Reiselust des türkischen Reeders und wollte ihn nicht unnötig lange aufhalten. Dennoch aber mußte er wegen Pfandbruch (er hatte das Siegel des Gerichtsvollziehers entfernt) und wegen fahrlässiger Transportgefährdung (er hatte auf seiner abenteuerlichen Fahrt nicht die vorgeschriebenen Lichter gesteckt) und wegen anderer Verstöße gegen die deutsche Ordnung verurteilt werden (es kostete eine Geldstrafe von 30000 Mark). Aber es stellte sich in der Gerichtsverhandlung heraus, daß der Türke ein Ehrenmann war: Er hatte das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben; denn für die anderthalb Millionen Schulden an die bremische Werft hatte er eine Bankbürgschaft hinterlegt; auch war er ein Opfer der Währungsparagraphen seiner Regierung geworden, aus denen ihn schließlich ein rettendes Fernschreiben aus Istanbul befreite.

Am Schlusse der Verhandlung betonte der Vorsitzende des Gerichts: "Wir hoffen, daß dieser Prozeß nicht die traditionelle (überlieferte) deutsch-türkische Freundschaft trüben und beeinträchtigen werde." Im übrigen zollten die Deutschen an der Waserkante seiner seemännischen Kunst volle Anerkennung, weil er sein Schiff bei Nacht, ohne Lotsen und ohne genaue Kenntnis des Fahrwassers fast bis an die Mündung der Weser gebracht hatte, u. sie freuten sich über sein Piratenstückchen.

Aber letzten Endes konnte er eben doch nicht bestehen vor seinem Gegenspieler aus Bremerhaven. Denn jenes Wachboot, das ihn geentert hatte, befehligte -

ein früherer U-Boot-Kommandant!

Diepold

## Ein Fremdenlegionär und seine Mutter

Frau Klara Michalski mußte seinerzeit - wie so viele- mit ihren zwei Kindern, einer Tochter und dem 15jährigen Heinz, aus Breslau flüchten. Schließlich gelangten sie nach Treysa, einem

hessischen Städtchen. Auch der Vater fand nach dem Kriege glücklich zu den Seinen zurück. Sie waren nun alle wieder vereint; sie wohnten aber doch in recht engen Verhältnissen.

Für Heinz, der nun allmählich herangewachsen war, stand nur das schmale Feldbett in der Küche zur Verfügung; dieser beschränkte Zustand bedrückte ihn. Auch seine Versuche, in der kleinen Stadt Arbeit zu finden, waren immer wieder vergeblich. Und dabei war er doch schon achtzehn Jahre alt.

Eines Abends kam er von der Arbeitsuche nicht mehr heim. Die Verzweiflung über die Hoffnungslosigkeit seines unnützen Lebens hatte ihn übermannt.

Nach Wochen kam eine Karte von ihm an die besorgten Eltern. Sie war aus Frankreich; dort hatte er Arbeit gefunden.

Sein Glück war aber nur von kurzer Dauer. Entlassen, stand er mittellos auf der Straße, in fremdem Lande.

So meldete er sich bei der Fremdenlegion. Wieder kam ein Brief an die Eltern; der war aus Nordafrika.

Das war ein harter Schlag für seine Angehörigen. Der Vater aber sagte: "Das darf ja gar nicht sein! Der Junge ist nicht volljährig; also darf er nicht bei der Fremdenlegion genommen werden!"

Als die Mutter von dieser Rechtslage hörte, war ihr Plan sofort gefaßt: Unter allen Umständen mußte sie ihren Sohn wieder aus der Legion herausholen! Sie konnte sich ja auf das gute Recht stützen und so schrieb sie nach Bonn, an den Oberkommissar, an die UNO. Viele Monate lang kämpfte die Mutter um ihren Sohn. Immer neue Wege und Versuche fand ihre Mutterliebe. Und doch half ihr das alles nichts: sie hatte keinen Erfolg.

Es war ja auch nicht anders möglich. Denn Heinz hatte in seiner Verzweiflung sich um einige Jahre älter angegeben, nur um ja angenommen zu werden. Wer aber einmal bei der Fremdenlegion unterschrieben hat, der kann nicht mehr heraus geholt werden! --

Die Jahre verstrichen den Eltern in banger Sorge.
Ab und zu kam ein Brief von Heinz, und der war aus Indochina, wo die schweren Kämpfe mit den Eingeborenen tobten; und die Zeitungen meldeten immer wieder Schreckliches und Grausames von dort.

Da, eines Tages - es war schon das Jahr 1952 geworden - schrieb er aus Tunis! "Mutter, besuche mich! In Indochina habe ich das Geld für Deine Reise zusammengespart, für ein Wiedersehen!"

Wieder kämpfte Frau Michalski Monate lang mit den internationalen Behörden um die Erlaubnis, ihren Sohn in Tunis besuchen zu dürfen. Und diesmal hatte sie Erfolg! Wie im Traum machte sie die weite Reise nach dem Süden. Und am Kai von Tunis umarmte eine deutsche Mutter ihren Sohn in der Legionsuniform.

Die afrikanische Sonnenglut, all das Fremdartige kam der Frau gar nicht zu Bewußtsein: sie sah nur ihren Sohn! Und der frühgereifte Soldat - er sprach nichts von den Schrecknissen des Dschungelkrieges, er sprach wenig von seinen Verwundungen - er war nur wieder Kind, das Kind der Mutter! Fünf Wochen Urlaub hatte der Fremdenlegionär Heinz Michalski. Fünf glückselige Wochen verbrachten Mutter und Sohn in trauter Verbundenheit, bis Abschied genommen werden mußte.

Noch zwei Jahre muß Heinz bei der Fremdenlegion ausharren, bis sein Vertrag abgelaufen ist. Bis dahin aber will sich seine Mutter

gar nichts gönnen, nur immer sparen, damit sie eine größere Wohnung kaufen, ihrem Heinz ein Zuhause bieten kann.

Die Fremdenlegionäre aber sagten beim Anblick von Frau Michalski: "Wenn wir auch so eine Mutter hätten, dann hätten wir nicht den verhängnisvollen Schritt getan, hätten nicht Deutschland mit der Fremdenlegion vertauscht!" Ihnen allen stand die Sehnsucht nach der Heimat in den Augen geschrieben. Die Sehnsucht nach Deutschland!

Diepold

O Mensch, du hast ein Vaterland,
ein heiliges, ein geliebtes Land,
eine Erde, wonach deine Sehnsucht
ewig dichtet und trachtet!
Wo dir Gottes Sonne zuerst schien,
wo dir die Sterne des Himmels
zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir
zuerst seine Allmacht offenbarten
und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken
durch die Seele brauseten:
Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenaug'
sich liebend über deine Wiege neigte,
wo deine Mutter dich zuerst
mit Freuden auf dem Schoße trug
und dein Vater dir die Lehren
der Weisheit ins Herze grub:
Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln,
und wohnte Armut und Mühe dort mit dir -
du mußt das Land ewig liebhaben;
du sollst es nicht vergessen,
sondern behalten in deinem Herzen!

Ernst Moritz Arndt

## VATERLANDSLIED

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb' und Leben,
Mein Deutsches Vaterland.

Mein Herz ist entglommen,
Dir treu zugewandt,
Du Land der Frei'n und Frommen,
Du herrlich Hermannsland!

Laßt Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben
Fürs heilge Vaterland!

H.F.Maßmann

Wer Großem nie sich hingegeben,
Der ging vorbei am wahren Leben.

Erich Limpach

# Der Weise und die sieben Hähne

Während der wirrvollen Jahre nach dem zweiten Weltkriege hatten sieben Lehrer auf verschiedenen Straßen zu dem Weisen gefunden, der nicht weit von Siebenwegen, der uralten Kultstätte des Waldes, wohnte und sich im Umgange mit den Unsterblichen die Kraft bewahrte, den Jahrmärkten der Zeit zu widerstehen. Er kannte die große Stadt und ihre Trümmer und liebte den Strom, daran sie lag. Doch er blieb der Stille treu, die sein Wald barg, und manche Sucher kamen, sich von ihm beraten zu lassen.

Die sieben Lehrer, die am selben Tage eintrafen - mitten im September übrigens - waren Fachmänner eines Lebensgebietes: jeder von ihnen hatte ein Lesebuch erarbeitet. Doch sie bekämpften sich, und da es heftig geschah, waren sie unter den übrigen Erziehern gefürchtet und hießen die Lesebuch-Hähne.

Der Weise saß mit ihnen auf der Terrasse seines Waldhauses. Die Sonne schien, der Kiefernforst duftete, und Eichhörnchen spielten um die rotrissigen Stämme oder durch die Nadelkronen. Tage und Nächte hindurch waren die "Sieben" unterwegs gewesen, unabhängig voneinander den Weisen zu suchen, und sie hatten ihn gefunden.

Das Gespräch, darin sie ihr Anliegen vortrugen, bewegte sie mit jedem Worte tiefer. Nachdem es eine Weile hin und her gegangen war, der Weise aber nicht eingegriffen hatte, bat er, jeder möge zusammenfassen, was ihn bei seiner Arbeit beseelt habe.

Da sagte der Erste:"Die Kinder sollen lesen lernen. Ich diene mit meinem Buche, dem technischen Leseprozeß." - Der Zweite erklärte:"Was wäre ein Kind, dem ich nicht auf jede nur denkbare Art nützliche Kenntnisse vermittelte?" - Der Dritte forderte:"Ich will mehr! Mein Lesebuch soll kindernah sein. Was es enthält, schrieb der Erwachsene in der Sprache des Kindes." - Der Vierte rief:"Wo bleibt die Kunst? Wo bleibt die Dichtung? Mein Buch will das Kind und durch das Kind die Masse zur Dichtung erziehen." - Der Fünfte lächelte überlegen und fuhr fort:"Nein - alles irrt! Ich ließ das Lesebuch von Kindern schreiben. In meinem Buche triumphiert 'die Pädagogik vom Kinde aus'." - Der Sechste sprach todernsten Gesichtes:"Weltbild! Mein Buch spiegelt das Bild der modernen Welt. In sie muß das Kind hineinwachsen; in ihr muß es sich morgen betätigen." - Der Siebte hingegen fuhr auf:"Der Unterricht im Deutschen hat die kindlichen Sprachkräfte zu entfalten. Mir geht es nicht um kindertümliche:ich fordere die kindeseigene Sprache."

Der Weise hatte jedem der Sprecher gelauscht. Als der letzte verstummte, schwieg er eine Weile, und die sieben Lesebuch-Hähne saßen gespannt, blickten ihn an und hörten gleichsam die Stille des asternbunten Gartens und der durchsonnten Kiefern jenseit des Hauses.

Sein erstes Wort aber traf sie wie ein Blitz. "KENNT IHR DAS VOLK DER JUDEN?" Sie blickten sich verwirrt an und sahen dann wieder zu ihm hinüber, und keiner von ihnen fand ein Wort.

"Bedenkt," sprach der Weise, "wie dieses Volk über die Zwietracht seiner Stämme zur EINHEIT verschmolz, das VOLKHEITLICHE also trotz den bitteren Kämpfen schließlich einen Staat gebar, ein Königreich! Erwägt, wie David Israels Herrenstellung begründete; sein Sohn, der weise Salomo, Jerusalem schuf, das zentrale Heilig-

tum; wie dennoch die Zwietracht der Stämme nicht schwieg und immer wieder das Ganze gefährdete! Bedenkt, wie sich schon nach Salomos Tode das Königreich teilte und hinfort das Nordreich gegen das Südreich stand! Litt nicht dieses eigengeartete Volk unter den Spannungen, welche unser Volk und alle abendländischen Völker der Gegenwart quälen: unter Spannungen, wie sie die Gegensätze zwischen der Masse der Besitzlosen und den Schichten behaglicher Genießer, wie sie gärende Eifersucht der Stämme und Geschlechter, die zerrüttenden Kämpfe der Parteien auslösen? Erinnert euch, wie Assyrer,Chaldäer,Babylonier Israel und Juda heimsuchten, die Vornehmen beider Reiche fortführten und Jahrzehnte hindurch gefangen hielten, wie das Schicksal diesem Volke zuletzt jede Möglichkeit zu einem staatlichen Leben nahm, wie es aber über das Zerreißende dieses Schicksals, zerstreut zwar über die Welt- V O L K blieb!"

"Was soll das?" fuhren die Hähne wie aus einem Munde auf. Der Weise lächelte. "Wem danken die Juden diese Begnadung?" Die sieben Hähne vermochten nicht,zu antworten. Der Weise hingegen sprach:"Sie danken solche ihrem - LESEBUCHE!" Wieder schnellten die Blicke der Hähne zu ihrer Frage gleich Irrlichtern,und sie sagten abermals wie aus einem Munde:"Kennst du es denn?"

"Ich meine nicht jenes Buch, das euch trennt," versetzte der Weise, "weil ihr zwei Aufgaben verwechselt: die des Lernens und die des W e i h e n s . Ich denke an die HEILIGE SCHRIFT der Juden."

"Die Heilige Schrift?" Zum drittenmal fragten die sieben Hähne ungläubig, und sie blickten den Weisen an, wie wenn sie ihn für närrisch hielten. Er jedoch fuhr unbeirrt fort:

"Das Vielerlei des Wissens zersplittert. Denkmalhafte Einfalt aber bindet. In dem,was sich 'Heilige Schrift' nennt, bewahren die Juden die wesentlichen Schätze ihrer volkhaften Dichtung. Diese 'Heilige Schrift' hält dazu jene Dichtungen fest, die sich entfalteten, als das Volk gegenüber den gewaltigen Militärstaaten seinen inneren Bestand verteidigen mußte. Außerdem aber bewahrt sie einen Teil der Geschichte-Bücher. Sie ist somit den Juden bis heute Schatzhalter der volkhaften Dichtung, des geschichtlichen Schicksales und des religiösen Offenbarens:das Buch der V O L K - Bildung, in welchem ihr inneres Leben, wie sehr auch die Jahrtausende sie zerstreuten, Trost und Halt,die Kraft volkhaften Selbstbewußtseins findet. Sie ist das wahre 'L e s e - b u c h ', und dem Juden bleibt es selbstverständlich, daß Sohn und Tochter,der Enkel, wo immer er auch wohnt - ob in Palästina, in asiatischen,europäischen und amerikanischen Staaten - durch das fortgesetzte Erleben der Dichtungen des Heiligen Buches,Glied der jüdischen Volkheit, Träger des künftigen Volksschicksales wird."

"Und was soll das?" fragte der vierte der Lauscher.

"WANN SIND WIR DEUTSCHE, deren Schicksal in manchen Zügen dem der Juden gleicht, SO WEIT, zu spüren, daß die Werte UNSERER Volkheit denen der Juden gleich, EBENBÜRTIG sind, zumal für das Wachstum unserer Söhne und Töchter,unserer Enkel; daß sie also stark und würdig genug sind, unser Werden und Sein,unser Wirken zu heiligen? Ist nicht alle Geistesoffenbarung zutiefst religiös?"

"Die Dichtungen eines Volkes," fuhr der Weise fort, "sind die Sterne über seinem Schicksalswege. Sie wuchsen aus Weltangst und Weltsehnen, aus Liebe,Lust und Leid, aus ehrfürchtigem Staunen u.

naiver Weltschau und bleiben das GEDÄCHTNIS DER NATION. Sie führen die Blutsverwandtschaft der Volksgenossen zum GLEICHTAKTE des VOLKHAFTEN BEWUSZTSEINS, zum nationalen GEMEINWILLEN."

Das feurige Maß des Weisen bewegte die sieben Hähne. Er aber fuhr fort. Er sprach vom Kinderreim. Er lobte das Märchen. Er ließ Götter-, Helden- und Volkssage erstehen. Hiezu trete die geschichtliche und die Natur-Sage, das mythische Bild der Volkschaft zu runden und dem jüngeren Geschlechte zu künden, ES TUE NOT, daß es GEFÄHRDET LEBE. So wüchsen ihm - der Weise wartete an dieser Stelle einen Augenblick - die großen Motive, die TRIEBKRÄFTE zu: jene bewegenden Kräfte, die Werden und Handeln trieben und NEUEN ADEL ermöglichten, Forscher-, Propheten- und Politiker-Adel, aber auch solchen, dessen das schlichte Alltagsschicksal bedürfe, wenn es dem Ganzen dienen wolle: ohne "Motive" bleibe die düstere Gegenwart Untergang, m i t ihnen ERWACHE sie zu Künftigem.

Der Weise erhob sich und schritt an den Rand der Terrasse und blickte einem Pfauenauge nach. ALLES LEBEN SEI WUNDER, murmelte er, und sein Auge strahlte, als er sich wieder seinen sonderbaren Gästen zuwandte und weiterfuhr. Es gehe um Dichtungen jener Helden und Heldinnen, in denen sich der ZUG INS GROSZE, INS UNENDLICHE offenbare, dem der deutsche Mensch seine Siege und Niederlagen, G R Ö SZ E verdanke. Parzival suche mystischen Verlangens den Heiligen Gral, die Inbrunst des gotischen Menschen türme Dome ins All, faustische Glut treibe den Forscher in die Rätsel der Sternwelt, den Entdecker zu fernsten Meeren, den Wirtschaftler zu weltumspannenden Ordnungen, den Industriellen zu kühnen Werken. Nicht darauf komme es an, jungem Volke frühzeitig das Wissen um diese Dinge zu vermitteln. Es tue vielmehr not, - er wiederhole sich - IHM MOTIVE ZU SCHENKEN, die sein Werden dem Lebensgläubigen vermählen! Da werde - nicht anders sei es beim jüdisch=israelitischen Volke gewesen - Dichtung Geschichte, Geschichte Dichtung, als solche - Schicksalsbuch: Einklang von volkheitlichem Geschehen, von Persönlichkeit, Sage, Legende und ewigem Leben!

Die Worte des Weisen strömten fast hymnisch.

"Wir sind," sagte er schließlich, "nach bitteren Feldzügen trotz aller Erfolge und Opfer Besiegte. Dies ist es aber, was uns DIE NIEDERLAGE ÜBERWINDEN läßt: daß wir uns auf das INNERLICHSTE zurückziehen, uns auf das UNVERGÄNGLICHE beschränken, wie es in der volkhaften Dichtung, im Werk der volkhaften Dichter lebt. Tun wir das, so kommen wir zu einer wahrhaften Revolution: zu einer solchen, die NIE wiederkehrender Augenblick in der Lebensgeschichte unseres Volkes ist. Ihr Kern kann nicht von Staats wegen zum Reifen gebracht werden: er fordert NEUEN ADEL, wahrhaft AUSLESE. Völker erhalten sich nicht nur dadurch, daß ihnen Kinder geboren werden, sondern dann, wenn sich diesen Kindern die überzeitlichen geistigen Gehalte in die Seele senken, von denen Fichtes Reden sprechen. Sie leben am eindringlichsten in der volkhaften Dichtung - und sie hat das Lesebuch den einzelnen Lebensaltern als SCHATZHALTER zu bewahren. Es muß das Jugendbuch sein in der HEILIGEN SCHRIFT DER DEUTSCHEN. Lese=Fibeln - Bücher, aus denen das Kind des ersten, zweiten und dritten Schuljahres die Technik des Lesens lernt - haben mit ihm nichts zu tun; und ein Schulmeister, der glaubt, volkhafte Dichtung müsse 'behandelt' werden, der also nicht Sagamann sein, jungem Volke erzählen und vortragen kann, der nicht Bruder des Dichters und als solcher Gesandter der Volkheit an das werdende Volk ist, gehört nicht hinein in die Schule der inneren Revolution. Dem wesentlichen Bildner jedoch wird Dichtung

religiöse Liebe oder geliebte Religion. Und wer wollte Edelwerte durch 'Unterrichten' entwerten? Echte Kunst entsteht nicht, um 'betrachtet' zu werden: sie wächst, um da zu sein! Sie baut das Reich der Seele, kündet und zündet. In ihren Gebilden sind wir - trotz allen Bekenntnissen, Parteien und Weltanschauungen - V O L K !"

Der Weise schwieg, und lange wagte keiner der sieben Hähne ein Wort. Immer noch schwebte das Tagpfauenauge um die Astern des Gartens, leuchtete das Geheimnis aus seinen rostbraunen Flügeln, und fern im Blau schwebte ein Bussard.

"Ja," unterbrach der Weise die Stille, "ich wiederhole: im Königssohn, der das Wasser des Lebens sucht, in Wolfdietrich, der den gefangenen Gefährten über Jahrzehnte treu bleibt, in Gudrun, welche den Dienst einer Magd dem Leben in Unehre vorzieht, sind wir - V o l k : GEWEIHTE! Es gibt einen Kanon HÖCHSTER DEUTSCHER WERTE, Freunde. Ihr seid berufen, SIE ZU WECKEN, und nichts hilft euch so wie die volkhafte Dichtung. Leben ohne Heiligung führt in Abgründe. Ich beschwöre das geistig-Deutsche, aus ihm die Kraft zu gewinnen, die uns über alle Trennungen hinweg V o l k sein läßt!" -

"Und was sollen wir tun?" sagte einer der Sieben, und seine Stimme klang zaghaft. Der Weise bat seine Gäste an den Rand der Terrasse und ging mit ihnen zu der heiligen Stätte, an welcher die sieben Wege der Welt einander trafen. Da sahen sie plötzlich an jedem der Wege, den jeder von ihnen gekommen war, einen Weiser. Sie hatten ihn vorher nicht gesehen und huben an, zu lesen, was auf ihren Holzbalken stand.

"Ich führe zu den Wundern der Welt." - "Wer mir folgt, findet den Keim menschheitlichen Lebens: die Familie!" - "Ich bin der Weg in die Geborgenheit dessen, was sich Heimat nennt." - "Ich schenke dem, der rechten Sinnes wandert, Volk und Vaterland." - "Ich bringe den Gleichtakt zwischen Arbeit und Muße." - "Ich lasse den Segen der Gemeinschaft erleben." - "Ich führe dahin, wo Mensch und Welt und Gott zur Dreieinigkeit des Einklanges werden."

Jeder der Sieben las den Spruch seines Weges, und als der Letzte fertig war, blickten sie den Weisen an, was solche Rede bedeute.

"Jeder möge," sagte er, "seinen Weg zurückgehen und die Dichtungen suchen - solche in Vers und Prosa -, in denen jungem Volke lebt, was der Weiser kündet. Wenn ihr glaubt, das Beste gefunden zu haben, so kehrt zurück. Dann wollen wir lesen und lauschen, auswägen und beraten, was wir endgültig wählen. Ich glaube, so finden wir ein BUCH DES LEBENS, das Auslese der Heiligen Schrift unserer Volkheit ist. Was es enthält, muß immer wieder denkmalhaft wirken."

Der Weise verhielt noch einmal, und die geschnitzten Sprüche leuchteten; denn die Sonne schien ungestört. "Dichtung ist nicht Aschenbrödel des Unterrichtes," schloß der Weise. "Sie soll künftig Königin der Schule sein. Geht also und sucht, und wenn ihr gefunden habt, so sprechen wir uns wieder."

Den Worten des Weisen wohnte, obwohl er verhalten sprach, eine solche Kraft inne, daß die Sieben nach seinem Worte taten. Sie verabschiedeten sich stumm und gingen als Verwandelte den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Drei Jahre - heißt es - suchten und fanden sie, und als sie

wieder bei dem Weisen erschienen, waren sie erfüllt von dem Geheimnis der Dichtung und dem Ruf, der in ihnen wirkte. Tage und Nächte saßen sie einträchtig mit dem Weisen und stellten ein Buch der Dichtung zusammen, das Jungen und Mädchen in sieben Büchern die sieben Wege zur Volkheit bewahrt. Es ist wesentliches Glied der Heiligen Schrift des Volkes, welchem die Aufgabe gestellt ist, sich auf das Innerste zu besinnen. In den Schulen begann, als das Buch zu den Kindern kam, ein neues Leben. Die drei Lese=Lern=Bücher, von denen der Weise gesprochen hatte, übten. Die sieben Bände hingegen hielten fest, was WEIHTE, FREUTE und STÄRKTE.

Jeder, der die Bücher liebgewann, weil er verstand, was mit ihnen gewollt war, GLAUBTE an das Künftige, daran, daß Werk des Alltäglichen Religion, Leben aber Gestalt werde.

(L a u t lesen! Dann kommt die Musikalität zur Geltung.) Theodor Seidenfaden

## Das Vermächtnis

Ein reicher Mann, der sterben mußte, gab seinem einzigen Kinde, einem Knaben von vierzehn Jahren, zum Abschiede ein versiegeltes Päckchen. "Öffne es," sagte er, "wenn du erwachsen bist, in deiner einsamsten Stunde! Es enthält das Erbe, das dir helfen wird."

Nach dem Tode des Vaters barg der Sohn das Päckchen und hütete es. Er wuchs heran und schritt, da er ein Jüngling war, himmelanstrebende Pfade. Sie führten ihn an Schluchten und Abgründen vorbei und verstrickten ihn schließlich in dunkle Täler, so daß er seelisch Not litt. Die Freunde, denen er vertraut hatte, ließen ihn im Stich. Sie gingen dem Lärm des Tages nach und stimmten in die Preisgesänge der Männer und Frauen, die dem Schein der Gegenwart leben und die Kraft verlieren, den Atem der Ewigkeit zu spüren.

Da erinnerte sich der Jüngling des versiegelten Päckchens, nahm es aus der Truhe und ging mit ihm durch das Tor der lauten Stadt in die Einsamkeit der Berge. Auf einem Gipfel, um den die Wälder der Nähe und Ferne wie Zauberhüter standen, löste er Siegel und Papier und fand, kunstvoll in Leder gebunden, eine Mappe mit drei pergamentenen Blättern.

Auf dem ersten Blatt stand das Wort: "Im Märchen von den Wassern des Lebens, darin ich jahrelang las, fand ich die goldene Straße, die zur Quelle führt. Ich sah, daß nur reine Absicht hilft, die tückischen Mächte überwinden. Da wuchsen mir Brot und Schwert zu, Freiheit, Ehre und Friede, Wehr und Zehr, und ohne Scheu und Schuld schritt ich den Weg des Lebens fort: gelassen, würdig und heiter. Das Wort des Märchens befreite mich vom Lärm der Zeit. In ihm war ich Enkel und Ahne zugleich und fühlte mich geborgen wie in der Hut meiner Mutter, die lange tot ist."

Die Worte waren in einer alten und verschnörkelten Schrift geschrieben; aber die Sonne schien darüber, und der Jüngling entzifferte sie wie heilige Zeichen.

Auf dem zweiten Blatt las er: "Gegen das Getue der Zwergzeiten hilft der Atem der Sage vom Königssohn, der unter Wölfen aufwuchs, sich im Leben bewährte und zuletzt ein König der Treue war. Er bewahrte sich die Kraft, in eigener Flamme zu verbrennen und immer wieder als stärkere Glut aufzuerstehen!"

Auf dem dritten Blatt stand geschrieben: "Lausche täglich e i -

n e m Dichter! Gewiß stirbt auch Unsterbliches einmal. Der Dichter aber fügt die Scherben der Z_eit zu neuem Bilde, so sicher, wie in jeder neuen Religion eine alte wiederersteht, und er führt dich - durch jede Nacht - an das Morgentor. In seinen Worten wächst immerfort Reich: Heimat der Seele."

Da saß der Jüngling lange und sann.

Erst um die Abendstunde schlug er die Mappe wieder in das Papier. Er ging heim und suchte das Märchenbuch der Knabenjahre, in ihm aber das Märchen vom Wasser des Lebens. Er las es laut vor sich hin, und da war ihm, als verwandelte sich sein Kummer in Freude.

Er suchte die Sage vom Königssohn unter Wölfen, las auch sie, und es war ihm, als würde er neu geboren. Da liebkoste er beide Bücher, verstand das Wort des dritten Blattes und trat vor das Gestell, auf dem die Werke der Dichter standen.

Er folgte dem Worte des dritten Blattes und las täglich aus dem Buche eines Dichters, und wo vorher Zweifel und Unmut gewesen waren, wuchsen nun Gelassenheit, Würde und Heiterkeit.

Als man ihn nach Jahren fragte, wer ihm die Kraft erhalte zu leben, sagte er:"Ich danke sie meinen besten Freunden: dem Märchen vom Wasser des Lebens, der Sage vom Königssohn unter Wölfen und den B_üchern der Dichter!"

Theodor Seidenfaden

## Das Wort der Dichter

Vor alters lebte ein weiser Mann. Er mied den Lärm der Städte und liebte die Stille der Wälder, Berge und Felder.

Zu ihm kam der König des Landes und fragte ihn:"Kannst du mir sagen, wie mein Volk für ewige Zeiten unüberwindlich bleibt?"

Der Weise sann eine Weile, lächelte dann und sprach:"Hüte das Wort der Dichter! In ihm lebt das Wunder des Zeugens."

Als der König bat, ihm den Sinn der Antwort zu deuten, fuhr der Weise fort:

"Kein Junge kann Held, kein Mädchen wahrhaft Frau werden, wenn ihnen nicht die Dichter um Wiege, Heimstatt und Schule singen.

Sie sagen, was die Volkheit fühlt.

Sie bewahren die Kunde der Ahnen; sie mahnen und wecken Frohsinn; sie schärfen die Sinne, Schwert und Speer und stählen den Mut.

Gehe also hin und lehre die Kinder des Volkes das Wort der Dichter: derer, die im Volkhaften wurzeln und zum Göttlichen hinführen!"

Der König folgte dem Rat des Weisen, und das Volk blieb unüberwindlich.

Theodor Seidenfaden

-==-

# Inhaltsverzeichnis

## I. GERMANISCHE GÖTTERSAGEN:



## II. GERMANISCHE HELDENSAGEN:



## III. VON DEN ALTEN GERMANEN



## IV. AUS DEM LETZTEN JAHRTAUSEND:

---=-

<u>Erklärung zu Seite 76 oben</u>:

"Sehen Sie einmal, ich muß Ihnen einmal (etwas) sagen, das ist hier mein Rübenland, und das sind meine Rüben. Ach, die Rüben.. sollten Sie mal kosten, das ist etwas Delikates (Feines).-.., das hier mundet Amtmanns Schweinen, die haben meine schönen Rüben aufgefressen, und nun bin ich ein geschlagener Kerl. Lieber Herr König, der Amtmann will mir nichts vergüten, und das ist doch unbillig. Da wollte ich Sie denn recht schön gebeten haben, Sie wollten doch dem Amtmann sagen lassen, daß er meine Rüben bezahlt. Es soll mir nicht auf ein Gericht Rüben ankommen, und die will ich Ihnen bringen, wenn Sie mir zu (meinem) Rechte helfen!"

--0--

# N A C H W O R T

Zum Schlusse spreche ich allen meinen geschätzten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihre freudige und selbstlose Unterstützung den gebührenden Dank aus. Durch die Verschiedenartigkeit des Stils bringen ihre Beiträge die Mannigfaltigkeit u.den Reichtum der Deutschen Seele wirkungsvoll zum Ausdruck.

Weiterhin bin ich zu großem Danke verpflichtet allen jenen, die in großem Verständnis für die Bedeutung und Tragweite der "Lebenskunde" durch geldliche Unterstützung das Erscheinen dieses zweiten Bandes ermöglicht haben.

Die Leser aber bitte ich,die Schönheitsfehler,welche diesem Notdruck anhaften und die bei aller Sorgfalt nicht zu vermeiden waren, gütigst übersehen zu wollen.

gez. Diepold.

--=--

## Vom "Unterrichtswerk der Deutschen Lebenskunde",

an dem ich seit 18 Jahren arbeite, erschien im Jahre 1952 der erste Band in 2.,gänzlich neubearbeiteter Auflage. Sein Inhalt ist folgender:

I. Verbundenheit mit dem Elternhaus:
   1. Geheimnis des Werdens in Tier- und Pflanzenwelt
   2. Das Mutterherz
   3. Der Opfersinn deiner Eltern
   4. Deine Pflichtarbeit in der Sippe
   5. Kindesliebe
   6. Geschwisterliebe

II. Die Pflicht der Selbsterhaltung:
   1. Der Faule und der Fleißige
   2. Der Ungehorsam und seine schlimmen Folgen
   3. Laß dich nicht verdummen!
   4. Sei furchtlos!
   5. Abwehrkraft und Selbstbehauptung

III. Tu freiwillig das Gute!
   1. Sei wahr!
   2. Sei gütig!
   3. Sei kameradschaftlich!
   4. Sei beherrscht!
   5. Vom Willen zum Schönen

IV. Natur und Weltall:
   a) Die Tiere als beseelte Wesen
   b) Lebensführung im Einklang mit den Gesetzen des Weltalls:
      1. Halte Ordnung!
      2. Sei pünktlich!
      3. Sei zuverlässig!

V. Verbundenheit mit unserem Volke:
   1. Märchen
   2. Feste und Feiern im Jahreslauf
   3. Staatenbildende Tiere.

Märchen und Erzählungen aus dem Kinderleben,die sich an die Erbanlagen des deutschen Kindes wenden, lassen es artgemäße Vorbilder erleben und wecken den im Kinde waltenden Nachahmungstrieb. So

dient dieser erste Band der Seelenentfaltung unserer Kinder vom 5.mit IO.Lebensjahre.

Der zweite B and pflegt die so nötige Verbindung mit unseren Ahnen,mit der Vergangenheit unseres Volkes.

-=-

Band 3 und Band 4 sind seit Jahren ausgearbeitet und sollen mit möglichster Beschleunigung folgen:

Die Seelenentfaltung unserer Kinder vom 8.Lebensjahre ab wird gepflegt durch eine Fülle von Märchen,Erzählungen und Gedichten,die ebenfalls Frohsinn und Heiterkeit atmen,Moralisieren vermeiden und frei von Suggestionen sind.
Aus dem sehr reichen Inhalt wird - unter Beachtung aller Gesetze der Kindes-und Volksseele - das Schönste,Wichtigste u. Wertvollste ausgewählt werden.
Besonderer Nachdruck wird auch in diesem Bande gelegt auf Bewahrung unserer Kinder vor Seelenschädigungen und auf Erstarkung der so nötigen Abwehrkräfte.
So führt der 3.Band den Inhalt des 1. fort.

Der 4.Band dagegen ist das Gegenstück zum 3. und stellt den deutschen Charaktervorzügen und - Tugenden(wie sie im 3.Band geschildert werden) die so schwerwiegenden und bedenklichen deutschen Charakterfehler entgegen,nämlich :

Streitsucht und Uneinigkeit
Verständnislosigkeit und Undank gegen die Großen unseres Blutes
das Verhängnis wahlloser Treue
Neigung zu Entwurzelung,Untreue gegen die eigene Art;übertriebene Pflege des Fremden
Arglosigkeit,Vertrauensseligkeit,Gutgläubigkeit
Blindheit gegenüber drohenden Gefahren der Zukunft
politische Kurzsichtigkeit der Deutschen
Denkfaulheit der deutschen Eintagsfliegen
usw.

Über diese deutschen Charakterfehler belehren geschichtliche Erzählungen,Märchen,Gedichte usw. die Jugend vom IO. Lebensjahre und auch Erwachsene.

=

So stellen diese vier Bände den Grundstock dar für die Entwicklung unserer Kinder entsprechend ihren Erbanlagen, ohne Schädigung ihrer Seelenkräfte und dienen der Entfaltung der Vorzüge,der Bekämpfung der Schwächen unseres Volkscharakters.
An diesen Grundstock werden sich weitere Bände anreihen,die auch schon,wenigstens zum Teile,fertig sind.

-=-

Es erhebt sich nun die Frage,welcher Band zunächst gewünscht wird:

Band 3 oder Band 4?

Interessenten werden gebeten, ihre Wünsche mitzuteilen nach

Hamburg 20, Im Winkel 2.

(Wenn es geldlich ermöglicht werden kann, erscheint der nächste Band in regelrechtem Buchdruck.)